DIE VÖLKER DER ERDE



VON
Dr. KURT
LAMPERT





Die Völker der Erde

Die Erde
in Einzeldarstellungen

I. Abteilung: Die Völker der Erde
Von Dr. Kurt Lampert

II. Abteilung: Die Tiere der Erde
Von Dr. W. Marshall



I. Abteilung (in 2 Bänden)

Die Völker der Erde

Von **Dr. Kurt Lampert**

Erster Band



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt



Arabische Frau

Die Völker der Erde

Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Zeremonien aller lebenden Völker

Von

Dr. Kurt Lampert

Erster Band

Mit 376 Abbildungen nach dem Leben



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht des ersten Bandes



Vorwort

Das zunehmende Interesse an der Völkerkunde hat die Litteratur in den letzten Jahren mit einigen populären Büchern auf diesem Gebiet bereichert. Unter ihnen hat besonders das in England erschienene Werk „The Living Races of Mankind“ von H. N. Hutchinson mit Recht Verbreitung erlangt; denn in einer bisher nicht erreichten Weise wird hier der Text von trefflichen Abbildungen begleitet, die den unschätzbaren Vorzug haben, sämtlich nach dem Leben gemacht zu sein. An dieses Werk schließt sich das vorliegende Buch „Die Völker der Erde“ an, dessen Bilderschmuck ihm fast völlig entnommen ist. Die Anlehnung an den englischen Text ist bedeutend geringer, als ursprünglich beabsichtigt war. Es schien mir vor allem wünschenswert, in der Benutzung der Quellen über den Kreis der englischen Autoren hinauszugehen. Zugleich glaubte ich bei aller Wahrung des Charakters einer für weite Kreise bestimmten Darstellung des Lebens fremder Völker mich doch nicht bloß auf die Schilderung dieses oder jenes Gebrauches, der einen oder der andern Sitte beschränken zu dürfen, sondern ich wollte wenigstens, soweit es der Raum gestattete, den Versuch machen, ein zusammenhängendes Bild von dem gesamten Kulturgehalt, dem geistigen und materiellen Besitz der einzelnen Völker zu geben. Nicht minder glaubte ich auch, in großen allgemeinen Zügen den Charakter des Landes geographisch und klimatisch, sowie seine Tier- und Pflanzenwelt schildern zu müssen; denn die Anthropogeographie lehrt uns, wie sehr der Mensch das Produkt seiner Heimat ist.

Dem Verfasser steht kein Urteil darüber zu, ob der von ihm eingeschlagene Weg der richtige ist. Er darf nur sagen, daß er mit Freude und Liebe an den Versuch herangetreten ist, in populärer Darstellung das Interesse an der schönen Wissenschaft der Völkerkunde in weite Kreise zu tragen. Eines aber möge mir gestattet sein hervorzuheben: die Bedeutung ethnographischer Museen für das Studium der Völkerkunde. Wort und Bild vermögen nur einen schwachen Begriff von dem Kulturzustand fremder Völker zu geben; ergänzend und fördernd treten hier die ethnographischen Sammlungen ein. Immer mehr und gerade noch zur letzten Stunde wird der hohe Wert dieser Sammlungen anerkannt. In besonderem Maß fand ich mich bei meiner Arbeit durch die mich zu lebhaftem Dank verpflichtende Möglichkeit unterstützt, das reiche ethnographische Museum des Vereins für Handelsgeographie in Stuttgart benutzen zu können, das seine Entstehung und seine außerordentliche Weiterentwicklung der unausgesetzten Thätigkeit des Vorstandes des genannten Vereins, des Herrn Grafen Karl von Linden, verdankt.

Nicht minder fühle ich mich meinem verehrten Freunde, Herrn Marinestabsarzt Dr. Augustin Krämer, zu großem Dank verpflichtet, dem trefflichen Kenner der Südsee, der mir einige seiner ausgezeichneten Photographien überließ, ohne Rücksicht darauf, daß er selbst die noch nicht benutzten Abbildungen zum erstenmal zu veröffentlichen gedacht hatte.

Dr. Kurt Lampert



Zur Einführung

Die Welt ist klein geworden. Zusammengeschrumpft sind in unsern Tagen die Entfernungen, die unsern Vorfahren, ja uns selbst noch vor wenig Jahrzehnten außerordentlich dünkten. Nicht nur der Gedanke wird im elektrischen Funken blitzschnell von Kontinent zu Kontinent getragen, nicht nur das gesprochene Wort klingt im selben Moment, in dem wir es ausgesandt, an das Ohr des Hunderte von Kilometern entfernten Freundes, auch den Menschen selbst führen Luxuszüge und schwimmende Paläste in kurzen Wochen bis zu den Antipoden.



Ein Swasikrieger

Die Zeiten sind vorüber, wo es den deutschen Philister nicht zu kümmern brauchte, wenn hinten weit in der Türkei die Völker aufeinander schlugen. Alle bedeutenden Nationen, soweit sie sich überhaupt noch für die Zukunft diese Eigenschaft sichern wollen, sind auf die Bahn der Weltpolitik gedrängt worden; rascher und entschlossener betrat die eine den Weg, zögernder folgte die andre, aber das „Greater Britain“, die „Weltpolitik Deutschlands“, der „Imperialismus Amerikas“ sind nicht nur das Produkt politischer Richtungen, nicht launenhafte Ideen, sondern auch die naturnotwendige Folge der total veränderten Verkehrsverhältnisse unsrer Zeit. Der Kaufmann und der Missionar sind stets die Pioniere für den Aufschluß und die Erforschung neuer

Länder gewesen, haben die Bekanntschaft mit ihnen und ihren Eingeborenen vermittelt; die schützende Macht des Staates folgte erst später, oft sehr spät. Aber ein neuer Faktor kommt in unsern Tagen hinzu, um die Blicke in ferne Länder gehen zu lassen. Die Expansionskraft der herrschenden Kulturstaaten Europas und Amerikas hat sich auf die scheinbar noch besitzlosen Länder geworfen. Eine neue Teilung der Erde erfolgte in neuester Zeit. Es ist ein buntscheckiges, stark exotisches Gewand geworden, das die Staaten des alten Europa sich angelegt haben; dort afrikanische Stoffe von Ost, Süd und West, hier indische Prachtgewänder und der Perlenschmuck der Südseeinseln!

Sagenhaft klang früher die Kunde von den Bewohnern fremder Weltteile zu uns herüber. Es war ein Ereignis, wenn ein Einheimischer zurückkehrte nach jahrelanger Abwesenheit in überseeischen Ländern und berichten konnte von ihren sonderbaren Pflanzen, ihren merkwürdigen Tieren und besonders von ihren Bewohnern, den schwarzen, braunen, gelben Menschen mit ihren auffallenden Sitten, ihren eigenartigen Gebräuchen. Und heute? Ein Aufenthalt im Ausland, in den Kolonien gehört für den jungen Kaufmann zur Ausbildung, zur Vervollkommnung seiner Kenntnisse. Aber auch alle diejenigen, die nicht Beruf oder Neigung hinausführt, haben ein reges Interesse gewonnen für die weite Welt: wer möchte nicht Näheres wissen von unsern neuen Landsleuten in Samoa, von den Negern Afrikas und ihren Staaten, die noch heute auch in der hohen Politik der weißen Großmächte einen nicht zu unterschätzenden Faktor bilden; von den letzten Resten der roten Ureinwohner Amerikas, die heute vor der Macht der weißen Rasse dahin geschmolzen sind; von den uralten Kulturreichen Asiens, die auf Jahrtausende zurückblickend in ihrer Entwicklung stehen geblieben scheinen, in ihrem ganzen geistigen Inhalt uns so fremdartig dünken und deren Lebenskraft vielleicht doch nur schlummert, um auf einmal zu neuer, ungeahnter, überraschender Thätigkeit zu erwachen?



Behaartes Mädchen aus dem Stamme der Laos (Birma)

So darf heute ein Werk, das den Leser zu den Völkern der Erde führt, gewiß auf guten Empfang rechnen.

Die Völkerkunde hat in den letzten Jahren einen überraschenden und höchst erfreulichen Aufschwung genommen. Sie soll aber nicht eine Wissenschaft für den Gelehrten bleiben, sie soll auch in das Volk, in weiteste Kreise dringen. Sie soll unterhaltend belehren, und die immer weiter und tiefer eindringende Kenntnis der Völker andrer Erdteile und Länder wird sich in vielen



Julia Pastrana, eine Mexikanerin mit abnormem Haarwuchs und abnormer Zahnbildung (die oberen Augen- und Schneidezähne fehlen)

Fällen nicht nur nützlich erweisen, sie ist sogar direkt erforderlich für alle, die mit fremden Völkern zu thun haben.

Wie viele schwere Mißgriffe, die schon von allen kolonisatorisch thätigen Völkern gemacht worden sind, haben ihre Ursache in der Unkenntnis! Wer nicht in den Geist andrer Völker einzudringen vermag, wer sich nicht die Mühe giebt, ihre Sitten und Gebräuche nicht nur kennen zu lernen, sondern sie auch, wenn irgend möglich, zu verstehen, der kann auch nicht über andre Völker herrschen, er kann wenigstens nicht erwarten, daß ihm die unterworfenen Völker Vertrauen entgegenbringen, daß seine Herrschaft von Erfolg begleitet ist, daß sie auf andrer Grundlage ruht, als auf den Machtmitteln brutaler Gewalt. Wie schwer haben sich schon Fehler gerächt, die aus Unkenntnis des Charakters der Naturvölker begangen wurden; wie leicht wären diese häufig zu vermeiden gewesen bei etwas liebevollem Eindringen in das fremde Wesen, bei Verständnis und Interesse für die Eigenart der fremden Völker.



Kaffernmädchen, Schwester des Häuptlings Lototowayo

Wie aber für den Beamten, für den Forschungsreisenden, der in die Kolonien geht, ethnographische Kenntnisse geradezu notwendig sind, so wenig kann ihrer heute der Kaufmann entraten. Schon haben die Engländer zu ihrem Schaden die Wahrheit dieses Satzes erfahren. In langen Jahren an die fixe Idee gewöhnt, daß ihnen die Herrschaft der Welt auch kommerziell selbstverständlich zukomme, glaubten sie sich nicht nach den Ansichten andrer richten zu müssen, sondern ihnen ihren Geschmack aufdrängen zu dürfen. Da öffnete ihnen die immer bedrohlichere Konkurrenz des deutschen Kaufmannes die Augen: er verstand es besser, auf seine Kundschaft bei den Natur- und Halbkulturvölkern Rücksicht zu nehmen, er beobachtete ihren Geschmack, er fügte sich ihren Wünschen und eroberte sich so den Markt.

Noch ein weiterer Grund rückt heute das Studium der Ethnographie an hervorragende Stelle. Für keine Wissenschaft gilt so sehr die Mahnung, zu wirken, solange es noch Tag ist. Wie Märzenschnee vor der Sonne schmolzen in der Berührung mit der übermächtigen weißen Rasse die Eigenart der Naturvölker und oft auch diese selbst dahin. Der Väter Sitten und Bräuche werden verlassen und dafür europäisches Wesen nicht eingetauscht, sondern meist unglücklich kopiert. Bekannt geworden mit den guten und schlimmen Sitten der weißen Eindringlinge, nehmen fast alle Naturvölker die schlimmen rasch, leicht und gründlich an; Laster und Krankheiten, von der weißen Rasse eingeführt, die selber dagegen schon fast immun geworden ist, überfallen mit erschreckender Heftigkeit ihre neuen Opfer und dezimieren sie. So ist gerade in unsern Tagen noch Zeit, die Eigenart fremder Völker zu studieren, ehe diese verschwunden sind.

Alles sollte geschehen, das Interesse für die Völkerkunde in weiteste Kreise zu tragen, und auch diesem Werk möge es beschieden sein, seinen Teil beizutragen. Nicht ein schwerwissenschaftliches Werk über Ethnologie soll dem Leser geboten werden, sondern ein populäres Buch, das in unterhaltender und doch zuverlässiger Darstellung in diese schöne Wissenschaft einführt. Besonders sollen die äußere Erscheinung der verschiedenen Rassen, die Kleidung und der Schmuck, ihre Waffen und

Hausgeräte, ihre Lebensweise in Nahrung und Wohnung, in Krieg und Frieden, ihre Sitten und Gebräuche, besonders bei den Hauptabschnitten des menschlichen Lebens, bei Geburt, Heirat und Tod, berücksichtigt werden. Kurz, das Werk soll einen tiefen Einblick in das Leben, Thun und Treiben der so verschiedenartigen und doch wieder zusammengehörigen einzelnen Glieder der großen Menschheitsfamilie gewähren.

Ganz besondere Aufmerksamkeit ist der reichen bildlichen Ausstattung gewidmet. Für diese kam ein ganz einzigartiges Material zur Verwendung, eine durch Jahre hindurch mit vielen Mühen und Opfern zusammengetragene Sammlung prächtiger photographischer Aufnahmen nach dem Leben aus aller Herren Ländern. Dadurch ist in den Abbildungen eine Unmittelbarkeit und Treue der dargestellten Gegenstände erreicht, die keine Zeichnung zu bieten vermag.

Der Verfasser



Turkmenenfamilie vor ihrer Hütte



Junger Samoaner

Erstes Kapitel

Polynesien

Samoa — Hawaï — Cook-Inseln — Tahiti — Paumotu-Inseln und Pitcairn — Osterinsel — Tonga

Samoa

Unter allen Inseln des Großen Ozeans sind die Schifferinseln oder Samoa in den letzten Jahren wohl am häufigsten genannt worden und einem größeren Kreis wohl am bekanntesten. Spielten doch diese Eilande seit Jahrzehnten eine wichtige Rolle in der hohen Politik zivilisierter Mächte; im Kampf mit den Eingeborenen und in Sturmesgewalt ging auch deutsches Leben auf Samoa verloren, bis endlich durch Vertrag vom 14. November 1899 das Geschick der „Perle der Südsee" entschieden und die Inseln unter Ausscheiden Englands zwischen Deutschland und Amerika geteilt wurden.

Die ganze, Samoa genannte, zwischen $172^{0}_{45}{}'$—$168^{0}_{9}{}'$ w. L. und $13^{0}_{5}{}'$—$14^{0}_{5}{}'$ s. Br. gelegene Gruppe besteht aus vier Teilen, genannt nach Hauptinseln, denen sich noch einige kleinere, zum Teil sogar unbewohnte Nebeninseln anschließen. Von diesen vier Teilen, Sawaii, Upolu, Tutuila und Manua, welch letzteres nur ein geographischer Sammelbegriff für einige kleine Inseln ist, stehen die ersteren zwei unter deutscher, die letzteren zwei unter amerikanischer Oberhoheit.

Die Samoagruppe zählt zu jener Schar kleiner und kleinster Inseln und Inselchen, die sich im Stillen Ozean in schier unzählbarer Menge finden und geographisch als Polynesien, als das Vielinselreich zusammengefaßt werden. Meist sind es Inseln von geringer Größe, und je weiter wir nach Osten kommen, um so unbedeutender an Größe, aber um so größer an Zahl werden die Inselchen.

In größerer Menge bei einander liegend, bilden sie häufig förmliche Inselwolken, besonders im westlichen und südlichen Teil des Stillen Ozeans, während dessen östliche, Amerika zugewendete Hälfte wiederum inselarm ist. Teils vulkanischen Kräften ihre Entstehung verdankend und dann als hohe Berge, wie zum Beispiel auf Hawaï bis über 4000 Meter, emporragend, teils ein Produkt der Riffe bildenden Korallentierchen und dann nur wenige Meter über die blauen Fluten des Ozeans sich erhebend, bieten diese Inseln und Inselchen intime landschaftliche Reize, die es manchem Südseefahrer angethan haben, und auch in der Weltgeschichte unsrer Tage haben die Namen verschiedener dieser Inseln Klang und Inhalt gewonnen, vor allen andern Samoa.

Mit den Samoainseln wollen wir unsre Wanderung durch die Südsee beginnen und ihre Bewohner kennen lernen, ein Volk, das sicher unser Interesse in hohem Grad zu erwecken geeignet ist; denn vor allem müssen wir bedenken, daß diese Insulaner, wie alle Bewohner der Inseln des Großen Ozeans und auch Australiens, bis zu dem Erscheinen der Europäer in der Steinzeit lebten,

das heißt die Metalle und ihren Gebrauch nicht kannten. Um so bewundernswerter ist der sonstige hohe Kulturstand, den wir diesen „Wilden“ zuschreiben müssen.

Zahlreich ist infolge der politischen Bedeutung Samoas die Litteratur über diese Inseln, früher hauptsächlich aus englischen und amerikanischen Federn stammend, während sich neuerdings besonders deutsche Forscher und Reisende um die Kenntnis der Inseln und ihrer Bewohner große Verdienste erworben haben.



Tau'i, ein samoanischer Häuptling, mit Prunkkopfschmuck und Nackenschmuck aus Pottwalzähnen

Fast durchweg wird den Bewohnern Samoas von ihren Biographen Lob gezollt: die körperliche Erscheinung vereint sich mit den Charaktereigenschaften, um unter den Inselbewohnern der Südsee die Samoaner als eine besonders sympathische Rasse erscheinen zu lassen.

Wenn auch ein scharf unterscheidender Anthropologe die Samoaner nicht als einen einheitlichen Typus gelten lassen wird, sondern von dem spezifisch samoanischen Typus einen tonganischen und einen fidschianischen Typus unterscheidet — eine durch frühere Beziehungen zwischen den drei Inselgruppen erklärbare Erscheinung — so können wir uns hier damit begnügen, auf die stattliche Körpergröße, den oft geradezu feinen Gesichtsschnitt und die helle Hautfarbe hinzuweisen, um jenen Reisenden beizupflichten, die bei den Samoanern die körperlichen Vorzüge der Polynesier am besten ausgeprägt finden. Zugleich werden sie als ruhig, ehrlich, gastfreundlich, angenehm im Umgang und heitern Sinnes geschildert, wobei aber zugleich besonders den Häuptlingen eine angeborene und ihnen gut stehende Würde zukommt.

Der Name Schifferinseln, der unsrer Inselgruppe beigelegt worden ist, aber heute kaum mehr gebraucht wird, deutet schon auf die Kenntnis der Samoaner in der Schiffahrtkunst hin, die allerdings heute vermindert ist und von andern Südseeinsulanern, besonders den Bewohnern von Tonga,

übertroffen wird. Die insulare Lage ihrer Heimat erzog alle Bewohner der Südsee von Anfang an zu geschickten Schiffbauern und nicht minder zu wagemutigen Schiffern. So ist auch die große Mannigfaltigkeit der Fahrzeuge in der Südsee leicht verständlich, die wir vom einfachen Floß bis zum Segelschiff mit Ausleger und zum Doppelkanoe vertreten finden.

Aber auch in andern Künsten sind die Samoaner wohl erfahren, besonders in der Herstellung von Rindenstoffen und in der Flechterei von feinen Matten.



Samoanerin

In der ganzen Südsee dient vielfach zur Kleidung ein eigens präparierter Baumbast, die sogenannte Tapa. Meist wird sie vom Bast des Papiermaulbeerbaums (Broussonetia papyrifera) gewonnen, indem zunächst, einige Tage nach dem Fällen des Baumes, Rinde und Bast von dem halb trockenen Stämmchen abgelöst werden. Nachdem der Bast gereinigt und in Wasser aufgeweicht ist, wird er mit gerippten Schlegeln aus hartem Holz oder mit Steinschlegeln auf einem Holzblock geschlagen. Dieses Klopfen, so wird erzählt, belebt ein Südseedorf wie das des Dreschflegels ein deutsches. Durch diese Prozedur wird der Bast breiter, freilich aber auch dünner, so daß mehrere Lagen aufeinander geklebt werden müssen; zur Färbung werden dann die Baststücke entweder über hölzerne oder aus Kokosfasern gemachte Druckformen gezogen, auf denen die sehr verschiedenartigen Muster angebracht sind, oder der Druck erfolgt, wie dies auf Hawaï der Fall ist, mit kleinen Stäbchen, auf deren verbreitertem Ende die Figuren, ähnlich wie Typen, eingeschnitten sind, und oft werden noch bestimmte Figuren mit Handzeichnung eingefügt. Zur Färbung werden Pflanzen oder Ruß benutzt. Die Farben sind schwarz, weiß, gelb und rotbraun. Leider hat der europäische Einfluß die meist sehr geschmackvollen

Muster nicht verbessert, wie überhaupt der schönen Tapa mit der Einfuhr der billigen, aber auch minderwertigen europäischen Stoffe eine nur zu erfolgreiche Konkurrenz geschaffen wird.

Die samoanischen Tapa erregen nicht nur durch die Größe der einzelnen Stücke, die bis hundert Meter und mehr betragen können, unsre Beachtung, sondern nicht minder durch ihren Reichtum und den Geschmack der verschiedenartigen Muster, mit denen sie bedruckt sind. Mit den Tapa konkurrieren an Geschmack und Schönheit der Ausführung die Matten, die zum Teil sogar als Königsmatten eine gewisse politische Rolle spielen; die letzteren sind ausgezeichnet durch besondere Feinheit und durch Einflechtung kleiner roter Federn am Rand; bei den Wahlen der Häuptlinge und Oberhäuptlinge, großen Staatsaktionen, sind die Gewählten verpflichtet, ihren Wählern Geschenke in Form dieser Staatsmatten zu geben.

Tapa und Matten dienen den Samoanern zur Kleidung, soweit diese heute nicht schon europäisch geworden ist, und zum Schmuck des Hauses; sich selbst aber verstehen der Samoaner und die Samoanerin ebenfalls zu schmücken und dadurch die von der Natur verliehenen Vorzüge zu heben. Halsschmuck aus den geschnittenen Zähnen des Pottwals ist, wie unser Bild (S. 8) zeigt, ein ebenso reicher wie kleidsamer Schmuck der Männer, und bei dem weiblichen Geschlecht spielen neben allerlei geschmackvollen Ketten aus Zähnen und verschiedenen Meeresschnecken oder deren Teilen, zumal frische Pflanzen, Blätter und Blüten eine große Rolle. Leuchtende, duftende Blüten im dunkeln Haar, lange Ketten aus Blumen und wohlriechendem Blätterwerk um Nacken und Büste geschlungen verleihen den hübschen Erscheinungen der Samoanerinnen einen besonderen Reiz. Daß bei Festlichkeiten eine erhöhte Pracht entfaltet wird, ist selbstverständlich, und eine unsrer Abbildungen zeigt uns den originellen, stolzen, hochaufgetürmten Kopfschmuck eines samoanischen Häuptlings. Der Schmuck besteht aus einer doppelten



Samoanerin

Perücke mit Kalk gebleichten Menschenhaares; dieses ist in einzelne Bündel zusammengefaßt und auf Schnüre aufgereiht. Der Vorderteil der Perücke ist mit einem Bündel karminroter Papageifedern geziert; zusammengefaßt ist der ganze Schmuck nach unten durch ein Band, das mit einer oder, wie unser Bild zeigt, mehreren Reihen perlmutterartig glänzender Schalenstücke des Nautilus, und zwar von dessen innerster Schalenwindung, besetzt ist. Den Abschluß des Ganzen nach vorn bildet eine staffeleiartige Verbindung schwarz umwundener Holzstäbchen, geziert mit Federballen und zwei großen Platten der Perlmuschel. Der ganze Schmuck ist ebenso originell wie schön, besonders durch die Kontrastwirkung der lebhaft perlmutterglänzenden Platten und der Nautilusstücke, bei denen dem Perlmutterglanz ein matter bläulicher Ton beigemischt ist. Leider dringt selbst bei solchen



Drei samoanische Schönheiten

Schmuckstücken bereits europäische Schundware ein, indem statt Perlmutterplatten Spiegel geringster Sorte benutzt werden.

Als Wohnung dienen den Samoanern Hütten, deren mit Zuckerrohr oder Maisblättern gedeckte Dächer aus gebogenen runden Hölzern bestehen und auf runden Pfosten ruhen; der Zwischenraum zwischen diesen wird durch Jalousien aus geflochtenen Palmblättern ausgefüllt, und im Innern dienen Matten und Nackenstütze als Schlafgelegenheit, und Tapas nebst hübschen Schüsseln und anderm Hausgerät verleihen dem Gemach einen wohnlichen Charakter.

Die Thätigkeit der Samoaner besteht wie die der andern Südseeinsulaner hauptsächlich in Ackerbau und Fischfang; in Ausbildung der verschiedenen Fanggeräte für Fische, Netze, Reusen, Fischspeere u. s. w. haben sie es zu einer großen Fertigkeit gebracht; geradezu erstaunlich aber und nur durch die stete Beobachtung und den Umgang mit der Natur erklärlich ist die Fülle von Namen, die die Samoaner für die verschiedenen Fische und andre Meerestiere besitzen, wobei nicht nur

die verschiedenen Arten, sondern auch öfters die Altersstufen ein und derselben Art unterschieden werden; im Vergleich hierzu denke man daran, wie viele von den Fischen unsrer Gewässer selbst bei der Landbevölkerung unbekannt sind!

Selbstverständlich bietet das Meer eine Fülle von Nahrung in Fischen nicht nur, sondern auch in allerlei anderm Getier; erwähnenswert ist hier ein Wurm, dessen Fang ein großes Fest darstellt. Dieser, mit seinem samoanischen, auch in die Wissenschaft übergegangenen Namen Palolo genannt, tritt nur zweimal im Jahre auf und zwar stets ganz genau im Oktober und November am Tag des letzten Mondviertels; dann aber erscheint er in ungeheurer Menge, so daß das Meer von der Unmasse der Würmer breiig wird. Für die Insulaner aber ist das Erscheinen des Palolo ein Ereignis, denn frisch sowohl wie in Bananenblättern gedünstet findet er zahlreiche Liebhaber, und weithin von Dorf zu Dorf wird der Palolo an diejenigen als Geschenk verschickt, denen es nicht möglich war, am Fang selbst teilzunehmen. Wir können es uns nicht versagen, der poetischen Schilderung hier einen Platz zu geben, die Dr. Krämer von dem Palolofang auf Samoa gegeben hat, dem er mehrfach beizuwohnen Gelegenheit hatte:



Häuptlingstochter von Saluafata (Samoa). Vater Tonganer, Mutter Samoanerin

„Der Fang bietet einen eigentümlichen Reiz. Noch bei Nacht, gegen 1/4 4 Uhr morgens, begiebt man sich zu Apia im Boote nach dem nahen Fangplatz. Am Himmel steht der Halbmond, am klaren Sternenhimmel nur wenig Licht spendend. Eine kühle Landbrise ruft das Gefühl der Morgenfrische wach. Man durchquert den Hafen, steuert auf den Riffeinlaß bei Matauta zu und dringt im Strandkanal in wenig Minuten bis zur Landspitze vor. Von hier ist das „Palolotief“ durch die flache Lagune getrennt noch 50 Meter entfernt. Vor 4 Uhr kommt man noch einigermaßen leicht hinüber, wenn das Boot nicht zu sehr besetzt ist, nach 4 Uhr ist es schon sehr mühsam.

„Tastend suchen die Boote in der Dunkelheit ihren Weg zwischen den Korallenrasen, die hier die Lagune teilweise füllen, bis man plötzlich in tieferes Fahrwasser gelangt. Dunkle Schatten von früher angekommenen Booten sieht man auf dem glatten Wasser liegen, ein Zeichen, daß andre schon am Platze sind. Gegen 5 Uhr beginnt es sich allmählich im Osten zu lichten. Schon erkennt man in der Nähe einige bekannte Gestalten, blumenbekränzt und duftige Ketten über der Brust. Aber nur ein leiser Gruß tönt dem Ankommenden entgegen, als ob man fürchtete, die Beute durch Lärm zu verscheuchen. Einzelne Personen schöpfen schon Wasser, und es scheint, daß der Fang gut ist. Es wird lichter und lichter; die kurze Dämmerung beginnt. Jetzt sieht man das Wasser, und bald gewahrt

man auch einzelne lange, dünne Würmer darin sich schlängelnd fortbewegen. Bald mehrt sich mit der Helle auch deren Zahl; niemand achtet mehr der Nachbarn; alles schöpft und fängt, die Beute in bereitgestellte Eimer schüttend. Blickt man aber auf, so gewahrt man ein wunderbares Bild: vor sich das hohe, grüne Land, die Schluchten noch in Dunkel gehüllt, die lichten Höhen im saftigen Grün schillernd; unten aber am Strande die Hütten zwischen den nickenden Kokospalmen, ein endloser grüner Strand; der frische, ablandige Morgenwind, voll von Blumendüften, verscheucht die Müde der kurzen Nacht; seewärts der weite, stille Ozean, im ersten Blau des Morgenlichts aufleuchtend; unermüdlich wälzt er seine Fluten gegen die nahe Riffkante an, wo der weiße Gischt zusammenstürzt, die erste See schon gefolgt von einer zweiten und dritten in unaufhörlichem Spiel; in dem stillen Wasser ringsumher ein buntes Gewirr von Booten und Kanoes, eine Unzahl junger geschmückter Mädchen und alter Weiber, emsig fischend, unter Lachen und Scherzen; da hebt sich schon die Sonne im Osten; alles eilt dem Lande zu, um die Boote, ehe es zu heiß wird, über die nun nahezu trocken gefallene Lagune zu ziehen. Auf der stillen Wasserfläche des Palolotiefs sieht man nun die Bonitos die Nachlese halten; bald aber ist dort alles wieder still wie zuvor."

Bei Festlichkeiten spielt das Schwein eine große Rolle, und auch der Hund gilt als beliebte Speise.

Weniger zum Zweck der Nahrungsbeschaffung als zum Sport wird auch die Jagd auf die für Samoa charakteristische Zahntaube betrieben.

Neben dieser Neigung für friedliche Beschäftigung beseelt auch die Samoaner ein kriegerischer Sinn; selbst europäische Mächte haben diese Insulaner als tapfere Gegner kennen gelernt, und in der voreuropäischen Zeit wüteten auf den einzelnen Inseln oft erbitterte Kämpfe, die nicht nur mit großem Heldenmut zwischen den Kriegern der einzelnen Häuptlinge ausgefochten wurden, sondern oft auch in brutale Grausamkeit bis zur Vertilgung wehrloser Weiber, Greise und Kinder ausarteten. Dazu kam in früherer Zeit noch der Kannibalismus, der auch auf Samoa blühte und bei einzelnen Häuptlingen oft erschreckende Formen annahm. So zeigt man noch heute den Stein, auf dem unter dem Häuptling Malietoafaiga den täglichen Menschenopfern der Kopf zertrümmert wurde.

Auch die Frauen beseelt kriegerischer Sinn; man sah sie bei den Kämpfen den Kriegern Wasser zutragen, unbekümmert um die sie umschwirrenden Kugeln. Als besondere Trophäe galt den siegreichen samoanischen Kriegern der Kopf des überwältigten Feindes; sie hatten ein eignes Instrument zum Abschneiden dieser grausen Trophäe, früher aus Holz, heute, in genauer Nachahmung dieses Holzmessers, aus Eisen, und noch in den Kämpfen mit den europäischen Mächten fiel mancher Kopf eines Matrosen in die Hände der



Häuptlingssöhne von Samoa im Festschmuck mit einer Häuptlingstochter, mit Matten angethan



Häuptlingstochter im Festschmuck

Samoaner. Pritchard giebt eine lebhafte Schilderung des Triumphes des glücklichen Kriegers. Die blutige Trophäe in der Hand, die Keule, die den Feind glücklich zu Boden gestreckt, mit wilden Gebärden um sein Haupt schwenkend, zieht er in phantastischen, aufgeregten Sprüngen vor dem Häuptling vorbei, immer aufs neue in gellendem Triumphgeschrei seinen Ruhm verkündend: „Ich habe meinen Mann; ich habe meinen Mann."

Die zahlreichen erbitterten Fehden, die auf Samoa wohl seit uralter Zeit blühten, waren meist Parteikriege, ein Ringen um die Machtstellung zwischen den einzelnen mächtigen Häuptlingsfamilien. In welch anderm Licht, als in der gewöhnlichen Beleuchtung der „Wilden", erscheinen uns diese Insulaner, wenn wir an der Hand Dr. Krämers, dieses trefflichen Samoakenners, die staatliche Organisation und vor allem die Geschichte Samoas studieren. Auf 600 bis 700 Jahre geht die mündliche historische Ueberlieferung zurück, daneben finden sich schriftliche Urkunden und Stammbäume, ein für den kundigen Forscher wertvolles Material. Mit wachsendem Erstaunen erkennen wir aus den hierauf fußenden Krämerschen Darlegungen die hohe Bedeutung der Genealogie der einzelnen Geschlechter, und wenn auch die klangvollen Namen in diesem samoanischen Hofkalender, wie Taimuna, Vaetamasoa, Gatoeitele, Nafanua und andre fremd an unser Ohr schlagen, so beanspruchen doch heute Namen wie Malietoa, Tamasese, Mataafa auch in der Geschichte ihren Platz, und jedenfalls können wir uns der Ueberzeugung nicht verschließen, daß sich auch ohne jeden Einfluß der sogenannten Kulturnationen auf jenen abgeschiedenen Südsee-Eilanden eine Staatsform herausgebildet hat, die kompliziert und eigenartig ist und doch wieder merkwürdige Anklänge zeigt an unsre Verhältnisse im Mittelalter.

Eigenartig für die Verfassung Samoas ist die Existenz einer Art Wahlkönigtums. Mächtige Adelsfamilien haben das in ihren Familien sich forterbende Recht, bestimmte Titel zu verleihen, und besonders vier Titel waren es, deren Gesamtbesitz ihrem Träger das Recht verlieh, Herrschergewalt über Samoa auszuüben. Allerdings trat dieser König von Samoa nur in Kriegszeiten hervor, während die Herrschergewalt in Friedenszeiten in den Händen der erwähnten großen Familien lag, deren Häupter als Sprecher bezeichnet werden (Tulafale). Auch in Samoa war die individuelle Tüchtigkeit für die Ausfüllung der führenden Stellung maßgebend, auch hier finden wir Scheinkönige, die nur nominell herrschen, während mächtige Königsmacher die thatsächliche Gewalt in Händen haben, aber auch hier bedeutende Fürsten, und wie anderwärts, so wüteten auch hier auf den Schifferinseln heftige Dynastenkriege. Das Erscheinen der Weißen auf den Inseln konnte bei der Rivalität



Sauni Mataafa Talala Telea Faumuina
Fiame 'Omate Tagaloa-Tufu Tauiliili

Mataafa mit seinen Häuptlingen in Jaluit in der Verbannung

(Mit gütiger Erlaubnis der Herren Verfasser und Verleger des Werkes „Dr. Krämer, Die Samoa-Inseln, Stuttgart 1901, Naegele)

der drei Großmächte Deutschland, England und Amerika zunächst nur dazu beitragen, die Wirren zu vergrößern, bis durch den oben erwähnten Vertrag eine friedliche Teilung stattfand, zugleich aber, um die Worte Krämers zu gebrauchen „am Ende des scheidenden Jahrhunderts das samoanische Nationalgefühl, nun schon mehr als ein halbes Jahrhundert im Bann der Weißen, noch einmal hell aufflammte, und alle Stimmen und damit auch die erwähnten Titel auf Mataafa übertrug;" dieser als Großhäuptling vom Deutschen Kaiser eingesetzte, unstreitig hochbedeutende Fürst darf wohl als letzter Repräsentant der Königsmacht altsamoanischer Zeiten gelten.

Ehe wir von den Samoanern Abschied nehmen, müssen wir noch der Festlichkeiten gedenken, die bei ihnen eine große Rolle spielen. Auch unsre neuen Landsleute verstehen die Feste zu feiern, wie sie fallen. Daß mit besonderen Festlichkeiten Verheiratungen verbunden sind, hauptsächlich wenn es sich um eine Verbindung zwischen hervorragenden Persönlichkeiten einer Dorfschaft handelt, ist selbstverständlich, und ihnen wollen wir daher einige Worte widmen, indem wir der Schilderung Krämers folgen. Hat ein junger Häuptling ein Auge auf eine Dorfschöne geworfen und sind die Sprecher seiner Dorfschaft damit einverstanden, weil jenes Mädchen aus angesehener Familie und im Besitz vieler feiner Matten ist, so halten sie darüber eine Beratung, wie es wohl einzurichten wäre, damit der junge Mann zu seinem Ziel käme. Sie verabreden, daß vorerst einmal einige Leute geheimerweise unter irgend einem Vorwand in das Dorf gehen sollen, um zu sehen, ob auch alles richtig in Ordnung ist, um das Mädchen möglichst kennen zu lernen und ihre Absichten zu erfahren. Erst wenn diese Fahrt zur Zufriedenheit ausgefallen ist, indem die Brautwerber alle möglichen Listen aufgeboten haben, wird eine eigentliche Brautwerbefahrt von dem Dorfteil ausgerüstet, wo der Häuptling residiert, der aber selbst noch nicht mitgeht. Die Brautwerber nehmen viel Essen mit: die als Taro bekannte, in der ganzen Südsee eine große Rolle spielende Wurzel und Schweine, und reisen nach dem Ort des Mädchens. Wenn dort ihr Essen angenommen wird und die Schöne sich nicht sträubt, so gilt die Heirat als abgemacht. Häufig jedoch ist dies nicht der Fall, und erneute Brautwerbefahrten sind nötig, wobei die Zahl der Mannschaft und auch der mitgenommenen Schweine immer größer wird. Wird das Essen angenommen, so folgen Lustbarkeiten, bis die Gesandtschaft wieder aufbricht, um am Ort des Bräutigams alles zur Hochzeit vorzubereiten. Unter anderm suchen vor allem die beiderseitigen Anverwandten nach Geschenken: die Verwandten des Bräutigams nach Halsschmuck, Stirnschmuck, roten Federn, Waffen, Keulen, Fischgeräten, Beilen, Booten, sogar ganze Häuser werden als Geschenke gebaut. Die Familie der Braut sucht nach feinen und weißen Matten, nach Rindenstoffen, Fächern, Kämmen u. s. w. Wenn alles bereitet ist, dann kommt die Dorfschaft der Braut in zahlreichen Booten zu dem Dorf des Bräutigams gefahren, und nun findet auch alsbald die Hochzeit statt, deren Hauptprogramm sich auf drei Tage erstreckt. Unter den mancherlei Gebräuchen sei hier nur die Vorführung des Brautschatzes, besonders der feinen Matten erwähnt, wobei Braut und Bräutigam auf Matten sitzen, erstere bedeckt mit Blumen, Mantelüberrock und Matten. Während der ganzen Zeit finden alle Abende Tänze statt, abwechselnd von der einen und der andern Partei, und Lustbarkeiten und Spiele werden ohne Ende ersonnen.

So pomphaft die Hochzeit gefeiert wird, so sind doch diese Ehen bei dem hierin flatterhaften Charakter der Samoaner häufig nicht von langer Dauer; es ist dies mit dem hohen Wert, der besonders früher auf strenge Sittlichkeit der Mädchen gelegt wurde, eigentlich schwer in Einklang zu bringen. Die Triebfeder des Handelns ist bei den Frauen meist der Ehrgeiz, denn ihnen stehen sogar Titel und Aemter, ja der Thron offen. Finden die Ehegatten, daß sie lange genug verheiratet waren, so trennen sie sich ohne weitere Zeremonie, und schon stehen die Verwandten mit einer neuen guten Partie für beide Teile hinter der Thür.

Was bei allen Festlichkeiten auffällt, ist die durch langjährige Sitte fixierte strenge Regelung der Zeremonien. Vor allem gilt dies von dem Genuß des bekannten Getränkes Kawa, dessen Bereitung und Austeilung eine wichtige Stelle im samoanischen Leben einnimmt. Das Getränk, das aus der Wurzel einer Pfefferart gewonnen wird, schmeckt sehr erfrischend, soll aber nach starkem Genuß zwar nicht berauschen, aber leichte Lähmungen der unteren Extremitäten hervorrufen.

Sobald ein Wanderer in ein samoanisches Haus zum Besuch kommt, wird zur Kawabereitung geschritten, und von allen Staatsaktionen, Besuch von Häuptlingen, Empfang von Gesandtschaften, Einsetzung von Häuptlingen, auch Begrüßung von Europäern ist ein offizieller Kawatrank untrennbar. Zur Bereitung der Kawa wird ein Stück Wurzel gekaut. Die Zubereitung dieses Nationaltrankes ist nach unserm Gefühl freilich nicht gerade ästhetisch, aber auch Europäer haben rasch gelernt, an dieser Sitte keinen Anstoß zu nehmen. Die abgeschabte und in viele kleine Stücke geschnittene Kawawurzel wird also gekaut, bei kleineren Zusammenkünften liegt dieses Kawakauen einigen jungen Mädchen ob, bei größeren geschieht es von jungen Männern, und der König hat seine eignen Kawakauer, die unter der Leitung gewisser Häuptlinge stehen und zum Haushalt des Herrschers gehören. Beim Kauen, vor dem übrigens der Mund gereinigt wird, wird möglichst wenig Speichel zugemengt, so daß die Kawa als runde Kugel aus dem Mund kommt. Sodann wird Wasser zugesetzt und die Kawabissen mit einem dem Roßschweif ähnlichen, aus Hibiscusfasern bestehenden Wedel durchgeknetet, endlich die Wurzelreste mit einem Seiher durch Auskneten entfernt; an der Farbe der Flüssigkeit erkennen die geübten Kawazungen, ob sie richtig oder noch zu stark ist und ob Wasser nachgeschüttet werden muß. So umständlich die Zubereitung, so zeremoniell ist auch die Verteilung der Kawa. Nach ganz bestimmten Formen, unter strenger Berücksichtigung der Rangordnung und der persönlichen Würde der Anwesenden vollzieht sich bei großen Festlichkeiten die Verteilung; mit sämtlichen Titeln ruft der Sprecher die einzelnen auf, worauf, wie Krämer uns erzählt, ein junges Mädchen den Becher in gebückter Haltung mit graziösem Schwung des Armes dem Trinker bringt. Zahlreiche Vorrechte treten bei solchen zeremoniellen Hoffestlichkeiten, wie wir beinahe sagen dürfen, auf; so werden z. B. bei bestimmten Häuptlingen bei der Nennung ihres Namens Muscheltrompeten geblasen. Natürlich sind solche großen Feste Ausnahmen; bei kleineren Zusammenkünften vollzieht sich das Gelage einfacher; häufig ist es hierbei die „Taupu", die Häuptlingstochter, die gewissermaßen die Honneurs macht und in ihrem charakteristischen stattlichen Schmuck eine der prägnantesten Erscheinungen samoanischen Lebens ist. Selbst bei dem gewohnten täglichen Kawatrank aber weist die Sitte der Libation auf die Bedeutung dieses Getränkes hin, das nach der Sage von den Göttern stammt; wie ehemals vor der Abendmahlzeit einige Tropfen der Kawa ausgeschüttet und unter Gebet und Glückerflehen den Göttern gespendet wurden, so hat sich dieser Gebrauch auch heute noch vielfach unter Uebertragung auf den neuen Gott erhalten.



Kawa bereitende Samoanerinnen

Hawaï

Im nordöstlichen Teil des Stillen Ozeans, in der Nähe des nördlichen Wendekreises, jedoch noch innerhalb der Tropenzone, liegen acht Eilande, die man unter dem Namen der Hawaï- oder Sandwich-Inseln zusammenfaßt. 1778 entdeckte Cook jene herrlichen vulkanischen Inseln, auf denen er wohl in zu großem Vertrauen auf die Freundschaft der Eingeborenen ein Jahr später seinen Tod finden sollte. Jedoch ist es sehr wahrscheinlich, daß schon vor Cook Europäer nach dieser Inselgruppe gelangten, die im Kurs von Mittelamerika nach den Philippinen liegt.

Vielleicht am rascheſten und in dieser Beziehung nur noch mit Neuseeland vergleichbar haben sich die Eingeborenen von Hawaï zu einer gewissen Kultur in unserm Sinne aufgeschwungen, und schon am Ende des 18. Jahrhunderts bildeten die verschiedenen Inselgruppen, die eine Gesamtfläche annähernd der des Königreichs Württemberg einnehmen, ein einziges Königreich, dank der Energie des Begründers der hawaïschen Dynastie, Kamehameha I., der Cook noch persönlich gekannt hatte und nach langen Kriegsjahren im Frieden den Wohlstand des Landes hob. Allerdings bediente sich hierbei der Südseeherrscher manchmal origineller Mittel. In der ganzen Südsee spielt eine wichtige Rolle das „Tabu", und es hängt mit ihm auch die oft zu einem förmlichen Kastensystem führende Gliederung der Bevölkerung der Südsee-Inseln zusammen. Ursprünglich ist das „Tabu" ein religiöses Gesetz; Tabu ist, was Eigentum der Götter ist, aber auch bevorzugter Menschen; und diese selbst, die „Götterfreunde", sind Tabuträger, Tabuierte. Es kann aber auch das Tabu auf alles übertragen, dieses gewissermaßen für heilig, unantastbar erklärt werden. Es ist natürlich, daß dieser religiöse Begriff bald auch auf irdische Verhältnisse angewendet wurde. Durch das Tabu wurde persönlicher Besitz gesichert, was einem Tabuierten gehörte, war für jeden unantastbar, und der Tabuträger durfte das Eigentum andrer tabuieren. Wir können uns nicht wundern, wenn das Tabu in der Hand der Herrscher und Priester eine gefährliche Macht wurde. Einen solchen Fall schnöder Gewinnsucht zeigte Kamehameha, als er einen Berg tabuierte, in dem er Diamanten ver-



Faa mu, Tochter des Königs Malietoa Laupepa (Samoa)
(Mit gütiger Erlaubnis des Herrn Stabsarztes Dr. Krämer)

mutete, während die Tabuierung der stark dezimierten Rinderherden auf fünf Jahre wenigstens zum allgemeinen Besten war. Leider vermochte das Inselreich unter seinen Nachfolgern seine politische Machtstellung nicht zu wahren und, wie überall, so machte sich auch bei den Hawaïern die nähere Bekanntschaft mit den fremden Rassen zu ihrem Nachteil geltend. Je mehr Europäer und Amerikaner auf den herrlichen Inseln festen Fuß faßten, um so mehr ging die einheimische Bevölkerung zurück, deren Zahl heute noch etwa 40 000 beträgt, während Cook die Bevölkerung auf 300 000 schätzte.

Heute steht das Inselreich Hawaï unter dem entschiedensten amerikanischen Einfluß, nachdem es schon vorher als völlig konstitutioneller Staat mit einem aus Herrenhaus und Abgeordnetenhaus bestehenden Parlament, mit geregeltem Unterrichtswesen und andern Errungenschaften der Kultur in die Reihe der Kulturstaaten eingetreten war.



Eingeborene von Hawaï

Die alten Hawaïer waren berühmt durch ihre Kunstfertigkeit in Federschmucksachen, in der Herstellung von Federmasken und Federhelmen. Ganz besonders in der Verfertigung der kostbaren Königsmäntel aus Tausenden und Abertausenden scharlachroter Federn eines kleinen Vogels erreichte die Technik der Federgeflechte ihren Höhepunkt in ganz Ozeanien. Heute zählen diese Mäntel und die in ähnlicher Weise ausgeführten Federhelme, in ihrer Form merkwürdigerweise an griechische Helme erinnernd und einst ein weithinragender Häuptlingsschmuck, zu den Prunkstücken der Sammlungen.

Unter dem mancherlei Hausgerät der Hawaïer finden wir als charakteristisch aus Basalt gefertigte Pistille mit flacher Reibfläche und verschiedenartigem Griff zum Reiben von Brotfrucht, Bananen und Taro. Es ist wohl hier der Platz, hervorzuheben, welche bedeutende Rolle in der ganzen Südsee der Ackerbau einnimmt.

Als Charakterbaum der Südsee gilt die Kokospalme; alles von ihr dient den Menschen zum Nutzen: die Nüsse mit Milch, Kern, Schale und deren Fasern, die Blätter, der Stamm. Nächst der

Kokospalme ist es der Brotfruchtbaum, der als ertragreichstes aller polynesischen Kulturgewächse bekannt ist — vermögen doch nach dem Worte Cooks sechs Brotfruchtbäume eine Familie zu ernähren. An Bedeutung mit der Kokospalme wetteifern unter den Wurzelfrüchten die nahrhafte Taropflanze, der „Stab des Lebens", und ihr schließt sich an die Yamswurzel und die süße Wurzel des allerdings nicht überall verbreiteten Ti-Baumes, einer Dracänenart. Nicht zu vergessen ist auch als wichtige Nutzpflanze der Pandanus, dessen Blätter hauptsächlich zur Mattenverfertigung dienen, während aus den zerstoßenen Früchten auf vielen Südseeinseln eine Art Brot bereitet wird. Im Westen des Gebietes, vielfach aber auch schon weit nach Osten vorgedrungen, kommen noch andre Pflanzen hinzu, wie Bananen, Sagopalme, Zuckerrohr. In Menge wird die Yakonapflanze angebaut, deren Wurzel die schon erwähnte beliebte Kawa liefert, und in ganzen Baumschulen wird der Papiermaulbeerbaum, der Lieferant der Tapa, kultiviert. Auch Blüten- und Duftpflanzen fehlen auf vielen Inseln keinem einzigen Ort.



Junges Mädchen von Hawaï

Wie mannigfach die Insulaner alles zu verwenden wissen, zeigen uns die großen aus Kürbissen verfertigten Kalabassen, die auf der einen unsrer Abbildungen ein Mann in einem großen Doppelnetz trägt, während eine andre Abbildung uns Eingeborene in der Ausübung des Fischfangs vorführt.

Der landschaftliche und geologische Charakter der Inseln des hawaïschen Reiches, der in dem über 4000 Meter hohen Feuersee des Kilauea eine der großartigsten Naturerscheinungen der Welt bietet, hat in Hawaï eigenartige Mythen geschaffen.

Auf die religiösen Vorstellungen der Ozeanier einzugehen, würde uns viel zu weit führen, aber sehr falsch wäre es, in den Bewohnern der Südseeinseln nur „blinde Götzendiener" zu sehen, die stumpfsinnig selbst gefertigte Fetische anbeten. „Allbeseelung ist die breite Grundlage aller Religion bei Polynesiern wie bei Melanesiern," sagt Ratzel. Bei dem dadurch bedingten Ueberfluß geistiger Wesen bleibt kein auffallendes Naturgebilde ohne Beziehung, und so entstanden Tausende von Naturgöttern, und um eine ganze Anzahl von Tieren schließen sich Sagenkreise, so um das Schwein, verschiedene Vögel, besonders den Nashornvogel, die Eidechsen, die Schlangen, und ihre mythologische Bedeutung findet in den großen Schnitzwerken mannigfachen Ausdruck.

Naturgemäß entwickelte sich auf diese Weise auch der Heroenkult, aber auch über diesen hinaus ging ein unleugbares Streben, die Rätsel der Welt zu erklären. Wir treffen auf Schöpfungsmythen der ganzen Welt sowohl wie des Menschen, darunter uns höchst eigenartig berührende Erzählungen, wie z. B. die Erschaffung des Weibes aus Sand unter Einfügung einer Rippe des Mannes. So finden sich auch Vorstellungen von einem Ort, an dem die Abgestorbenen nach dem Tode verweilen, und besonders auf Hawaï haben sie sich zu einem Mythenkreis verdichtet, der direkt an die Hadessagen anklingt, und deren Mittelpunkt die unterweltliche Feuergöttin Pele ist; die feinen, haarähnlichen Lavafäden, die sich in den Ritzen der zerklüfteten Lavamassen des Feuerberges von Hawaï finden, führen den Namen „Haar der Pele", und manches Opfer wird wie früher auch heute noch mit „Aloha Pele" dem Feuersee und seinen unterirdischen geheimnisvollen Mächten gewidmet.



Häuptlingsfamilie von Vahitaii, Taouata, auf den Marquesas-Inseln

Cook-Inseln (Hervey-Inseln)

Auch die Entdeckung dieser südöstlich von Samoa zwischen 163—157° w. L. liegenden, um den 20. südlichen Breitegrad sich gruppierenden Inseln verdanken wir Cook, und es ist gerechtfertigt, seinen Namen für die Benennung der Inseln beizubehalten. Landschaftlich bietet besonders die Hauptinsel Rarotonga die malerischesten Partien; Berge bis zu 900 m, liebliche, von brausenden Strömen durchströmte Thäler, eine weite Küstenebene mit den schönsten Wäldern und den in intensiver Bodenkultur von den Eingeborenen angepflanzten Fruchtbäumen und Feldern geben in ihrer Zusammenwirkung ein bezauberndes Landschaftsbild.

Die Bewohner der Cook-Inseln, die als Ackerbauer einen Namen beanspruchen dürfen, sind zugleich hervorragend in Holzschnitzereien, und manche Eigenart fand sich früher auch bei ihnen vor, besonders bei ihren originellen Hochzeitsgebräuchen. Auf einem eigenartigen Pfad schreitet bei dieser Gelegenheit die Braut: die Stammesangehörigen ihres Mannes legen sich flach auf den Boden, und über ihre Nacken schreitet ihr Fuß dahin! Dieser Pfad lebendiger Menschenkörper, in der Eingeborenensprache ara tangata genannt, erstreckt sich von dem Haus der Braut bis zu dem des Bräutigams, und sollte die Entfernung zu groß sein, um den ganzen Weg mit menschlichen Körpern zu pflastern, so eilen die ersten, über die der Fuß der Braut schon hinweggeschritten ist, vorwärts, um sich am Vorderende des lebendigen Weges wieder anzuschließen. Diese Zeremonie findet ein paar Tage vor der Hochzeit statt; am Hochzeitstag selbst aber geht der Bräutigam den gleichen, jedenfalls auch symbolischen Weg, indem er nun über die Körper der Standesgenossen seiner Frau dahinschreitet, wobei Gesang seiner Altersgenossen, die seinen Ruhm und seine Vorfahren preisen, ihn begleitet. Heute ist unter dem Einfluß der Mission alles Ursprüngliche verschwunden, und wahrhaft drakonische, unverständliche Vorschriften veranlassen die Bewohner dieser Inseln zur Auswanderung.

Tahiti-(Gesellschafts-)Inseln

Die Gesellschaftsinseln, elf an der Zahl, zwischen 155. u. 148.⁰ w. L. und 16. u. 18.⁰ s. Br., bilden den Hauptbesitz Frankreichs in der Südsee. Außerdem gehören zum französischen Kolonialbesitz im Großen Ozean die Paumotu-Gruppe, die Marquesas, die Austral-Inseln, Neu-Kaledonien mit den Loyalitäts-Inseln und die Chesterfield-Inseln mit den Wellis-Inseln.

Schon 1606 entdeckt, erhielten die Gesellschaftsinseln diesen Namen von Cook, der 1769 auf Tahiti, der von den Eingeborenen mit dem Namen Otaheiti bezeichneten Hauptinsel, den Venusdurchgang beobachtete. Heute wird sie Tahiti genannt, und dieser Name bürgert sich korrekterweise mehr und mehr für die ganze Gruppe ein.

Die genannte Hauptinsel der ganzen Gruppe umfaßt 1042 Quadratkilometer und wird von etwa 11 000 Menschen bewohnt. Geologisch stellt die Insel ein besonders schönes Beispiel vulkanischen Aufbaues dar und bietet eine Fülle landschaftlicher Reize. Schon Cook erwähnte ihre Schönheit. Den Kern der Insel bilden Berge, die sich bis 2236 Meter erheben; ein breites, durch vorspringende Berge durchbrochenes Flachland umgiebt diesen Kern; wasserreiche Bäche stürzen zum Teil in großen Fällen aus dem Gebirg herab und münden in sanften Lagunen. Während diese Bergwildnisse, die zerklüfteten Formen der Berge, die steilen Wände und gewaltigen Hörner der Gipfel dem Beschauer in ihrer Großartigkeit imponieren, wirkt in anmutigem Gegensatz dazu die sanfte, genrebildartige Landschaft der beiden Küstenebenen, die sich an den Mündungen der Gebirgsbäche ausdehnen, geradezu idyllisch.

Wie der landschaftliche Charakter, so haben auch die Bewohner Tahitis gleich denen so vieler andrer Südsee-Inseln es den Besuchern und besonders den ersten Entdeckern angethan. „Dieses Paradies auf Erden," sagt Guillemard, „wird bewohnt von einer der schönsten Rassen der Welt, deren in vollendetster Proportion gebauter, kaum verhüllter Körper die volle Bewunderung der ersten Europäer erregte."



Hawaïer mit Kalabassen

Neuere Urteile lauten allerdings weniger enthusiastisch, und wenn wir uns heute vergebens nach den von Cook geschilderten riesenhaften Leuten umsehen, so müssen wir wenigstens zum Teil auch hier den Niedergang der Zivilisation zuschreiben, die die Insulaner im Bekanntwerden mit der weißen Rasse kennen lernten. Trotzdem dürfen die Eingeborenen von Tahiti auch heute noch als ein schöner, wohlproportionierter Menschenschlag gelten, groß und stark, von dunkelbrauner Farbe; breite Nase, wenig vorstehende Lippen, schöne Zähne, dunkle meist gekräuselte Haare, aber nur geringer Bartwuchs dürfen als weitere Kennzeichen gelten.

Wenn nach Ansicht vieler selbst vom

europäischen Standpunkt eine tahitanische Frau als schön zu gelten hat, so schreiben die einen dies den großen Augen, dem reichen, hängenden Haar, dem anmutigen Gang und der singenden Stimme zu, während andre den hohen Ruf der Reize der Tahitanerinnen besonders in ihrer Heiterkeit und ihrem Frohsinn begründet finden.

Um das Volk in seiner Ursprünglichkeit kennen zu lernen, müssen wir heute die entfernteren Dörfer aufsuchen. Hier finden noch die festlichen Tänze blütengeschmückter Frauen wie in früheren Tagen statt; aber immer mehr verschwindet alte Sitte und alter Brauch unter dem Einfluß der europäischen Missionen. Die malerischen, wenn vielleicht auch gerade nicht moralischen Gewänder sind durch mehr europäische Kleidung ersetzt. Die Festgesänge und verführerischen Tänze sind abgeschafft; wie die alten Gebräuche, so schwindet auch die Bevölkerung selbst immer mehr dahin. Rauher Behandlung, Unmäßigkeit und epidemischen Krankheiten sind Tausende zum Opfer gefallen.



Fischer von Hawaï

Die Hauptschuld hieran trägt nach französischen Berichten, daß an Stelle der ursprünglichen, immerhin noch harmloseren Tanzvergnügungen Trinkgelage getreten sind. Prächtige Orangen, die von Cook eingeführt wurden, blühen in Fülle in dem grünen Küstenstrich, und die Eingeborenen nahmen gelehrig die Anweisung an, aus dem Orangensaft durch Gärung ein berauschendes Getränk zu schaffen. Männer, Frauen und Kinder huldigen im Uebermaß den Trinkfreuden, und die Folgen sind nicht ausgeblieben.

Mit andern alten Sitten ist auch der Gebrauch des Tätowierens rapid verschwunden. Früher waren die Männer an Beinen, Armen und Händen künstlerisch tätowiert, die Frauen meist an den Armen, im Nacken und an den Füßen.

Gleich den andern Polynesiern sehen wir auch die Einwohner von Tahiti sehr auf Etikette halten, und von Natur gastfreundlich und freigebig haben sie manche sinnreiche Form, Geschenke zu machen, besonders bei Verleihung von Rindenstoffgewändern an einen Häuptling. Eine solche Scene wurde von Cook beschrieben, der selbst der Empfänger eines derartigen Geschenkes war. Es wurden ihm große Mengen tahitischen Zeuges gegeben, das Originelle aber war, daß gewissermaßen als lebende Kleiderstöcke dafür zwei Mädchen dienten, die sich mit einer ungeheuern Menge Zeug

behängen lassen mußten. Cook beschreibt diese Prozedur folgendermaßen: „Das eine Ende eines jeden Stückes, und deren gab es eine große Zahl, hielt man dem Mädchen über den Kopf, indes ihr andre das übrige unter den Achseln um den Leib wickelten. Dann ließ man den aufgehobenen Zipfel fallen, der über das Gewinde in Falten bis zur Erde hing und diesem das Ansehen eines Reifrocks gab. Zuletzt wickelte man noch von außen um alles herum mehrere Stücke Zeug von allerlei Farbe, wodurch der Umfang beträchtlich vergrößert wurde, so daß jedes Mädchen einen Kreis von 5—6 Ellen einnahm und die Last wirklich kaum tragen konnte. Außerdem hing man jeder noch zwei Brustschilde an, um das ganze reicher und schöner zu machen. In diesem Aufzug schiffte man sie ein und schickte sie nebst etlichen Schweinen und einer Menge Früchte an Bord, wo mir sowohl die Lebensmittel als das Zeug als Geschenk überreicht wurden."



Frau von Hawaï

Die Vorliebe für reiche Bekleidung findet auch in den höchst originellen Festtrachten ihren Ausdruck, die auch schon von Cook abgebildet sind und die die Bewunderung der Besucher eines ethnographischen Museums erregen. Wenn wir diese zum Teil aus dem bekannten Rindenstoff, der Tapa, zum Teil aus Bast gefertigten Röcke und Jacken, letztere teils mit teils ohne Aermel, betrachten, an denen als origineller Zierat hobelspanartige Baststreifen oder die zarten, weißen, durchsichtigen Streifen, Revareva, noch chlorophyllfreie sprossende Blätter der Kokospalmen herabhängen, oder denen, ähnlich der europäischen Mode, aus feinstem Bast gefertigter dicker, knopfartiger Zierat aufsitzt, so würden wir kaum glauben, daß diese den ganzen Körper einhüllende Tracht eine Erfindung der „Wilden" der Südsee ist, wenn dies nicht ausdrücklich durch Cooks Reisen bestätigt wäre.

So prunkvoll auch solche Festgewänder sind, so einfach ist sonst die Tracht, und auch die Edeln von Tahiti, so sehr sie sonst auch an ihrer Würde hängen, zeichnen sich nicht durch besondere Tracht vor ihrem Volke aus. Mit gewissem naiven Erstaunen erzählt uns Bennett, daß sich die Königin Amiata von Tahiti, barhäuptig und barfuß in einen langen, losen Rock gehüllt, täglich unter ihrem Volk zeigte und ganz dessen Gewohnheiten teilte. Meist hat sich auch hier europäische Tracht eingebürgert, bei den Männern Beinkleider und Jacken, bei den Frauen taillenlose Gewänder, die, am Hals geschlossen, glatt herunterhängen und eine möglichst lange Schleppe haben.

Dem Klima entsprechend sind die Kleider aus sehr dünnem Stoff, bunten bedruckten Kattunen und Musselinen; an Festtagen sind Kleider von dünner japanischer und chinesischer, ja sogar von schwerer französischer Seide zu sehen.

Wie überall in der Südsee, so hat auch auf Tahiti das Geheimbundwesen tiefe Wurzeln geschlagen, und die Gesellschaft der „Aroeis" oder „Ehri" von Tahiti zählte zu den bekanntesten derartiger geheimnisvoller Vereinigungen. An der Spitze der zwölf Rangklassen, die sich nach der Tätowierung in sieben Grade unterschieden, standen zwölf Großmeister. Alle Glieder verband enge Kameradschaft. Ferner war Cölibat vorgeschrieben, und etwaige Kinder wurden getötet, ebenso



Fischer von Hawaï



Mädchen von Tahiti



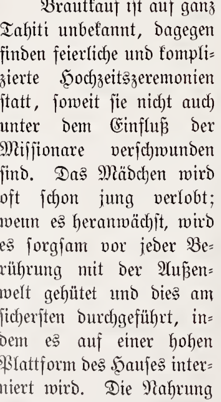
Mädchen von Tahiti

wie auch die Alten und Schwachen. Die Felder der Teilnehmer dieses Geheimbundes wurden von Sklaven bestellt. Es scheint, daß die Angehörigen des Bundes an eine Unsterblichkeit der Seele und an einen Ort des jenseitigen Lebens glaubten, den sie nach ihren Idealen ausgestalteten. Uebrigens fanden die ersten Europäer den Bund schon in der Entartung vor; als wandernde Schauspielertruppen, Recitationen und dramatische Darstellungen bietend, zogen die Mitglieder jenes Geheimbundes durch das Land und von Insel zu Insel, überall die größte Zügellosigkeit und Ungebundenheit als Vorgeschmack der Glückseligkeit nach dem Tode predigend. Daß sie bei solchen Lehren meist festliche Aufnahme fanden und ihnen williges Gehör geschenkt wurde, ist begreiflich; die Bedeutung des einst wohl mächtigen und von hohen Zielen getragenen Bundes war aber damit schon gesunken.

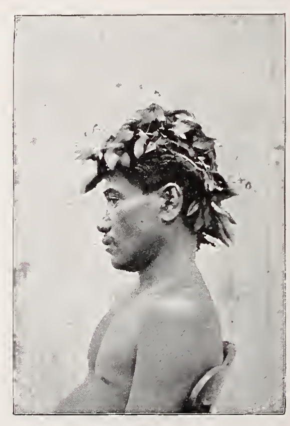
Von mancherlei Aberglauben sind natürlicherweise auch die Bewohner Tahitis nicht frei, und ein interessantes Beispiel, daß selbst diese fernen Südsee-Insulaner an Vorbedeutungen glauben, ist die Angabe, daß nach Ansicht der Tahitaner die Unterwerfung Tahitis unter französisches Protektorat 1842 durch einen Sprung in den Stützbalken des Thores der Königswohnung ihre Voraussage gefunden. Welche Parallele zwischen dieser geheimnisvollen Ankündigung einer politischen Katastrophe auf Tahiti und mancherlei gruseligen Sagen, die sich an deutsche Fürstenschlösser und das Schicksal ihrer Bewohner knüpfen!



Mann von Tahiti



Brautkauf ist auf ganz Tahiti unbekannt, dagegen finden feierliche und komplizierte Hochzeitszeremonien statt, soweit sie nicht auch unter dem Einfluß der Missionare verschwunden sind. Das Mädchen wird oft schon jung verlobt; wenn es heranwächst, wird es sorgsam vor jeder Berührung mit der Außenwelt gehütet und dies am sichersten durchgeführt, indem es auf einer hohen Plattform des Hauses interniert wird. Die Nahrung wird ihm gebracht, und es



Mann von Tahiti

wird beinahe zu absolutem Nichtsthun verdammt. Nur selten ist dem Mädchen erlaubt, sein Gefängnis zu verlassen und dann nur unter Begleitung der Eltern. Am Hochzeitstag wird eine Art Altar im Hause errichtet, auf welchem die Reliquien der Vorfahren, ihre Schädel, Beinknochen und Waffen niedergelegt werden. Die Braut erhält als Geschenke meist Stücke eines weißen Gewandes. Gehören Braut und Bräutigam der königlichen Familie an, so begeben sie sich zum Tempel zweier Hauptgötzen der Insel, um unter dem Gelöbnis der Treue und unter Gebeten deren Segen zu erflehen. Dann breiten die Verwandten ein Stück weißen Stoffs auf dem Boden aus; Braut und Bräutigam treten darauf und reichen sich die Hände. Die Verwandten der Braut nehmen ein Stück Zuckerrohr, wickeln es in das Blätterwerk eines bestimmten heiligen Baumes, und nachdem sie es zuerst auf das Haupt des Bräutigams gehalten haben, legen sie es zwischen das neuvermählte Paar, das sich während der ganzen Zeit gegenseitig an den Händen hält. Die beiderseitigen Verwandten betrachten nun die beiden Familien von jetzt an für immer vereint. Indem endlich ein andres Stück Zeug von den Verwandten über Braut und Bräutigam gezogen wird, schließt die Feier.

Wenn hierbei, wie erwähnt, die Schädel der Vorfahren aufgestellt werden, so ist dafür sicher die Vorstellung maßgebend, daß auch die Geister der Abgeschiedenen an einer solch wichtigen Familienfeier teilnehmen sollen, und es geht daraus hervor, daß auf Tahiti der Schädelkult herrscht. Die übrigen Knochen der Verstorbenen werden begraben, der Schädel dagegen in der Familie aufbewahrt.



Mädchen von Vava (Tonga-Inseln) beim Spiel

Die Paumotu-Inseln und Pitcairn

In der östlichen Südsee zwischen 149° und 124° w. L. und zwischen 14° und 24° s. B. liegt eine Unzahl kleiner Inselchen, in ihrer Gesamtheit treffend Paumotu, die Inselwolke, genannt; denn in der That lagern diese in nicht weniger als 78 Gruppen eingeteilten winzigen Inseln und Riffe wie eine Wolke auf dem Meer. Zu den höheren und größeren dieser Inseln zählt Pitcairn, aber selbst dieses könnte mit seinem nur 5 Quadratkilometer betragenden Flächeninhalt nicht auf Erwähnung in diesem Buche rechnen, wenn nicht die Geschichte seiner Besiedelung besonders merkwürdig wäre.

Abweichend von ihrer Umgebung ist übrigens schon die Entstehung und äußere Form der Insel. Als ein Basaltfelsen, also vulkanischen Ursprungs, erhebt sie sich über die umgebenden Riffe bis zu einer Höhe von 338 Metern; der Anblick des Eilandes mit seinen ungemein scharfen Kämmen und Graten und seinen mannigfachen Vegetationsformen ist überraschend schön. Früher hat auch hier eine jetzt untergegangene Kultur geblüht, von der mächtige Bildsäulen und Grabdenkmäler ein gewichtiges Zeugnis ablegen. Aber schon 1767 wurde Pitcairn unbewohnt gefunden. Später erhielt die einsame Insel neue Bewohner: 1791 flüchteten meuternde Matrosen eines englischen Schiffes mit Männern und Frauen von Tahiti dahin, im ganzen 27 Personen, darunter 12 Frauen. Im Jahre 1800 waren infolge von Uneinigkeiten alle Männer zu Grunde gegangen bis auf einen, dem es gelang, die Kolonie zu heben. Englische Versuche, die Kolonisten nach Tahiti wieder überzusiedeln, mißlangen, und heute stellt das merkwürdige Gemeinwesen eine Art Utopien in unsrer realen Welt dar. Nach Berichten englischer Schiffe von 1825, 1878 und zuletzt vom Frühjahr 1901 durch Kapitän Knowling verdienen die Verhältnisse ideal genannt zu werden. Nach Angabe des letzteren besteht die Bevölkerung zurzeit aus 126 Personen, unter denen die jungen Kinder eine große Zahl bilden. Der älteste Mann zählt 83, die älteste Frau 72 Jahre. Jeder Erwachsene arbeitet den Vormittag über für das öffentliche Wohl, die Arbeiten des Haushalts werden von Frauen besorgt. Alle Gerüchte, daß die Inselbewohner physisch oder moralisch herabgekommen sind, haben sich als unwahr erwiesen. Krankheit ist beinahe unbekannt. Es giebt unter



Tonga-Leute an Bord des „Challenger“

den Inselbewohnern ein Parlament von sieben erwählten Mitgliedern. Die in dem Bericht Knowlings erwähnten Schwierigkeiten für die Zukunft erwachsen besonders aus der Verlegenheit, für den jetzigen Präsidenten einen passenden Nachfolger zu finden, und aus der Ueberzahl der Frauen. Pitcairn steht unter englischer Hoheit, während eine Inselgruppe der Paumotu im übrigen, wie erwähnt, französisch ist.

Diesen Inselgruppen mit dem originellen Staatswesen auf Pitcairn möchten wir die merkwürdige

Osterinsel

anschließen, jenes einsame unter 109° w. L. und 27° s. B. gelegene vulkanische Eiland, das, weit entfernt und abgesondert von allen übrigen Inseln des Großen Ozeans, mehr als 2000 Kilometer östlich von Pitcairn gelegen, der westlichen Küste von Chile bis auf 3300 Kilometer nahegerückt ist. Es ist der östlichste bewohnte Fleck ganz Polynesiens, denn die noch östlicher gelegenen, durch Chamissos Gedicht berühmt gewordenen Klippen von Salez y Gomez dienen nur Seevögeln zum Aufenthalt.



Der Herrscher von Tonga

Heute spielen die Bewohner der Osterinsel freilich keine Rolle; sie wurden teils von der chilenischen Regierung, die diese Insel eine Zeitlang als Strafkolonie benutzte, teils von Kaufleuten und Missionaren hinweggeführt, oder gingen zu Grunde durch die unglückliche Berührung mit der weißen Rasse. Die letzten kümmerlichen Reste bieten kein wissenschaftliches Interesse mehr. Um so seltsamer aber muten den Besucher, der einmal auf die Osterinsel kommt, Zeugen alter Kultur an. Bis zu 10 Meter hohe, mächtige Bildsäulen aus vulkanischem Gestein stehen auf Gräbern, dicht bedeckt mit eigentümlichen schriftartigen Zeichen, die noch kein Mensch zu enträtseln verstand. Fern in der Südsee hat hier, nach diesen Resten zu urteilen, eine hohe Kultur geblüht, die heute verschwunden ist. Sind, wie wir nach ähnlichen Funden auf der Pitcairn-Insel annehmen dürfen, bis hierher die letzten Schwingungen einer über den ganzen Großen Ozean flutenden Kulturwelle gelangt oder haben wir es mit einer autochthonen d. h. auf dem Boden der Insel selbst erwachsenen Kultur zu thun? Wir wollen uns in eine Erörterung dieser Frage nicht einlassen. Als ein Rätsel steht bis jetzt die Osterinsel vor uns, als ein Menetekel von dem Auf- und Niedergang der Kultur, eine Mahnung zur Bescheidenheit in der Wertschätzung und Würdigung der Dauer der Kulturerrungenschaften.

Tonga

Unter dem Namen der Tonga-Inseln wird ein ganzer Archipel zusammengefaßt, eine Reihe von Inselgruppen, die sich in einem gegen Westen offenen Bogen nord-nordostwärts von 23 bis 27° s. Br. erstrecken. Schon 1643 von Tasman entdeckt, wurden sie erst 1773 von Cook wiedergefunden. Teils sind es vulkanische Berge mit heute noch thätigen Kratern, teils niedrige Korallenbauten und Riffbildungen. Die Hauptgruppe ist zugleich die südlichste und in dieser die bedeutendste Insel Tongatabu, „das heilige Tonga", ein Eiland mit gutem Boden und frischer Vegetation von idyllisch lieblichem Charakter.

Die Zahl der Bevölkerung wird gegenwärtig auf ungefähr 17000 geschätzt. Die Tonga-Inseln gehören nach dem deutsch-englischen Abkommen vom 11. November 1899 der englischen Interessensphäre an.

Georges Campbell sagt von den Tonganern, die er auf der Weltumseglung des „Challenger" kennen gelernt hatte: In der ganzen Welt giebt es kein Volk, das im ersten Augenblick so einnimmt wie die Tonganer. Die hell kupferbraune Hautfarbe, das helle und lockige Haar, das gutmütig hübsche Gesicht, die gesamte Erscheinung lassen sie uns als einen bevorzugten Menschentypus erscheinen. Die stattliche Größe und die guten Verhältnisse des Körpers erhöhen den angenehmen Eindruck dieser Insulaner, und wir vermögen es zu begreifen, wenn Erskine durch den Anblick eines jungen, mit den leuchtenden Hibiscusblüten geschmückten Tonganers an die Antinousgestalt erinnert wurde.



Mädchen von den Tonga-Inseln

Mehr vielleicht als die andern Polynesier waren die Tonganer wagemutige Schiffer, die Phönizier im Südosten Polynesiens, wie Ratzel sagt, und obwohl sie noch vor 100 Jahren Menschenfresser waren, so waren sie doch zugleich schon damals die fleißigen, geschickten Arbeiter, wie sie uns in den mannigfachsten Gegenständen des täglichen Lebens, des Krieges und der Jagd entgegentreten. In die Augen springend sind die ähnlichen Verhältnisse auf Fidschi, wie wir bei dieser Inselgruppe noch sehen werden. Zwischen beiden herrschen höchst innige Beziehungen; wie auf Fidschi finden wir auch auf Tonga den Bogen und die Kunst der Töpferei; die Stärke tonganischer Kunstfertigkeit liegt in der Herstellung der keulenförmigen Hoheitszeichen, die in feinster Ausführung durch Kerbschnitzerei oft vom Griff bis zur Spitze



Frau von den Tonga-Inseln

die mannigfachsten Ornamente zeigen, Zickzacklinien, durch Seitenkanten und Mittelkante geteilt oder in einfachen Querbinden übereinander liegend. Auch die Mattenflechterei ist hoch entwickelt, und so ist es kein Wunder, wenn wir nicht nur Arbeitsteilung finden, sondern auch Unterscheidung von Kasten, je nach den einzelnen Gewerben, so daß z. B. die Zimmerleute als Künstler eine eigne Zunft mit priesterlicher Bedeutung bilden.

Daß Tanz und Spiel verbreitet sind, ist selbstverständlich; eines unsrer Bilder zeigt uns Tongamädchen beim Spiel. Mit diesem Bilde gewinnen wir zugleich einen Blick auf das Innere des mit schöngemusterten Tapa und Matten ausgeschmückten Hauses. In der Mehrzahl tragen wohl die Festlichkeiten einen religiösen Charakter, denn wir können bei den Tonganern von religiösen Vorstellungen sprechen, wie es auch bei ihnen eigne Priester giebt, die „Abgesonderten", die Menschen von besonderer Seelenart.



Tonga-Insulanerin

Vor der Einführung des Christentums in Tonga spielte der Erntegott eine hervorragende Rolle. Ihm zu Ehren wurde ein Erntedankfest abgehalten, das gewöhnlich im November beim Reifen der Yamwurzel begann und sich mit einer Unterbrechung von ungefähr zehn Tagen über drei Monate erstreckte. Bei dieser langen Feier folgten in buntem Wechsel Spiel, Tanz, sinnbildliche Darstellungen und Fechtübungen. Yamwurzel, Zuckerrohr und andre Ernteprodukte wurden bei Beginn des Festes zu großen Haufen gestapelt, und eine zu dem Wettergott entsandte Prozession in Begleitung eines jungen Mädchens, das die Gemahlin des Gottes vorstellte, eröffnete gewissermaßen die Feier. Matten und grüne Kränze um den Nacken bildeten die Kleidung der Männer, die den Wettergott, den Alo-Alo, um günstiges Wetter für ihre Felder anflehten. Auch die leiblichen Genüsse wurden nicht vergessen, ein Teil der aufgehäuften Früchte kam dem Häuptling zu. Der Prozession schlossen sich Waffenübungen an, und alle Beobachter stimmen überein in der Anerkennung, wie geregelt und exakt sich diese Scheinkämpfe abspielten, ohne auszuarten, selbst wenn ernstere Verletzungen wie Armbrüche vorkamen. Ja, wenn einer der Kämpfer während des Kampfspieles mit dem Häuptling in unliebsamere Berührung gekommen war, unterließ er es nicht, ihn für das Vergehen, seine geheiligte Person berührt zu haben, formell um Entschuldigung zu bitten.

Auch die Frauen traten auf den Kampfplatz, und Cook erzählt, daß sich Mädchen in den Ring begaben und sich mit großem Eifer im Ringkampf übten; allerdings fügt er hinzu, daß ihre Eltern es manchmal für nötig fanden, die Kämpfenden zu trennen, während sonst im großen und ganzen auch bei den weiblichen Bewohnern von Tonga diese friedlichen Kämpfe innerhalb der geheiligten Gesetze verliefen.

Daß bei besonders feierlichen Gelegenheiten auf beiden Seiten Tausende von männlichen und weiblichen Kämpfern teilnahmen, beweist die Bedeutung, die diese Feste früher hatten.

Von nicht geringerem Interesse ist es, einen Blick auf die Feierlichkeiten zu werfen, die Tod und Begräbnis begleiten. Stirbt eine Person von Rang, so wird der Körper zunächst gewaschen und geölt. Sodann tragen die Anverwandten den Leichnam in das Begräbnishaus, hüllen ihn hier in seine Kleider und legen ihn in eine kleine Lade oder Boot, wobei nicht unterlassen wird, des Dahingegangenen wertvollsten Besitz als Totengabe beizufügen. Dann ziehen alle unter Gesang zur Küste, flechten Körbchen aus Palmblättern und thun Sand hinein, um mit diesem das Grab zu füllen. Die männlichen Leidtragenden verweilen zwanzig Tage in leichtgebauten Hütten in der Nähe des Trauerhauses, die weiblichen im Hause selbst. Am zwanzigsten Tage ziehen sie wiederum zur Küste und sammeln Körbe voll schwarzer und weißer Kiesel, um sie auf dem Flur auszustreuen.

Einen besonders ausgeprägten Charakter außerordentlicher Teilnahme nimmt natürlich die Trauer beim Tod des Häuptlings an und äußert sich in Selbstverletzungen von Würdenträgern und andern zum Haushalt des Häuptlings gehörigen Personen; mit Muscheln und scharfen Steinen, wohl auch mit Keulen bringen sich die ostentativ Trauernden Verletzungen unter Klageliedern bei, von denen uns Mariner Proben aufbewahrt hat: „Herrscher, ich weiß wohl deine Absicht. Du gingst ins Jenseits (Bolutu) und ließest dein Volk zurück unter dem Verdacht, daß ich oder sonst einer von diesen hier treulos seien. Aber wo ist der Beweis unsrer Treulosigkeit, wo ein einziges Beispiel, daß wir dich nicht geachtet haben. Ist dies nicht ein Beweis meiner Treue (wobei der Klagende mit einer Keule sich heftige Schläge an den Kopf versetzt), beweist dies nicht meine Anhänglichkeit und meine Ergebenheit für den geschiedenen Krieger?" Dann ergreifen andre dieselbe Keule und rufen: „Siehe, Streit herrscht im Land, das Volk ist gespalten, zerrissen durch Uneinigkeit! Wie mein Blut siedet! Laßt uns eilen zu sterben! Ich will nicht länger leben! Dein Tod, Fürst, soll der meine sein. Aber warum wünscht' ich bisher zu leben? Es war für dich allein, es war allein zu deinem Dienst und zu deiner Verteidigung, daß ich zu atmen wünschte. Aber nun wehe! Das Land ist in Unglück gestürzt. Friede und Glück sind dahin! Dein Tod hat uns getroffen! Krieg und Zerstörung allein sind künftige Losung!"

Man sieht, die Tonganer verstehen sich auf rhetorische Leistungen und byzantinische Klagen.

Daß übrigens auch die Romantik auf dieser Südsee-Insel eine Stätte gefunden hat, dafür spricht eine kleine von Wood überlieferte Geschichte. Es war einmal — so fängt auch dieses Märchen an — ein junger Häuptling, der einst beim Tauchen nach Schildkröten eine unterseeische Grotte entdeckte; klugerweise aber verheimlichte er seine Entdeckung, da er mit dem Oberhäuptling nicht auf gutem Fuß stand. Auch bei einem andern Führer war der barbarische und grausame Herrscher verhaßt, und es kam zu einem Aufstand, jedoch mit dem unglücklichen Ausgang, daß der Rebell geschlagen und zum Tod verurteilt wurde; sein Schicksal sollte seine ganze Familie teilen. Da erschien für seine schöne Tochter als Retter in der Not der Entdecker der Höhle, die nun dem geliebten Wesen eine willkommene Zufluchtsstätte bot. Die Heimatinsel aber war dem jungen Häuptling verleidet; auch auf den Inseln der Südsee treibt die Politik manchen Mann in die Fremde; so wurde von den unzufriedenen Elementen eine Auswanderung nach dem benachbarten Fidschi geplant; als die Flottille kaum abgesegelt war, stürzte sich unser Ritter ins Meer, um bald darauf wieder mit seinem aus jenem Höhlenverließ befreiten Lieb zu erscheinen, zum nicht geringen Erstaunen seiner Gefährten, die nicht anders dachten, als ihr Gefährte habe sich eine Meerfei geholt.

Wie überall sind auch auf Tonga die alten Sitten und Gebräuche heute im wesentlichen geschwunden. Eine wesleyanische Mission wurde schon 1826 eingerichtet; heute sind die Tonganer alle Christen, Kirchen und Schulen sind erbaut, und an Stelle der alten Kampfspiele ist als Lieblingsbeschäftigung Cricket getreten.

Zweites Kapitel

Melanesien — Mikronesien — Neu-Seeland

Fidschi — Neukaledonien und Loyalitätsinseln — Neu-Hebriden und Santa Cruz-Inseln — Salomonen — Bismarck-Archipel — Neuguinea — Karolinen und Palau-Inseln — Marianen — Marschall-Inseln — Gilbert-Inseln — Neu-Seeland

Fidschi

Mit der Schilderung von Fidschi betreten wir das als Melanesien bekannte Inselgebiet, das einen großen Bogen um die Nordostseite Australiens beschreibt. Zu ihm gehört eine Reihe wichtiger, in unsern Tagen oft genannter Inselgruppen; außer Fidschi seien hier erwähnt Neukaledonien mit den Loyalitätsinseln, die Neuen Hebriden, die Salomoninseln, der Bismarck-Archipel und die mächtige Insel Neuguinea mit den ihr benachbarten Inseln.

Die Bewohner Melanesiens sind den Eingeborenen der polynesischen Inselwelt in ihrer äußeren Erscheinung zwar ähnlich, doch finden sich bemerkenswerte Unterschiede, besonders in der Hautfarbe und der Beschaffenheit des Haares. Die Haut ist wesentlich dunkler und kommt zum Teil sogar dem Schwarz der Neger nahe. Ferner fällt das krause Haar auf. Ein Vergleich unsrer Abbildungen der polynesischen und melanesischen Typen wird sofort den großen Unterschied in der Behaarung erkennen lassen. Wird das gekräuselte Haar länger, so nimmt es ein büschelförmiges Aussehen an. Wie die schwarze Hautfarbe Veranlassung gab, die von den so gearteten Menschen bewohnten Inselgruppen als „Melanesien", Schwarzinseln (melas = schwarz) zusammenzufassen, so verschaffte die krause Form des Haares der Rasse selbst den Namen „Papua", eine ursprünglich malaiische Bezeichnung, die in den allgemeinen wissenschaftlichen Sprachschatz überging. Die dunkle Hautfarbe wie die Haarform verleiht den Melanesiern etwas Negerhaftes, einen „negroiden" Zug, der sich übrigens auch im Charakter bemerkbar macht.

Der Melanesier gilt als impulsiver, offener, geräuschvoller und gewaltthätiger als der Polynesier und erinnert hierdurch, wie angedeutet, an den empfindlichen und leicht erregbaren afrikanischen Neger. Im Verkehr mit den Europäern gilt der Melanesier als argwöhnisch und mißtrauisch; plötzliche Ueberfälle und heimtückische Angriffe sind nichts Seltenes. Freilich dürfen wir nicht vergessen, wie häufig die Europäer selbst durch ihr Betragen die Veranlassung geben, und der Gerechtigkeit wegen dürfen wir nicht verschweigen, daß von vielen Seiten auch schon günstige Erfahrungen gemacht worden sind und bei guter Behandlung die Bewohner des Bismarck-Archipels z. B. sich als freundlich, gutherzig und gefällig erwiesen haben.

Die Bewohner der Fidschi-Inseln sind der am weitesten nach Südosten vorgeschobene Bestandteil



Kriegstanz auf Fidschi

der melanesischen Völkergruppe und bilden ein Mittelglied zwischen Polynesiern und Melanesiern. Sie sind dies nicht nur der geographischen Lage nach, sondern in hohem Maß auch ethnographisch. Durch ihre Vorpostenstellung sind sie weit mehr als andre Melanesier mit polynesischem Blut und mit polynesischen Anschauungen durchtränkt und stehen hoch über ihren melanesischen Brüdern. Besonders nahe Verhältnisse bestehen, wie erwähnt, zwischen Tonga und Fidschi. Der historisch nachweisbare rege Verkehr zwischen den beiden Inselgruppen hat zu einer solchen Vermischung geführt, daß die beiden Inselgruppen ethnographisch kaum zu trennen sind.

Im ganzen zählt man zu der Fidschigruppe etwa 250 Inseln, die in ihrer Gesamtgröße ungefähr dem Umfang des Königreichs Württemberg gleichkommen; meist handelt es sich um kleine und kleinste Inseln, nur Viti Levu und Vanua Levu haben eine größere Ausdehnung. Gleich den meisten Inseln Polynesiens und Melanesiens besteht die Fidschigruppe aus vulkanischen Gesteinen und Korallenriffen, und auf den größeren Inseln, die bedeutende Flüsse besitzen, begegnen wir Landschaftsbildern von großartiger Schönheit.

Die Bewohner von Fidschi sind stattliche Erscheinungen, die oft eine Größe von mehr als sechs Fuß erreichen und in der Farbe von Dunkelbraun bis zu der Schokoladefarbe der echten Papua variieren. Ihrer stattlichen Erscheinung sind sie sich wohl bewußt und suchen sie noch durch allerlei Toilettenkünste in Schmuck und Anzug zu heben. Eine große Aufmerksamkeit schenken sie ihrer Haartracht, die überhaupt in ganz Ozeanien eine bedeutende Rolle spielt. Fast jeder Häuptling hat einen eignen Haarkünstler, der jeden Tag, manchmal stundenlang, an ihm herumarbeitet. Von Natur ist das Haar kraus, indem es statt des runden Querschnitts des straffen Haares einen ovalen Querschnitt hat. Mit großer Mühe wird das Haar, das an und für sich die Tendenz hat, vom Kopf abzustehen, aufgezaust und umgiebt dann den Kopf wie ein mächtiger Turban oder wie eine Allongeperücke. Unsre Abbildungen zeigen in trefflichen Darstellungen diese charakteristischen Haartrachten und geben einen, wenn auch nur schwachen Begriff von der Rolle, die auch hier die Mode spielt, die bald die eine, bald die andre Tracht als bevorzugt erscheinen läßt. Meist begnügt sich der Fidschi-Insulaner nicht mit der natürlichen Farbe seines Haares, sondern färbt es, sei es schwarz oder hell oder rot, wobei Kohle oder Korallenkalk verwendet wird, der bei andauerndem Gebrauch das Haar rot beizt. Bei Männern von Stellung wird das Haar mit einer sehr feinen, aus Rindenstoff bestehenden Bedeckung verhüllt, der sogenannten Masi, die nach hinten oder über die Ohren zwei Zipfel herabfallen läßt. Rindenstoff dient auch besonders Männern zur Bekleidung, zur Herstellung des um die Lenden geschürzten Malo, dessen beide Enden vorn und hinten herabhängen. Die weiblichen Personen tragen einen breiten, schön geflochtenen Gürtel um die Hüften, der sich bei den erwachsenen Frauen zu einem bis zum Knie reichenden Rock aus Gras

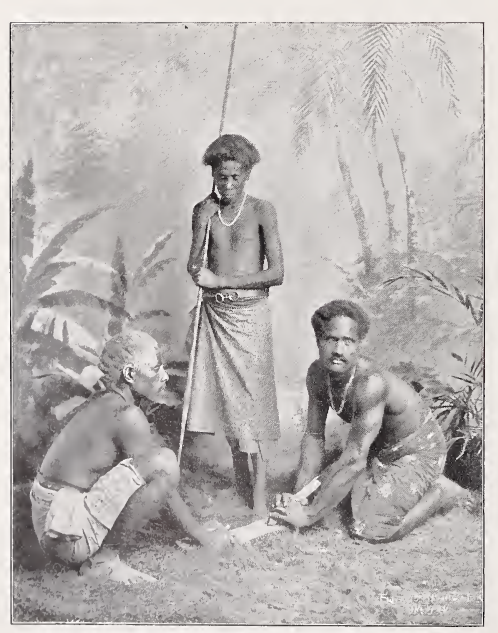
oder Schilf verlängert. Wie fast alle Ozeanier sind auch die Fidschianer große Liebhaber frischer Blumen und tragen sie als Guirlanden um die Schulter, am Arm oder auch als Kopfschmuck.

Tättowierung wurde bis in die Neuzeit geübt, aber meist ausschließlich von den Frauen, wobei aber oft die Zeichnung von dem Kleidungsstück verhüllt wurde. In den Ornamenten sind die Fidschianer nicht besonders verschwenderisch, und eine Ueberladung mit Körperzeichnungen wie bei andern Melanesiern findet sich bei ihnen nicht. Viel verbreitet war früher die einfache Körperbemalung und zu einer hohen Kunst ausgebildet, wobei die bevorzugten Farben Schwarz, Weiß und Rot waren.

Als Schmuck dienen den Bewohnern von Fidschi gleich den schon geschilderten Eingeborenen polynesischer Inseln Zähne von Land- und Meertieren, wie Hund, Delphin, Pottwal, Stücke von Schildpatt, Ketten von Schneckengehäusen oder Teilen von ihnen, wobei oft großer Geschmack und Kunstfertigkeit in der Herstellung entfaltet wird. Unsre große Abbildung eines jungen Mannes von Fidschi zeigt uns ein Halsband aus Zähnen des Pottwals oder Kaschelot, die an der Basis zugeschnitten sind; derartige Halsketten machen den wichtigsten Schmuck aus, der einen hohen Wert repräsentiert und zugleich eine Kapitalanlage bildet.

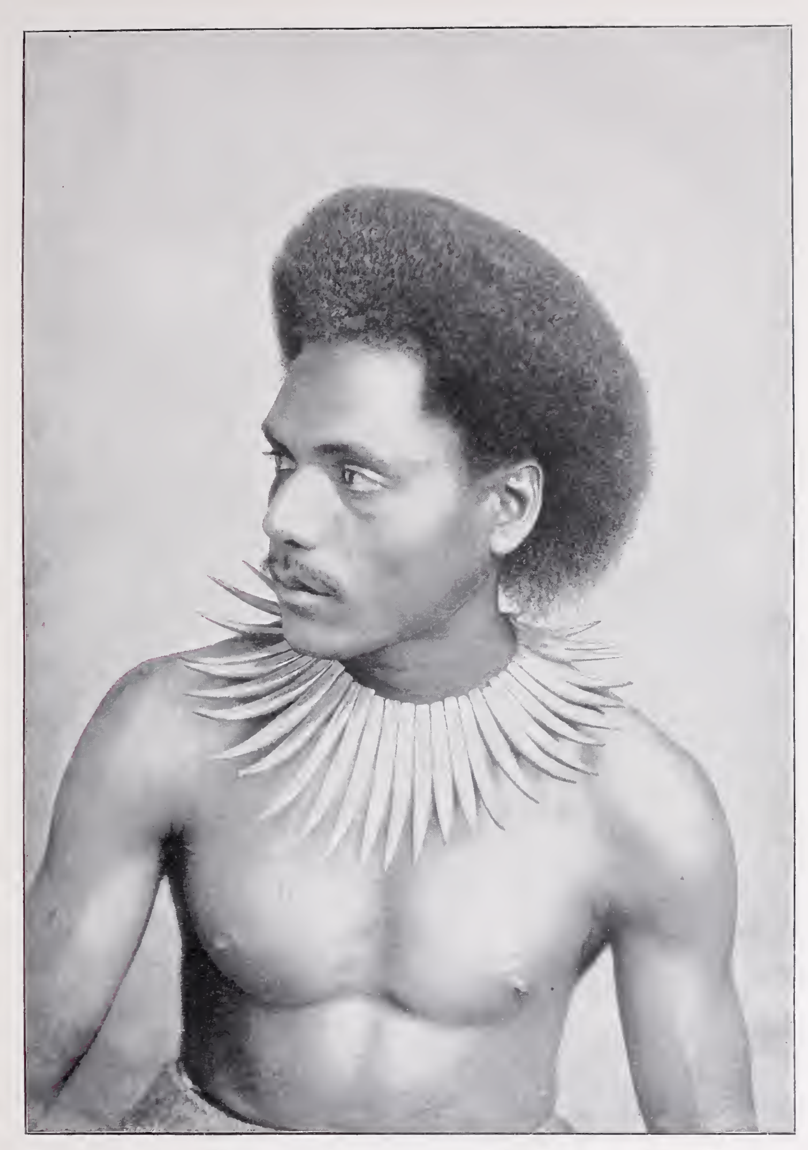
Die melanesischen Einflüsse auf den Schmuck zeigen sich in der Verzierung des Ohrs, wozu dieses durchbohrt wird. Die bedeutende Größe dieses Schmuckes, der ein Schneckengehäuse, ein Muschelstück, ein dicker Ring und dergleichen sein kann, läßt oft das Ohrläppchen sich weit nach unten verlängern. Außer den ursprünglichen Hals- und Nackenketten kommen durch den Einfluß der Europäer gegenwärtig auch vielfach Fingerringe in Gebrauch, wie überhaupt die alten Sitten in Kleidung und Schmuck rapid verschwinden.

Der Charakter der Fidschianer scheint im allgemeinen gemäß ihrer Zugehörigkeit zur melanesischen Rasse nicht besonders angenehm zu sein. „Seine besten Kenner", sagt Ratzel, „schildern den Fidschianer als den eitelsten aller Menschen. Eine abfällige Aeußerung veranlaßt ein Weib, an dem öffentlichen Platze des Dorfes niederzusitzen, endlose Thränen zu vergießen und die Luft mit Klagen und einem mächtigen Strom von Schelt- und Drohworten zu erfüllen. Von der Höhe eines Hügels herab tönt der Ruf: ‚Krieg, Krieg, will niemand mich töten, damit ich zu dem Schatten meines Vaters gelange!' Alles stürzt zu dem Orte und findet dort einen Mann im tiefsten Schmerz darüber, daß sein Freund von dem gemeinsamen Stück Rindenzeug einige Ellen abgeschnitten hatte." So kommt es auch, daß Selbstmord nicht selten ist.



Eingeborene von Fidschi beim Feueranzünden

Beinahe auffallen muß es, daß auch bei diesen heißblütigen Naturmenschen eine streng geübte Etikette sich herausgebildet hat und Anstandsformen fest eingehalten werden. Alles geschieht nach festen Regeln, und selbst die gewöhnlichen Vorgänge des täglichen Lebens sind in die engen Formen



Mann von Fidschi mit Halsschmuck von Pottwalzähnen

der Etikette eingezwängt. So giebt es z. B. verschiedene Formen der Begrüßung, welche je nach den Umständen wechseln. Wenn zwei Leute von gleichem Rang sich früh am Tage begegnen, so lautet der Gruß: „Wache!“ oder „Du bist wach!“ während das abendliche Begegnungswort folgerichtig „Schlafe!“ oder „Gehe schlafen!“ heißt. Sieht der Insulaner einen Besuch seiner Behausung nahen, so klatscht er drei- oder viermal in die Hände mit dem Ruf: „Bringe Freude von deinem Heim!“ Die Ueberreichung eines Geschenkes wird mit der bescheidenen Redensart begleitet: „Ich habe nichts, was ich dir bieten könnte, außer dieser Gabe als ein Zeichen meiner Liebe zu deinen Kindern.“ Für jedes Geschenk verfügt der Fidschianer über eine bestimmte Sprachwendung, die der Natur des Geschenkes angepaßt ist. Beweisen alle diese Züge, daß die Fidschi-Insulaner geistig geweckte Menschen sind, so sehen wir dies auch in ihrem ganzen Leben bestätigt. Die Fidschianer sind sehr gute Ackerbauern und produzieren Yams, Taro, Kokosbäume, Brotfruchtbäume, Bananen und andre Kulturpflanzen in beträchtlicher Menge, und nicht minder verstehen sie mit allerlei Angelgeräten unter den Meeresbewohnern reiche Beute zu machen.

Auf Fidschi finden wir auch eine Industrie, die Polynesien, mit Ausnahme von Tonga, fehlt, in Melanesien verbreitet ist, aber in Fidschi, diesem vorgeschobensten Posten, ihren Höhepunkt hat: die Töpferei. In merkwürdigem Formenreichtum giebt es hier allerlei Gefäße, oft zwei, drei oder vier Stück durch einen hohlen Henkel mit gemeinsamem Ausguß verbunden, kleine zierliche Trink- oder Kochgefäße und wiederum Gefäße bis zu Faßgröße zur Aufbewahrung des Sago. Ohne Kenntnis der Drehscheibe verstehen die Weiber der Fidschianer — denn diesen ist die Töpferei überlassen — die Gefäße in größter Regelmäßigkeit herzustellen, wobei sie ihnen, solange sie noch heiß sind, durch Abreiben mit Harz Glanzglasur verleihen.

Wie die Frauen als Töpferinnen berühmt sind, so die Männer als Schiffbauer. Die Schiffe der Fidschianer nahmen lange Zeit die erste Stelle unter den Fahrzeugen der pazifischen Inseln ein; als Cook 1772 zum erstenmal Tonga besuchte, traf er dort Fidschileute an, die einen tonganischen Edlen in ihrem Schiff nach seiner Insel zurückgebracht hatten. Vielfach verwendeten übrigens Fidschianerhäuptlinge mit Vorliebe tonganische Zimmerleute, wie überhaupt die schon erwähnten Beziehungen zwischen Tonga und Fidschi sehr eng waren.

Als Waffen finden wir neben den uns schon bekannten Keulen und Speeren auch Bogen und Pfeile, die bekanntlich Polynesien fehlen, in Melanesien aber verbreitet sind und von hier auch nach Tonga hinübergreifen.

Bei all dieser hohen Kultur, die den Bewohnern von Fidschi eigen ist, will uns eine ihrer Gewohnheiten schwer begreiflich erscheinen: die große Neigung zum Kannibalismus.

Mehr als andern Südsee-Insulanern wird den Bewohnern von Fidschi der Vorwurf der Menschenfresserei gemacht; daß dieses Laster bei ihnen eine solche Verbreitung hat, darf uns freilich nicht allzusehr wundern; wir haben noch genug Beispiele, daß Kannibalismus durchaus nicht als Beweis niedriger Kultur gelten kann. Unglaubliche Grausamkeiten fanden bei solchen Kannibalenmahlzeiten statt, und selbst die Bekehrung zum Christentum vermochte nicht vor gelegentlichen Rückfällen zu schützen. So wird von König Thakombau erzählt, daß er bei einer Reise in seinem Land der Einladung zu einer Kannibalenmahlzeit Folge leistete und selbst nach altem Brauch die an den Beinen aufgehängten Opfer mit seiner Keule zum Abschlachten bezeichnete. Ein andrer Häuptling hatte die angenehme Gewohnheit, die Erinnerung an die köstlichen Kannibalenmahlzeiten durch Schichtung von Steinhaufen festzuhalten, wobei jeder Stein einem aufgezehrten Menschen entsprach. Er konnte bei seinem Tod auf einen Rekord von 900 Steinen zurückblicken.

Menschenfleisch wurde als der höchste Luxus betrachtet, und zu großen Festlichkeiten wurden manchmal zwanzig Menschen in dem Lobo, dem großen höhlenartigen Ofen, gebacken. Es wurden für diese Zwecke Sklaven gehalten, aber wenn ein Häuptling ein Galadiner abhielt, so war niemand sicher, nicht hierzu beitragen zu müssen, denn seine Diener bestrebten sich, dem Wunsche ihres Herrn Folge zu leisten, indem sie hinauseilten und den ersten besten ihnen entgegenkommenden Mann töteten, und manchmal mag auch der Staatskunst eines Fidschianerhäuptlings diese Landessitte sehr erwünscht

gewesen sein, politische Gegner verschwinden zu lassen. Daß es den Frauen nur selten erlaubt war, an diesen Kannibalenmahlzeiten, für die sogar besondere Gabeln im Gebrauch waren, teilzunehmen, spricht dafür, daß auch auf Fidschi, wie meist, der Genuß von Menschenfleisch, wenigstens in der Entstehung der Sitte, nicht einfach in einem kulinarischen Bedürfnis seine Erklärung findet, sondern daß religiöse oder abergläubische Vorstellungen zu Grunde liegen. Die Idee, durch Verzehren des erschlagenen Gegners sich dessen physische Stärke, seinen Mut anzueignen, führt häufig zur Menschenfresserei, wie auch der Wunsch, die Rache bis auf das äußerste zu kühlen und den Feind durch Verzehren vollständig zu vernichten. Daß die Menschenfresserei auf Fidschi, wenigstens ursprünglich, fast möchten wir sagen ein höheres Motiv hatte, können wir nicht bezweifeln, wenn wir sehen,



Grashaus auf Fidschi

daß fast jedes wichtige Ereignis von Menschenopfern begleitet war. Wenn ein Häuptling ein großes Kriegskanoe baute, mußten Menschenopfer bei der Staatsaktion seiner Kielstreckung stattfinden, und war es vollendet, so führte es sein Stapellauf zur See über Menschenleiber, die es mit seiner Last zerquetschte.

Daß solche Leute dem Tod nicht bang entgegensehen, dürfte nach dem Vorstehenden erklärlich sein. In der „guten alten Zeit" von Fidschi bat der Greis, wenn sich die Beschwerden des Alters geltend machten, seinen Sohn, ihn zu erdrosseln, und die Erfüllung der Bitte gebot Kindespflicht. Von seinen Kindern durch Erdrosseln oder Lebendig-Begrabenwerden aus der Welt geschafft zu werden, galt als schönster Tod. Zu Grunde lag die Idee eines Jenseits, in dem nach der Fidschivorstellung die Abgestorbenen sich in einem dem Abschied vom Diesseits entsprechenden Zustand befanden. So wollte der Fidschianer nicht als gebrechlicher alter Mann, sondern noch im Besitz seiner Kräfte das Land der Abgeschiedenen erreichen. Daß diese eigenartige Sitte selbst bei den eingeborenen Christen Fidschis nichts Anstößiges hatte, beweist die harmlose Einladung eines Missionars

durch einen jungen Mann auf Fidschi, an der Leichenfeier seiner Mutter sich beteiligen zu wollen. Groß war die Ueberraschung des Missionars, als er die alte Dame an dem Leichengang teilnehmen und heiter ihrem Grabe zuschreiten sah. Ein junger Mann, um noch ein andres Beispiel zu erwähnen, der sich nach längerer Krankheit nicht mehr in früherer Körperfülle vom Lager erhob, verlangte von seinem Vater, begraben zu werden, da er den Spott der Mädchen über sein skelettartiges Aussehen nicht ertragen könne. Seinem Wunsche wurde entsprochen, aber anmaßend war seine Bitte, zuerst erdrosselt zu werden; man bedeutete ihm, sich nichts herausnehmen zu wollen und sich ruhig lebendig begraben zu lassen.

In früheren Zeiten wurden, wenn ein Häuptling starb, viele seiner Sklaven und Weiber erdrosselt, um ihn im Jenseits zu erwarten, eine Sitte, die noch vor kurzem in Indien herrschte und wohl auch den prähistorischen Zeiten Europas nicht fremd war. Uralter Brauch und Sitte ließen die unglücklichen Opfer sich nicht gegen ihr trauriges Los empören, sondern es sogar als ehrenhaftesten Tod auffassen.

Werfen wir noch einen Blick auf das Eheverhältnis, so finden wir hier im Vergleich zu andern Inseln einfache Zustände, selbst bei den höheren Ständen. Die Tochter eines Häuptlings wird gewöhnlich in jugendlichem Alter verlobt. Sollte die gewählte Gattin sich später weigern, den Vertrag zu erfüllen, so gilt dies als schwere Beleidigung und führt nicht selten zum Krieg. Sollte der Bräutigam sterben, so hat sein nächster Bruder seine Stelle einzunehmen.

Wenn ein junger Mann ein Mädchen zu heiraten wünscht, so hat er die Erlaubnis ihres Vaters einzuholen. Sodann macht er zunächst ein kleines Geschenk. Bald nachher schickt er dem Mädchen in seine Wohnung eine von ihm selbst bereitete Mahlzeit. Vier Tage lang genießt nun die Braut eine kurze Festzeit; mit Oel gesalbt, mit Curcuma gefärbt, in ihren besten Bastgewändern empfängt sie in der elterlichen Wohnung die Besuche ihrer Freundinnen; dann wird sie von einigen verheirateten Frauen zum Meer geleitet und auf Fische Jagd gemacht. Sobald die gefangenen Fische gekocht sind, wird nach dem jungen Mann geschickt, und das verlobte Paar nimmt eine gemeinsame Mahlzeit ein. Die weiteren Vorbereitungen liegen nun zunächst dem Mann ob, der eifrig daran geht, ein Haus zu bauen, bei dessen Vollendung ein großes Fest gefeiert wird. Der Abschied der Braut von ihrem elterlichen Heim wird mit großem Lärm der Freunde und Verwandten in Scene gesetzt, wobei sich alle durch Küsse von der Braut verabschieden. Das Leben, das nun für die junge Frau beginnt, ist meist der Arbeit gewidmet.

Das Haus, in das sie einzieht, zeigt unsre Abbildung. Meist lassen sich die Bauten auf Fidschi auf den Rechteckstil zurückzuführen, dessen Signatur das lange Firstdach ist; als Material dienen Pflanzenteile, häufig dicke Graslagen; die ganze Behausung steht oft auf 1—2 Meter hohen Erdhügeln; je größer der Anspruch auf Ansehen, desto höher diese Grundlage.

Wie alle Ozeanier sind auch die Bewohner von Fidschi sehr abergläubisch; allein die Zeiten liegen zurück, in denen ein Zigarren rauchender Europäer für ein überirdisches Wesen gehalten wurde, da Rauch aus seinem Munde kam. Merkwürdigerweise hat gerade bei den widerstandsfähigen Fidschianern, die als eines der wildesten Völker der Südsee bezeichnet werden dürfen, das Christentum am raschesten und wie es scheint auch am tiefsten Wurzeln geschlagen. Von Tonga aus wurde es schon 1835 durch die Wesleyaner in Angriff genommen, ihnen folgte die katholische Kirche, und heute bestehen über 1000 christliche Kirchen. Neben europäischen Missionaren und Schulschwestern wirken Eingeborene als Geistliche und Lehrer.

Politisch zählen die Fidschi-Inseln zu dem englischen Besitz in der Südsee.



Fidschi-Insulaner

Neukaledonien und Loyalitätsinseln

Gehen wir von den Fidschi-Inseln südwestlich, so treffen wir auf die der französischen Interessensphäre angehörige Gruppe von Neukaledonien, die wir zusammen mit den Loyalitätsinseln besprechen wollen. Als Ganzes genommen liegen diese Inseln zwischen dem südlichen Wendekreis und 18 ° s. Br. und zwischen 158 ° und 170 ° ö. L. Die größte Insel, Neukaledonien, die im Flächeninhalt zwischen Baden und Württemberg steht, liegt in der Mitte und ist in ihrer ganzen Länge von einem großen Korallenriff begleitet, das in der Form einer 200—1000 Meter breiten Mauer beide Längsküsten der Insel gegen das Meer hin deckt.

Die Eingeborenen sind echte Papuas, dunkelhäutig und wollhaarig, obwohl hie und da eine Vermischung mit der helleren polynesischen Rasse nicht zu verkennen ist. Kleidung war bis zum Eintreffen der Europäer sehr spärlich. Seit dieser Zeit hat sich natürlich viel geändert, besonders in der Nähe der französischen Niederlassungen und dadurch, daß Neukaledonien von den Franzosen als Strafkolonie benutzt wird. Die früher übliche Menschenfresserei ist allerdings verschwunden, trotzdem aber geht die Bevölkerung, dank den neu erworbenen Errungenschaften der Zivilisation, rapid dem Aussterben entgegen.

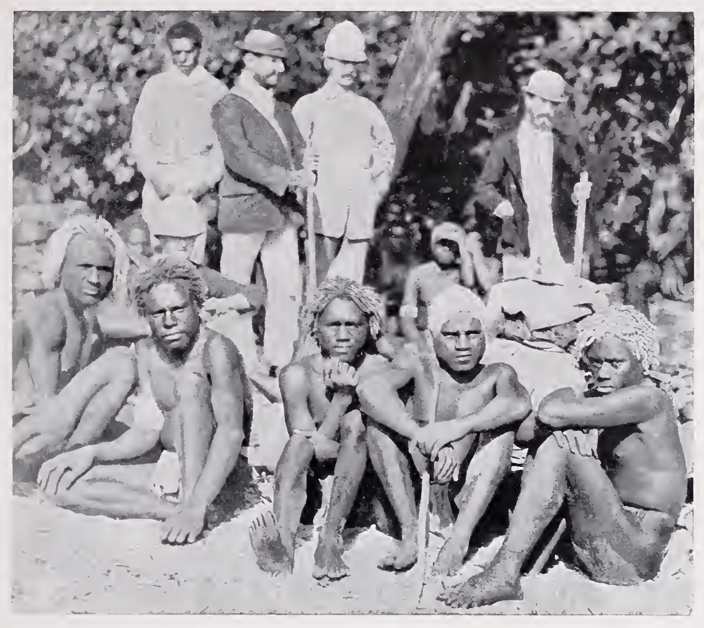
Erwähnenswert dürfte sein, daß die Eingeborenen Bogen und Pfeile nicht kannten, und ganz charakteristisch ist das sogenannte Zottelknopfornament, das an Keulen und besonders an den häufig durch Schnitzereien, z. B. von Menschenköpfen, künstlerisch gestalteten Speeren zu finden ist: ein knopfartiger, wulstiger Schmuck, der wie braune Wolle aussieht, sich bei mikroskopischer Untersuchung jedoch als aus den Haaren großer Fledermausarten, der sogenannten fliegenden Hunde, bestehend herausstellt.



Frauen von der Mota-Insel (Neu-Hebriden)

Die Neu-Hebriden mit den Banks-Inseln und den Santa Cruz-Inseln

Wenn wir uns von den zuletzt genannten Inselgruppen direkt nördlich wenden, gelangen wir zu den Neuen Hebriden, den Banks- und Santa Cruz- oder Königin Charlotte-Inseln, kleineren Eilanden von zum Teil stark vulkanischer Natur mit einer überwiegend melanesischen Bevölkerung, die politisch heutzutage beinahe ein Unikum ist, da sie bisher noch nicht unter europäische Botmäßigkeit



Eingeborene von der Pentecoste-Insel (Neu-Hebriden)

gebracht worden ist. Den Neuen Hebriden freilich stand dies schon 1886 durch Frankreich nahe bevor, da aber England Einspruch erhob, so wurde 1887 eine der berühmten gemischten Kommissionen eingesetzt, und seit dieser Zeit wachen die beiden Mächte über Wohl und Wehe der Insulaner, ohne daß eine der Flaggen sie deckt. Es hindert dies freilich nicht, daß auch hier die Bevölkerung zum Teil infolge von Krankheiten und Trunksucht allmählich abnimmt. Ein mächtiger Häuptling ist noch auf keiner dieser Inseln erstanden, und bei der weitgehenden Zersplitterung in einzelne Stämme und dem Mangel an jeglicher Organisation erstreckt sich die Herrschaft der Häuptlinge meist nur über einzelne Dörfer.

Die Neuen Hebriden wurden zum erstenmal 1774 durch Cook besucht. Die Eingeborenen stellten sich lange Zeit sehr feindlich, aber Erromanga, die größte der Inseln, wo manche Missionare ermordet wurden, enthält heute über 1000 Christen. In der nördlicheren Gruppe, zu der man 35 Eilande zählt, gelten die Eingeborenen für friedlicher als in der südlichen, wie überhaupt auch in Charakter, Sprache und äußerer Erscheinung sich mannigfache Verschiedenheiten geltend machen.

Auf den nördlichen Inseln herrscht die Sitte, daß die Häuptlinge oder andre Familien von Bedeutung ihre Kinder schon in der Jugend verloben. Das verlobte Mädchen lebt in demselben Haus wie sein zukünftiger Gatte. Der Hochzeitstag wird unter Zuziehung einer großen Zahl von Gästen gefeiert. Der Bräutigam liefert zahlreiche Schweine und sonstige animalische und vegetabilische Nahrung, besonders Nüsse. Der Vater der Braut oder sonst ein Anverwandter hält eine Rede und legt dem Bräutigam ans Herz, seine junge Frau ordentlich zu nähren und freundlich zu behandeln; nach weiteren ähnlichen Ermahnungen übergiebt er ihm die Braut, die bei dieser Gelegenheit zum erstenmal das längere aus Baumbast gefertigte Kleid trägt. Bei dem darauffolgenden Fest ist nun auch der Bräutigam verpflichtet, seine Rede zu halten. Er richtet seine Komplimente an seinen Schwiegervater, den er seiner Dankbarkeit und Zuneigung versichert. An die Mahlzeit schließen sich Scheinkämpfe an, wobei die Verwandten der Braut gegen die des Bräutigams kämpfen. Sollte es hierbei ohne Verwundungen nicht abgehen, so wird Schadenersatz verlangt. Wie mannigfach bei uns auf dem Lande, so verlangt es auch die Sitte auf den Neuen Hebriden, daß die Braut sich sträubt, dem Bräutigam zu folgen, selbst wenn sie ihm gar nicht abgeneigt ist. Freilich kommt es auch vor, daß eine gegen ihren Willen verheiratete Braut die erste Gelegenheit benutzt, ihrem Gatten zu entschlüpfen und sich einen ihr genehmeren Gefährten auszusuchen. Hilft gütiges Zureden nichts, so müssen ihre Eltern an die Abtretung eines Schweines als Sühneopfer glauben, und wie es scheint, ist die Sache damit abgethan.

Auch auf den Santa Cruz-Inseln herrscht die gleiche Sitte der Kinderverlobungen, für Knaben und Mädchen werden von sorgsamen Eltern die zukünftigen Gatten gewählt, ohne daß erstere freilich immer dieser Vorsorge die richtige Dankbarkeit entgegenbrächten.



Frauen von Port Adam (Salomons-Inseln)

Die Salomons-Inseln

Die Gruppe der Salomons-Inseln oder Salomonen umfaßt 7 größere und zahlreiche kleinere Inseln und hat im ganzen die Form einer von Nordwesten nach Südosten gerichteten Doppelreihe, die der Ostküste von Neuguinea fast genau parallel ist und ihre Fortsetzung in der Insel Neu-Irland des Bismarck-Archipels findet. Sie liegen zwischen 5° und 11° s. Br. und zwischen 154° 40′ und 162° 30′ ö. L.

Nach dem schon öfter erwähnten deutsch-englischen Vertrag sind die Salomonen zwischen Deutschland und England derartig geteilt, daß die östlich und südöstlich von Bougainville gelegenen Inseln an Großbritannien gefallen sind; Bougainville, das mit 10 000 Quadratkilometern die größte Insel der Salomonen ist, gehört mit der zugehörigen kleinen Insel Buka Deutschland.



Frau von den Salomons-Inseln

Unter allen Inselgruppen des Großen Ozeans zählen die Salomonen zu den am längsten bekannten. Hat man doch auch in ihnen das Goldland Ophir vermutet, wohin Salomo seine Fahrten gerichtet, und dieser Hypothese verdanken die Inseln ihren Namen. In der Bevölkerung machen sich neben der unstreitig melanesischen Mehrzahl hauptsächlich nach Osten zu stark polynesische Einwanderungen geltend. Die kräftigen Gestalten von mächtigem Körperbau, zugleich ausgezeichnet durch großes Selbstbewußtsein und ein entschiedenes Kraftgefühl, haben nicht verfehlt, schon den Reisenden früherer Jahrhunderte zu imponieren. Die Hautfarbe ist ein dunkles Schwarzbraun.

Man darf wohl sagen, daß kein Volk der Südsee unter den Weißen einen schlechteren Ruf genießt als die Salomonier, und wenn sich auch bereits seit 1847 bei ihnen Missionen niedergelassen haben und behauptet wird, das Christentum erfreue sich großer Ausbreitung, so wird trotzdem heute noch der Archipel der Salomonen nur mit größter Vorsicht besucht, und es sind daher auch nur die Küstenstriche bekannt. Freilich haben wohl nirgends die Europäer mehr als auf den Salomonen durch den euphemistisch als Arbeiterwerbung bezeichneten Menschenraub und die brutale Behandlung der Eingeborenen gesündigt.

Die Kleidung ist auch hier bei beiden Geschlechtern sehr wenig entwickelt, dagegen sind der Schmuck und noch mehr die zum Teil prachtvollen Waffen hochgeschätzt. Diesen eigenartigen Schmuck zeigt unter anderm unsre Abbildung eines Salomoniers, der einen mächtigen, aus der Riesenmuschel der Tridacna hergestellten Ohrring trägt. Häufig werden die Ohren dadurch mächtig ausgedehnt. Zugleich sehen wir an diesem Insulaner die Haartracht in Form kleiner Zöpfchen,

wobei das Haar ziemlich kurz gehalten wird. Unter den Waffen sind besonders prachtvoll geschnitzte Keulen und eigenartige, sehr große Speere zu erwähnen, die namentlich von der in der nächsten Nähe der Hauptinsel Bougainville liegenden Insel Buka bekannt sind und an ihrem Ende mit Widerhaken aus Fischgräten besetzt und mannigfach, am häufigsten weiß bemalt sind. Mit ausgezeichnetem Erfolg treiben die Salomonier auch die Töpferei, in der sie es sogar zur täuschenden Nachahmung europäischer Thonpfeifen gebracht haben. Als schönstes Erzeugnis salomonischen Kunstgewerbes dürfen aber die 40—50 Fuß großen Kriegskanoes gelten, die bis zu 36 Mann fassen können, sehr schmal, scharf und leicht gebaut sind, dabei jedoch keine Ausleger besitzen. Die staatliche Organisation scheint auf die Erblichkeit der Häuptlinge hinzudeuten. Als Feldfrüchte werden speziell Bananen, Taro und Süßkartoffeln kultiviert. Die Frauen scheinen weniger als auf andern Inseln Melanesiens mit Arbeit überlastet zu sein; vielfach herrscht Polygamie.

Vorbedingung zur Heirat ist Tättowierung, die durch bestimmte, gut bezahlte Künstler erfolgt. Die Einleitung zu der Operation ist ein Konzert, das die Nacht hindurch ausgeführt wird; die jedenfalls auch mit religiösen Vorstellungen zusammenhängende Prozedur der Tättowierung wird morgens begonnen und mit einem Bambusmesser ausgeführt, mit dem der Künstler auf Gesicht und Nacken seines Opfers ein kunstvolles Netzwerk einritzt. Ist die schmerzhafte Prozedur überstanden, so ist die junge Schöne heiratsfähig, und ihre Freunde, die zu den Kosten der Tättowierung beigetragen haben, sehen nach dem Gatten aus, von dem sie deren Wiedererſatz erwarten. Je höher der Rang, um so anspruchsvoller sind freilich die Eltern in der Wahl des Schwiegersohnes, und so kommt es, daß Häuptlingstöchter selten frühe heiraten, ja es soll auch hier sich ereignen, daß die Tochter eines Häuptlings, der allzugroße Ansprüche stellt, zu dessen Lebzeiten überhaupt nicht zum Heiraten kommt, wodurch überhaupt die Zeit verpaßt ist.



Eingeborener der Salomonen mit großem Muschelring als Ohrschmuck

Ist ein junges Mädchen verlobt, und sein zukünftiger Gatte hat die gewünschte Summe erlegt, so zieht es zu seiner Mutter, um bei ihr zu leben, bis es seine Frau wird. Bald geben dann die Eltern der Braut ein großes Fest, zu dem diejenigen geladen werden, die zu den Kosten der Tättowierung beigetragen haben. Hierauf folgt ein andres, von den Bräutigamseltern gegebenes, womit die Zeremonien beendet sind.

Auf der kleinen Insel Florida, die ebenfalls zu den Salomonen gehört, weichen die Ehegebräuche etwas ab. Das Geld wird den weiblichen Verwandten der Braut bezahlt. Die Art und Weise, in der die Braut das elterliche Haus verläßt, ist sehr merkwürdig; sie wird nämlich von einer Frau auf

dem Rücken hinausgetragen und dem Vater ihres Bräutigams überliefert. Zwei oder drei Monate bleibt sie nun in dem Hause ihres künftigen Schwiegervaters, bis die notwendigen Geschenke an Schweinen und Früchten gemacht sind, nicht eher kann die Hochzeit gefeiert werden, und bei dieser begegnen wir einer andern eigenartigen Sitte. Am Festmorgen vergnügen sich die Knaben des Dorfes damit, die Verwandten der Braut im Spiel mit Pfeilen zu beschießen. So sicher sind die Schützen, daß sie, ohne zu verletzen, in nächster Nähe des Kopfes, der Arme vorbeischießen, ja selbst durch das dichte Haar hindurch. Diese zarte Aufmerksamkeit, die die Dorfjugend hiermit den zur Hochzeitsfeier gekommenen Gästen beweist, ist allerdings nicht ohne Egoismus, denn sie müssen sich loskaufen.

Auf der großen Insel Malanta ist es üblich, daß die als Kinder verlobten jungen Leute in dem Hause der gegenseitigen Eltern oft Besuche machen.

Die Salomonier sind große Freunde des Tanzes[1], obwohl sie hierin nicht zu so großer Vollkommenheit gelangt sind wie die Bewohner der Neuen Hebriden. Für die Haupttänze treffen der Häuptling und seine Räte die Wahl. Wir wollen nur einen dieser Tänze, Souruka, kurz beschreiben. Sechsunddreißig Tänzer beteiligen sich daran, die in der Aufstellung eine keilförmige Figur bilden, vier Reihen von je vier Personen, vier Reihen von drei und vier von zwei, eine Reihe hinter der andern. Die größeren und dickeren Männer stehen vorn, die kleineren und die Knaben hinten. Der Tanz besteht in Wiegen des Körpers und Schwingen des Kopfes, der Arme, der Beine, wobei zugleich unter Pfeifen mit den Füßen der Takt markiert wird und Schnüre mit aufgereihten Nußschalen, die an den Achseln befestigt sind, mit ihrem Rasseln die Bewegungen rhythmisch begleiten. Die Leiter des Tanzes spielen auf Panpfeifen eine Melodie, zu der weniger geschickte Musikanten die Begleitung auf Bambustrompeten hinzufügen. Die Musik wechselt mit den Figuren des Tanzes, indem sie die Zeitmaße und den Wechsel der Schritte hervorhebt. Der Gesamteindruck ist sehr gut, eine Folge zahlreicher Uebungen und Wiederholungen. Der Häuptling, der die tanzende Gruppe wie ein unternehmender Geschäftsführer behandelt, spart keine Kosten in der Aussicht auf einen Erfolg. Seine Tänzer sind geschmackvoll mit bunten Federn, westenartigen Kleidern aus Rindenstoff, Nackenschmuck und andern Zieraten geschmückt. Früher, als die Eingeborenen noch mehr unter dem Einfluß ihrer Zauberer, der sogenannten Tingalos, standen, denen auch die Tättowierung oblag, unterzogen sich die Tänzer einer feierlichen Zeremonie, um ihre Bewegungen graziöser, ihrer Musik entsprechender zu machen. Der Mann, welcher dieser Zeremonie vorstand, wurde hoch bezahlt. Oft zählte die Menge mehr als 300 Personen, die in einer Flotte von 30 Kanoes eine drei Monate währende Rundreise auf den verschiedenen Inseln machten und ihre Tänze aufführten. An jedem Ort wurden einige Vorstellungen gegeben, nach denen die Zuschauer sie bewirteten, während die Häuptlinge ihnen Lohn zahlten.



Mann der Salomons-Inseln

Nach Aeußerung eines Missionars sind diese Tänze durchaus harmlos und wurden thatsächlich zur Verbreitung des Christentums benutzt. Vor mehreren Jahren verließ auf Anregung einiger Missionare eine große Gesellschaft derartiger Tänzer, in der sich 50 Christen befanden, Gaeta und machte eine Rundreise in Florida; jeden Abend und jeden Morgen versammelten sie sich zu gemeinsamem Gebet, und obwohl sie mit manchem Spott zu kämpfen hatten, so verstummte er vor ihrer Ausdauer, und es soll, wie erwähnt, dieses allerdings etwas stark eigenartige Bekehrungsmittel von Erfolg gewesen sein.



Leute von Neu-Irland auf dem Kriegspfad

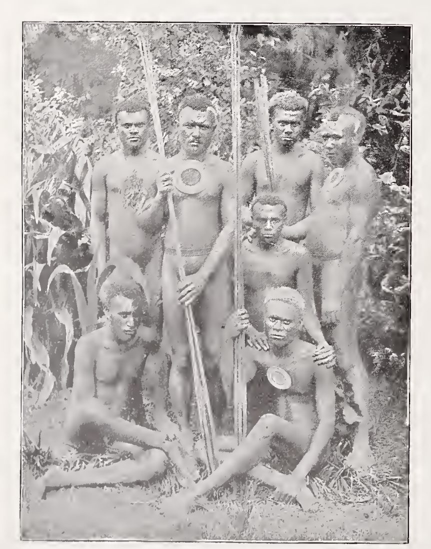


Fidschi-Insulanerin

Bismarck-Archipel

An die Salomonen schließt sich direkt der Bismarck-Archipel an. Dieser Name ist in die Geographie eingeführt, seit Deutschland 1884 als Kolonialmacht auch in der Südsee festen Fuß faßte. Man versteht hierunter die zwischen 142 ⁰ und 154 ⁰ ö. L. einerseits, dem Aequator und 7 ⁰ s. Br. anderseits liegenden Inselgruppen nordöstlich von Neuguinea und nordwestlich von den Salomonen. Es gehören also dahin die beiden großen Inseln Neu-Irland (Neu-Mecklenburg oder Tombara) und Neu-Britannien (Neu-Pommern oder Birara), ferner Neu-Hannover, Neu-Lauenburg oder die Duke of York-Gruppe, die Hibernischen Inseln, die Feadgruppe, St. Matthias- und Sturminsel, die Admiralitätsinseln, die Ninigogruppe und einige kleine vulkanische Inseln vor der Nordküste von Neuguinea.

Zum Teil sind diese Inselgruppen verhältnismäßig noch wenig bekannt, besonders gilt dies selbstverständlich von den größten der beiden Inseln, Neu-Irland und Neu-Britannien. Zu ihrem Aufbau haben sich ebenfalls wieder Korallenkalke und Eruptivgesteine vereinigt, und die heute noch wirksame Thätigkeit der feurigen Mächte wird durch das Vorkommen von Vulkanen auf Neu-Britannien bewiesen. Steil ansteigende Erhebungen, tief eingeschnittene Schluchten, Wasserfälle und rauschende Bäche im Wechsel mit reich bevölkerten, mit Kulturen bedeckten Ebenen an der Küste verleihen den größeren Inseln einen fesselnden landschaftlichen Charakter, während die kleineren sich oft wie Klippen aus dem Meere erheben oder als typische Korallenatolle, als niedrige, mit Kokospalmen bestandene Inseln, im Meere verstreut sind. Die Eingeborenen sind echte Papuas, kräftig, muskulös, groß gewachsen; im einzelnen aber weichen die Bewohner dieser Inseln in Körperbau, Hautfarbe und Sprache so voneinander ab, daß eine bedeutende Zersplitterung angenommen werden muß. Die Hautfarbe ist gewöhnlich ein dunkles Braun, bei manchen Eingeborenen ist sie aber viel heller; so wird von den Admiralitätsinseln angegeben, daß sich häufig bei jungen Männern und Mädchen eine hellere, als hellgelbbraun zu bezeichnende Färbung findet. Das Haar ist kraus und glänzend.



Männer von Neu-Irland mit langen Speeren und Brustschmuck aus Tridacna mit Schildpattbelag

Kleidung scheint im ganzen Bismarck-Archipel ursprünglich gefehlt zu haben; denn in allen noch unberührten Gebieten gehen die Eingeborenen nackt, nur die der Admiralitätsinseln machen eine Ausnahme; unter dem Einfluß der Weißen hat sich jedoch ein Lendentuch eingebürgert, und bei den Frauen finden wir Grasröcke. Auf Neu-Irland machen die Frauen aus Palmblättern eine geschmackvolle Kopfbekleidung und eine Art Mantel, beides wird aber nur zur Regenzeit getragen.

Die Sitte, die Haut mit Narben zu versehen, die bestimmte Zeichnungen bilden, ebenso die der Tättowierung ist über den ganzen Bezirk verbreitet, wenn sich auch bedeutende lokale

Unterschiede finden; so sind in Neu-Irland Narbenzeichnungen und Tättowierungen auf die Frauen und auf die Häuptlinge beschränkt, in Neu-Britannien dagegen allgemein. Auf den Admiralitätsinseln tragen die Männer die Narben in zwei schrägen Streifen, die von den Schultern abwärts den Hüften zu laufen. Sie sind dagegen hier selten tättowiert, die Frauen aber alle. Die Tättowierung besteht meist in kurzen Linien von dunkelbrauner Farbe, die Ringe um die Augen bilden oder sich über das ganze Gesicht hinziehen. Auch Diagonallinien am Oberkörper finden sich. Sehr beliebt ist die Bemalung des Körpers, vor allem des Gesichtes, das oft halb rot, halb weiß gefärbt ist. Zum Zeichen der Trauer wird das dunkle Manganerz angewendet; man kann alte Weiber sehen, die damit ganz geschwärzt sind.



Mädchen von Neu-Irland

Großer Wert wird auf Schmuck gelegt. Die Haartrachten sind im Bismarck-Archipel noch merkwürdiger und extravaganter als anderswo, und die künstlich aufgebauschten Perücken sieht man häufig mit Federn, Blumen und duftenden Kräutern geschmückt; andrerseits finden wir auch wieder, wie unsre Abbildungen zeigen, einfaches, kurz gehaltenes Haar. Als Schmuck werden Ohrringe, Nasenstäbe, Armringe, Halsringe, Nackenschmuck, Fußringe und eigenartige Brustplatten getragen, wovon unsre Abbildungen verschiedene Beispiele bieten. Die durch die Nasenscheidewand gesteckten Stäbe können, wie auf unserm Bild zu sehen ist, von beträchtlicher Länge sein. Mit großer Kunstfertigkeit sind die ebenfalls auf unsern Bildern sichtbaren Brustschilde hergestellt. Sie sind aus der glänzend weißen, steinharten, dicken Schale der Riesenmuschel (Tridacna) herausgeschnitten und mit dünnen Platten von Schildpatt belegt, die aufs zierlichste durchbrochen sind und sich dadurch wie durch ihre dunkle Farbe wirksam von dem weißen Untergrund abheben. Ein weiterer sehr beliebter Schmuck, der aber zugleich eine Kapitalanlage darstellt, ist das sogenannte Diwarra, das durch mühsames Abschleifen der Gehäuse von Meeresschnecken, die den als Kaurimuscheln bekannten Schneckenschalen ähnlich, aber bedeutend kleiner sind, hergestellt wird. Entweder dient es, wie auch in einem Teil von Neuguinea, zum Besetzen von Brustschilden, Armbändern und dergleichen, zur Verfertigung von mächtigen Halskrausen, wie sie auf unsrer Abbildung ein Mann aus Neu-Britannien trägt, oder man reiht diese abgeschliffenen Schalenstücke auf Schnüren auf und braucht sie als Geld. Mit diesen Diwarrasträngen kauft man Frauen, Schweine, Yam, zahlt man die Buße für begangene Frevel, so daß man diese Stränge als richtige Scheidemünze betrachten muß. Wer mehrere Diwarrastränge besitzt — und mancher Häuptling hinterläßt bei seinem Tode an 2000 Stück —, der giebt seinen Schatz gewissermaßen als Depot in ein gemeinsames Haus, wo alle Reichtümer zusammen sorgfältig bewacht werden.



Frau von Neu-Britannien

Bei der Erwähnung der Kunstfertigkeit der Bismarck-Insulaner dürfen wir nicht vergessen, ihrer Boote zu gedenken. Die Leute von Neu-Irland bauen prächtige Kanoes, die mit Rudern ohne Benutzung der Segel geführt werden. Die Kanoes der Admiralitätsinsulaner schließen sich in ihrer Form den polynesischen Fahrzeugen an, sie sind häufig aus

einem ausgehöhlten Baume hergestellt, zwischen dem stets vorhandenen Ausleger und dem Fahrzeug selbst ist eine Plattform gebaut.

Als Waffen dienen im Bismarck-Archipel vorzugsweise Speere und für den Nahkampf Keulen; Pfeil und Bogen, die sonst in Melanesien sehr verbreitet sind, fehlen merkwürdigerweise beinahe ganz, ebenso Schilde. Die Speere sind sehr lang, scharf zugespitzt und meist mit Widerhaken aus Knochen versehen. Auf den Admiralitätsinseln sind Speere gebräuchlich, bei denen große, prächtig zugeschlagene Stücke des als Obsidian bekannten vulkanischen Glases als Spitze dienen, ebenso schwere wie wertvolle Waffen. Bei dem kriegerischen Charakter der Bismarck-Insulaner tönt häufig die große Kriegstrommel, die zur Fehde ruft; auf einem unsrer Bilder ist eine Schar Neu-Irländer auf dem Kriegszug dargestellt. Häufiger ist auch bei diesen Völkern die Ursache des Zwistes zwischen einzelnen Männern die Frau; meist endet übrigens der Streit mit Erlegung von Sühnegeld, kann sich aber auch zur Stammesfehde auswachsen.



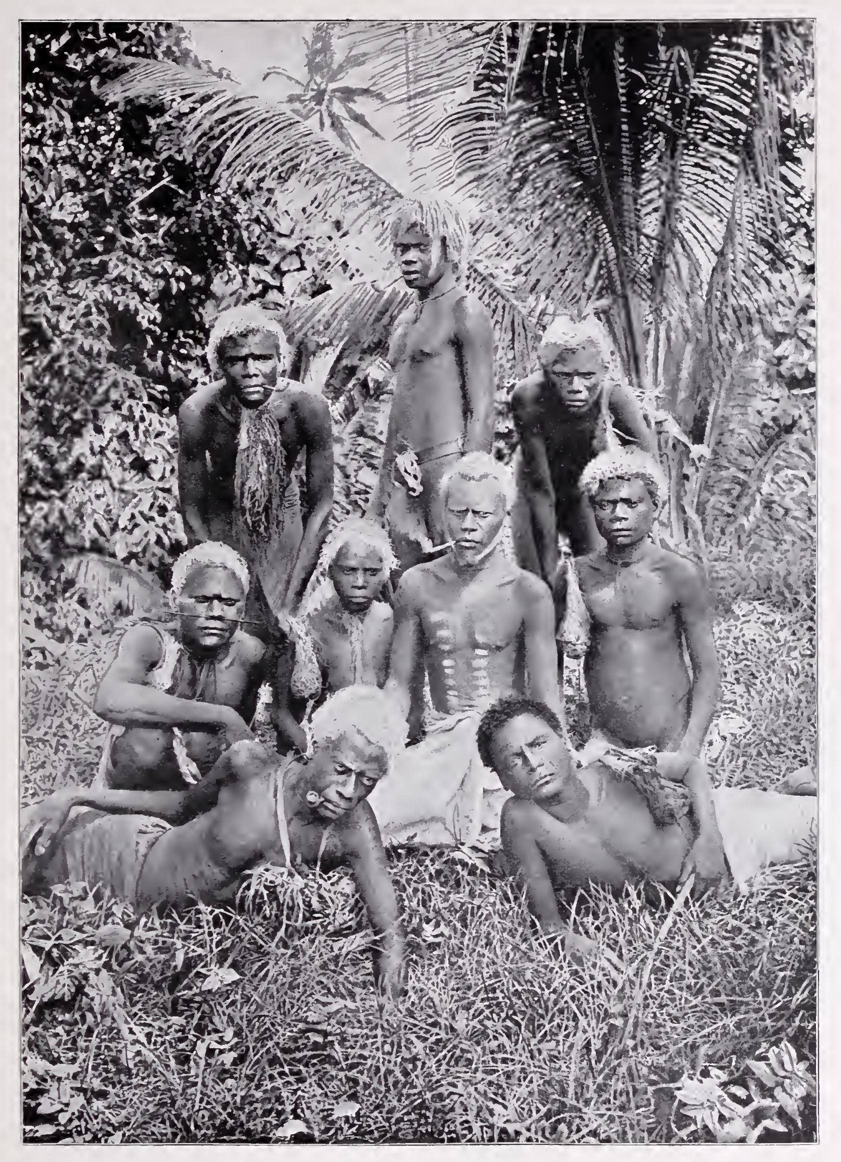
Mann von Neu-Britannien mit Halskrause aus Diwarra

Dieser kriegerische Charakter der Bismark-Insulaner äußert sich auch in den häufigen Ueberfällen der Europäer, deren die Inseln des Bismarck-Archipels Zeugen gewesen sind. Wie schon früher erwähnt, ist freilich häufig nicht zu sagen, wie viel an diesen nicht selten heimtückisch ausgeführten Morden, die stets mit dem weitverbreiteten Kannibalismus Hand in Hand gehen, der Europäer selbst Schuld trägt, und die diesen Greuelthaten notwendigerweise folgenden Strafexpeditionen tragen natürlich auch nicht dazu bei, die Eingeborenen friedlicher zu machen. Wo dies geglückt ist, wird auch den Bismarck-Insulanern, wie wir ebenfalls schon erwähnten, ein guter Charakter nachgerühmt.

Die Nahrung ist teils vegetabilisch, teils animalisch. In Kulturen werden häufig Kokospalmen, Bananen und Yams angebaut, und besonders mit Yams findet ein großer Handel statt, indem sie über den Markt von Ralum nach Neuguinea zur Ernährung der dortigen Arbeiter aus dem Bismarck-Archipel transportiert werden.

Für Fleischnahrung sind die Bewohner des Bezirks auf Schweine, Hunde und Hühner angewiesen, wozu dann noch die Fische kommen. Die Wohnungen der Bismarck-Insulaner stehen nicht, wie wir es in Neuguinea sehen werden, auf Pfählen und auch nicht auf Hügeln wie in Fidschi; die Häuser sind rechteckig, und gewöhnlich sind vier oder fünf zusammenstehende Häuser von einer gemeinsamen Umzäunung umgeben, so daß sie gewissermaßen ein Gehöft bilden. Das Innere des stets sauber gehaltenen Hauses ist in zwei Räume geteilt, von denen der hintere, bedeutend größere den Frauen und Kindern zum Aufenthaltsort dient, der vordere den Männern und Knaben. Für die heranwachsende Jugend beiderlei Geschlechts sind, wie so häufig in der Südsee, eigne große Schlafhäuser für Jünglinge und Mädchen vorhanden. Die einzelnen, von Zierpflanzen umgebenen Gehöfte stehen durch gute Wege miteinander in Verbindung.

Die wichtigste Handlung des Bewohners des Bismarck-Archipels, die Wahl einer Gefährtin, spielt sich natürlich auch hier unter mancherlei Gebräuchen ab. In Neu-Britannien vertraut der Jüngling, wenn er auf Freiersfüßen geht, das Geheimnis, auf wen er sein Auge geworfen, zunächst seinen Eltern oder, wenn er Waise ist, dem Stammeshäuptling an. Die nächste Folge ist, daß er bis auf weiteres in den Busch geschickt wird, wohl aus Vorsicht, damit er nicht in jugendlichem Eifer und großmütiger Liebessehnsucht die nun gepflogenen Verhandlungen stört, die sich auf die Zahl der für das Mädchen zu zahlenden Diwarraschnüre, auf die gegenseitigen Geschenke und auf dergleichen



Männer von Neu-Britannien



Frau von den Admiralitätsinseln

wichtige Dinge beziehen. Der Abschluß des Geschäftes wird als Verlobungstag im Hause der Braut mit obligatem Tanz und Musik gefeiert. Auf den Inseln des Bismarck-Archipels sind mehrere Musikinstrumente bekannt. Neben der großen Kriegstrompete, dem mit einem Loch versehenen Tritonshorn, dienen guitarreähnliche Instrumente und Panflöten, aus drei bis fünf verschiedenen langen Pfeifen zusammengesetzt, bei diesen musikalischen Festlichkeiten. Der unglückliche Bräutigam treibt sich auch an diesem festlichen Tage noch im Busch herum, und der Abgesandte, der ihn zurückbringen soll, mag ihn manchmal lange suchen, ja vielleicht ist er einem benachbarten, auf dem Kriegspfade befindlichen Stamme in die Hände gefallen.

Wünscht ein Häuptling mit einer angesehenen Familie durch Heirat in Verbindung zu treten, so kauft er ein Kind noch vor der Geburt; ist dieses dann ein Knabe, so werden die Geschenke zurückgegeben, ist es dagegen ein Mädchen, so wird es sein Eigentum, bleibt jedoch bis zu seiner Vermählung im Haus der Eltern. Ist auch die Stellung der Frau keine schlechte, so ist doch der Ehegatte ihr absoluter Herr über Leben und Tod.

Auf Neu-Irland, wo Polygamie allgemein ist, findet sich ein höchst eigenartiger, für die Beteiligten wenig angenehmer Brauch. Die verlobten jungen Mädchen werden im Alter von sechs bis acht Jahren in Käfige von Kokosnußstäben gesteckt, die sie nur einmal am Tage unter Bewachung alter Weiber verlassen dürfen und in denen sie bis zu ihrer Heirat verwahrt bleiben.

Auf den Bismarck-Inseln hat das Geheimbundwesen, das wir schon auf Tahiti kennen gelernt haben, eine Vereinigung hervorgerufen, die unter dem Namen Duck-Duck weit bekannt ist. Schon Knaben werden unter allerhand Zeremonien und Festlichkeiten in den Klub aufgenommen. Tagelang dehnen sich die Schmausereien und die Tänze aus, bei denen sich die Männer, mit bunten Blumen und Blättern geschmückt und aus Holz geschnitzte Vögel oder grüne Zweige in den Händen haltend, in zwei langen Reihen einander gegenüber aufstellen, allerlei Sprünge und Körperverdrehungen machen und zum Takt des Kuddu singen, eines ausgehöhlten harten Holzcylinders, dessen mit Eidechsenhaut bespannte eine Seite mit den Fingern geschlagen wird. Höchst eigenartig und stattlich sind die bei den Tänzen des Duck-Duck von bestimmten Persönlichkeiten getragenen Vermummungen; so wird z. B. eine ganze Anzahl von Laubkränzen übereinandergestülpt, die vom Hals bis zu den Knieen



Frau von den Admiralitätsinseln

hinabreichen, und der Kopf und die Schultern werden unter einem mächtigen spitzen Hut verborgen. In tagelanger Arbeit werden diese und ähnliche Duck-Duck-Gewänder, die oft in subtilster Weise hergestellt sind, gefertigt. Unzweifelhaft hatte der Duck-Duck früher eine religiöse Bedeutung und war von weitreichender Macht; heute scheint der alte geheiligte Brauch auch zu gewöhnlichem Mummenschanz herabgesunken zu sein, und die Tänze, die in den einzelnen Gehöften vorgenommen werden und die zum Teil auch mehr oder weniger humoristische Ueberfälle mit Loskauf darstellen, scheinen vor allen Dingen zu bezwecken, möglichst viel Diwarra zusammenzubringen, das dann in Speise und Trank draufgeht.

Von den Duck-Duck-Tänzen sind die Frauen streng ausgeschlossen. Doch giebt es auch genug Festlichkeiten, z. B. nach Beendigung der Feldarbeit, wo auch sie sich dem Tanzvergnügen, sei es allein, sei es mit den Männern zusammen, immer reihenweise geordnet, hingeben. Eine große Rolle spielen dabei die Masken, die sich auf dem Bismarck-Archipel ganz besonders durch ihre originelle Schnitzerei und Bemalung auszeichnen; häufig stellen sie allerlei Tiere wie Eidechsen, Vögel, Fische dar. Besonders eigenartig sind die Schädelmasken Neu-Britanniens; sie werden aus der Vorderhälfte des Schädels hergestellt, der mit roter Erde und Kalk bemalt und mit Bart- und Kopfhaar umgeben wird.



Knaben von Neuguinea

Neuguinea

An den Bismarck-Archipel schließen wir Neuguinea an, die größte Insel der Welt, die sich mit den sie umschwärmenden kleineren Inselchen in ostsüdöstlicher Richtung zwischen dem Aequator und 12° s. Br. erstreckt. Das Innere des gewaltigen Eilands ist fast noch ganz unbekannt; nur von der Ost- und der Westküste her ist man mehr oder weniger weit in die Gebirge vorgedrungen, die sich an der Westseite in parallelen Zügen steil erheben. In trauriger Erinnerung steht noch der Versuch des Reisenden Ehlers, die Insel an der schmalen Stelle zu durchqueren, ein Unternehmen, das ihm das Leben kostete.

In den politischen Besitz der Insel teilen sich drei Mächte: England hat sich den Süden und Südosten gesichert, Deutschland besitzt in seinem „Kaiser Wilhelm-Land" den mittleren Teil des Ostens, während Holland den übrigen Teil der Insel, der fast die Hälfte des Gesamtareals umfaßt, sein eigen nennt.

Die Bevölkerung Neuguineas besteht aus den schon geschilderten Papuas, doch zeigen sich mancherlei Anzeichen, daß Vermischungen stattgefunden haben; in dem dem malayischen Archipel zugewandten Teil der großen Insel haben sich Malaien niedergelassen, von Australien her hat eine Besiedelung mit den Eingeborenen dieses Festlandes stattgefunden, und zum Teil läßt sich auch auf Neuguinea eine Vermischung mit polynesischen Elementen nachweisen.



Junge Leute von Siar (Ost-Neuguinea)

Werfen wir zunächst einen Blick auf die Kleidung der Bewohner von Neuguinea, so sehen wir, daß hier die Ansprüche ziemlich bescheiden sind. Wenn sich auch völlige Nacktheit wenigstens bei den mit den Europäern in Berührung kommenden Stämmen der Küste nicht findet, so begnügen sich doch die Männer mit einer Lendenbinde von bunter, gelber oder roter Baumrinde, während die Weiber kurze Gras- oder Faserröcke tragen. Um so größere Aufmerksamkeit wird der Ausschmückung des Körpers, namentlich auch des Kopfes zugewandt; das männliche Geschlecht thut es darin dem weiblichen zuvor, und in jedem Dorf finden sich junge Stutzer, die durch ihre bei Festen zur Schau getragene Tracht auffallen wollen und auch diesen Zweck



Dobo oder Baumhaus für unverheiratete Frauen (Neuguinea)

völlig erreichen. Das Haar wird meist sorgfältig in eine weit abstehende Wolke aufgebauscht, wird rot gefärbt und von zwei schmalen, zierlich durchbrochen gearbeiteten Bändchen aus feingespaltener Pflanzenfaser festgehalten. Hinter jedem Ohr steckt ein Kamm, unserm Frauenkamm ähnlich, mit zierlich durchbrochenem Rand, geschmückt mit Kasuarfedern, frischem grünen Farn, wohlriechenden Kräutern und dergleichen. Leuchtende Hibiscusblüten und die Zierfedern des Paradiesvogels sind ein weiterer beliebter Schmuck der jungen Elegants von Neuguinea, die sich auch zur Zierde ihres Antlitzes die Nasenscheidewand mit einem bleistiftdicken Stück Holz, das oft auf das schönste ornamentiert und mit Federn geschmückt ist, oder mit einem aus der Riesenmuschel, Tridacna, geschnittenen Stäbchen durchbohren. Ueberhaupt sind die Bewohner von Neuguinea große Künstler in der Herstellung von Muschelschmuck, indem sie besonders aus mehreren Gehäusen von Meerschnecken kleine Scheibchen auszuschneiden wissen, die, an Grasbändern aufgereiht, reizende Hals- und Brustketten geben; mit ihnen wetteifern an Beliebtheit zur Herstellung von Schmucksachen die Samen einer Grasart, Coix lacrimae, und die sogenannten Paternostererbsen, die Samen des Abrus precatorius. Bei reicheren und vornehmeren Bewohnern finden wir vielfach Hunde- und besonders Eberzähne. Letztere dienen im Verein mit den eben genannten zweierlei Samen zur Herstellung von geschmackvollen großen Brustplatten. Als besonders kostbarer Schmuck finden sich bei Häuptlingen kreisrund gebogene Eberhauer, deren Wachstum auch künstlich hervorgerufen wird, indem man dem Tier den gegenüberstehenden Zahn auszieht, so daß dem andern die Gelegenheit zum Abschleifen fehlt und er ungehindert in seiner Krümmung weiterwächst.


Neuguinea-Mädchen

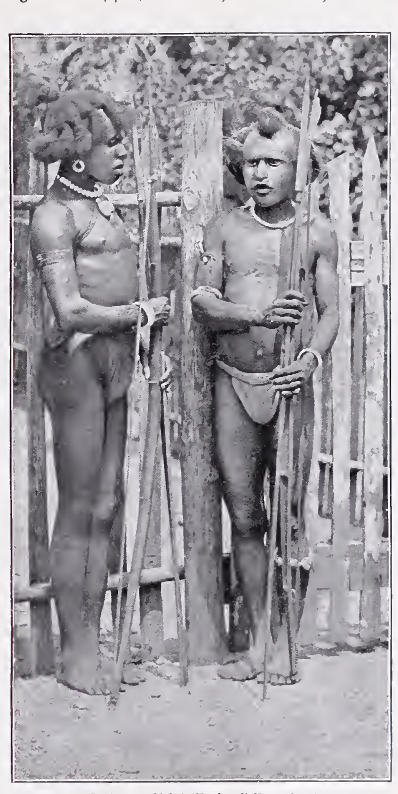
Sehr beliebt ist die Körperbemalung, wobei unter den verschiedenen Farben Rot, die Freudenfarbe der Papuas, die erste Stelle einnimmt. Tättowierung fehlt auf Neuguinea fast vollständig. An ihrer Stelle finden wir häufig, aber nicht überall, die Erzeugung von Hautnarben. Interessant sind uns die Bewohner von Neuguinea besonders auch durch ihre Wohnungen, deren Aeußeres uns vielfach in die Pfahlbauzeit unsrer Altvordern zurückversetzt. Die eine unsrer Abbildungen zeigt eine solche Pfahlbauniederlassung zur Zeit der Ebbe; oft sind es mächtige Bauten, bei denen die Spitze des viereckigen Daches 30 Fuß und mehr erreicht und die auf etwa 9 Fuß über dem Wasserspiegel sich erhebenden Pfählen errichtet sind. Auch weiter von der Küste entfernt herrscht die Sitte, die Wohnungen hoch über dem Erdboden auf Pfählen zu errichten, so daß der Zugang nur durch Leitern möglich ist. Zweifellos ist diese Gewohnheit auf das Bestreben der Sicherung gegen feindlichen Ueberfall zurückzuführen; allein nicht überall finden wir solche Pfahlbauhäuser auf dem festen Land; während sie z. B. an der Küste des Finschhafen überall vorkommen, fehlen sie völlig an der benachbarten Astrolabebai. Weit verbreitet sind auch die großen Versammlungshäuser, die zu Festlichkeiten dienen und oft riesige Dimensionen aufweisen. So schildert uns Finsch ein solches Haus, das in achteckiger Form in vier Absätzen zur Höhe von etwa 20 Meter aufstieg. Eine etwa 18 Meter lange Plattform, die als Tanzplatte dient, führt zu dem eigentlichen Gebäude, dessen vier Aufsätze als Friese buntbemalte Holzschnitzereien tragen und mit Festons aus Palmen-

fasern, Eierschalen und anderm Zierat geschmückt sind. Der Ackerbau wird besonders im östlichen Teil Neuguineas betrieben. Gewöhnlich vereinigen sich mehrere Dorfbewohner zur Pflege der Anpflanzungen und umgeben sie mit einem gegen die wilden Schweine schützenden Zaun. Als Kulturgewächse sind die Hauptnahrungsmittel Yam, Taro, sodann Kokospalmen, Bananen und Brotfruchtbäume zu erwähnen, von denen aber in Neuguinea eine andre Art als in Polynesien vorkommt. Im ganzen kann der Papua von Neuguinea als Ackerbauer mit dem Polynesier nicht konkurrieren.

Als Fleischnahrung dienen ihm hauptsächlich Schweine und Hunde, außerdem Hühner, gelegentlich werden auch Eidechsen und dergleichen nicht als Nahrung verschmäht, und das Meer liefert Fische. Das Schwein ist ein bevorzugtes Haustier, gehätschelt und geliebkost wie bei uns ein Schoßhündchen, und die Beobachtung von Welster mag nicht vereinzelt dastehen, daß eine Frau ihr Kind und ein junges Schweinchen abwechselnd an die Brust legte.

Zur Befriedigung ihrer narkotischen Gelüste treiben die Papuas Neuguineas das Betelkauen und das Tabakrauchen, während die Kawa Polynesiens so gut wie nicht bekannt ist.

Als Waffen dienen den Bewohnern von Neuguinea, die übrigens im ganzen einen ziemlich unkriegerischen Charakter zeigen, in erster Linie Bogen und Pfeil, die auch wie erwähnt von den Bewohnern Fidschis und Tongas benutzt werden, hier aber wohl zuletzt vorkommen, da sie in Polynesien unbekannt sind. Speere von großer Länge finden sich ebenfalls nicht selten, dienen aber mehr als Prunkwaffen und sind deshalb auch mit Federn und Knochen verziert; auch Prunkkeulen finden sich und ebenso Schilde, bei denen sich ganz besonders eine oft geradezu ins Extravagante gehende Lust an Verzierung durch allerlei Schnitzwerk geltend macht. An dieser Stelle müssen wir noch der großen Trommeln gedenken, die durch Aushöhlen eines dicken Baumstammes hergestellt sind, an der Außenseite der Wölbung reiche Schnitzereien und oft noch einen Behang von Kokosfasern oder Federn tragen und auf geschnitzter Unterlage ruhen.


Leute von Arfak (Nordwest-Neuguinea)

Ueber die religiösen Vorstellungen der Neuguineaner ist man noch keineswegs im klaren. Schädel- und Ahnenkult kommt jedenfalls wenigstens in großen Teilen des bekannten Landes vor; außerdem spuken in den Vorstellungen der Insulaner mancherlei Geister. Stirbt ein Mann, so wird von seinen Verwandten ein Holzbild gemacht, in dem der Geist des Abgeschiedenen wohnen kann, damit er nicht ruhelos wandern und allerlei Unbill ertragen muß. So mögen manche der überreich geschnitzten großen Bildwerke zu deuten sein, die uns in übersprudelnder Phantasie menschliche Darstellungen, Tierformen und dergleichen in bunten Farben, blau, rot, weiß, vorführen und die Bewunderung eines jeden Besuchers unsrer ethnographischen Museen erregen.

Die Stellung der Frau bei den Bewohnern von Neuguinea ist, obwohl ihr natürlich ein gutes Teil der Arbeit, besonders die Feldarbeit, zufällt, nicht gerade schlecht, denn ihre Stimme hat nicht nur bei den inneren Angelegenheiten des Hauses, sondern auch im öffentlichen Leben Geltung. Ja, bei den Kämpfen der Männer, die freilich keine kühnen Schlachten genannt werden können, feuern sie die ihrigen, wie es Cäsar von den alten Deutschen erzählt, mit allerlei stichelnden Redensarten an: „Was, ihr fürchtet euch? Ihr nennt euch Männer und Krieger? Ihr kennt keinen Mannesmut! Ihr seid schlimmer wie alte Weiber! Geht heim in die Hütten und flechtet die Grasröcke und kocht!“



Pfahlbau auf Neuguinea bei niedrigem Wasserstande

Eine Lebensgenossin zu finden, ist auch in Neuguinea nicht leicht gemacht. Frauen sind nicht umsonst zu haben, und so muß der auf Freiersfüßen gehende Papua für Kaufgeld sorgen. Gewöhnlich besteht der Kaufschilling aus Schweinen, Pflanzennahrung, Schmucksachen, Perlmuscheln oder auch neuerdings aus europäischen Artikeln, mit denen die Papuaner immer mehr überschwemmt werden. W. Lindt giebt uns eine anschauliche Schilderung eines solchen Brautschatzes einer Schönheit von Neuguinea, wie er auf der Plattform ihres elterlichen Hauses aufgelegt ist. Da finden sich alle Produkte des Landes und die Erzeugnisse seiner Bewohner: Töpfe, Thonwaren, prächtig geschnitzte Waffen, Schmuckfedern der Paradiesvögel, Kokosnüsse, Yamfrüchte, Bananenbüschel und so weiter. Unterhalb der Veranda vervollständigen zwei Schweine den Brautschatz, und über all

dem sitzt die Braut mit einem zufriedenen Lächeln und einem Stolz, in dem sie ihren Schwestern im fernen Europa, die beim Anblick ihres Trousseau in Entzücken ausbrechen, nichts nachgiebt.

Daß der Hochzeitstag mit großen Festen verbunden ist, ist selbstverständlich. Yams, Bananen, Betel und vor allem fette Schweine bilden die kulinarischen Genüsse. Die eingeladenen Gäste bringen Geschenke, die meist in einem Beitrag zum Fest bestehen; Braut und Bräutigam stehen in ihrem besten Schmuck, Federn, Ketten von Schneckengehäusen und wohlriechenden Pflanzen da. Von einem religiösen Zug der Feier können wir nicht berichten; der Abschluß des Festes bedingt die Anerkennung der Ehe, von der wir freilich nicht verschweigen können, daß sie öfters sich keiner langen Dauer erfreut.

Nicht unerwähnt dürfen wir die Handelsbeziehungen der Eingeborenen Neuguineas untereinander lassen. Hauptsächlich handelt es sich um Kauf und Verkauf von Sago, der in Britisch-Neuguinea in großen Distrikten angebaut wird. Von da führen ihn förmliche Flotten nach der ganzen Südostküste und bringen als Gegenfracht Töpfereiwaren zurück, durch deren Herstellung die Einwohner des Dorfes Port Moresby sich schon lange einen Namen gemacht haben.

Die verschiedenen christlichen Kirchen und Sekten haben auch auf Neuguinea Niederlassungen gegründet, so z. B. in Deutsch-Neuguinea die rheinische Mission und die Neuendettelsauer, allein die Missionare scheinen auf Neuguinea einen schwereren Stand als z. B. auf Fidschi zu haben.



Gilbertinsulaner von Maraki
(Mit gütiger Genehmigung des Herrn Marinestabsarztes Dr. Krämer)

Mikronesien

Nördlich vom Bismarck-Archipel schließt sich ein Gebiet an, das man geographisch als Mikronesien bezeichnet und das sich über 50 Längen- und 25 Breitegrade erstreckt. Trotz dieser weiten Ausdehnung besteht es jedoch nur aus wenigen kleinen und hohen Inseln vulkanischen Ursprungs, denen sich noch eine größere Zahl oft winziger Koralleninseln von ausgesprochener Riffnatur anschließt. Die zu Mikronesien zählenden Inselgruppen sind: die Marianen oder Ladronen, die nördlichste Gruppe Mikronesiens und überhaupt sämtlicher Südsee-Archipele; im Süden davon die lange Reihe der Palau-Inseln und der Karolinen, letztere in vier hohe bergige vulkanische Inseln und etwa 45 Gruppen von Koralleninseln zerfallend; die Marshallinseln, zwischen 12 ° und 5 ° n. Br. und zwischen 62 ° und 73 ° ö. L., die in zwei Gruppen zerfallen: die Ralik im Westen und die Ratak im Osten; endlich die Gilbert- oder Kingsmillinseln als die letzten der zu Mikronesien gerechneten Inseln, die unter dem Aequator liegen.



Mädchen von Jaluit (Marshallinseln)
(Mit gütiger Genehmigung des Herrn Marinestabsarztes Dr. Krämer)

So unbedeutend auch die Größe dieser Inselgruppen und der einzelnen Inseln ist, so glauben wir sie doch nicht übergehen zu dürfen, nicht nur, weil sie als eignes Gebiet, wie erwähnt, abgetrennt werden oder wegen bestimmter ethnographischer Eigenheiten ihrer Bewohner, sondern vor allem deshalb, weil mit Ausnahme der englischen Gilbertinseln die andern genannten Gruppen deutscher Kolonialbesitz sind. Schon 1885 wurden die Marshallinseln infolge des ausgedehnten Handels, den deutsche Kaufleute zum Zweck der Kopragewinnung mit den Eingeborenen getrieben hatten, unter deutschen Schutz gestellt, und nach dem Zusammenbruch des spanischen Kolonialreiches im spanisch-amerikanischen Krieg wurden durch Vertrag vom 30. Juni 1899 auch die Karolineninseln mit den Palau und den Marianen von Deutschland erworben. Nur die Marianeninsel Guam fiel an Amerika.

Ohne daß wir die genannten Inselgruppen getrennt behandeln, sei wenigstens ein allgemeiner Ueberblick über die Mikronesier gegeben.



Krieger von den Gilbertinseln (Tapituea) mit Lanzen und Rüstung
(Mit gütiger Genehmigung des Herrn Marinestabsarztes Dr. Krämer)

Ihre ethnographische Stellung ist unklar und unentschieden die Frage, ob sie als ein selbständiges Volk oder als Mischlinge von Melanesiern und Polynesiern zu betrachten sind. Die Kopfhaare sind meist schlicht und werden von beiden Geschlechtern für gewöhnlich in einen Knoten aufgebunden. Die Kleidung ist, soweit sie nicht bereits europäisch geworden ist, einfach und beschränkt sich vielfach auf einen Gürtel aus Tapa oder auf kurze Grasröcke oder Grasschürzen aus Pandanusblättern; auch werden verschiedenfarbige Blätter und Blumen zu einer Art bunten Rocks zusammengestellt. Auf den Marshallinseln aber tragen die Frauen eine außerordentlich schön und fein geflochtene Mattenschürze. Ueberhaupt zeichnen sich speziell die Bewohner der letztgenannten Inseln durch eine hohe Vollkommenheit in Flechtereien aus, und auf Kusai, das zu den Karolinen gehört, begegnen wir einer Art Webstuhl, dem sogenannten Kettenbock, auf dem die feinsten Gewebe aus gefärbten Pflanzenfasern in bewunderungswerter Technik hergestellt werden, während die Weberei im übrigen Ozeanien unbekannt ist.

Der Schmuck ist nicht überreich, aber in der Herstellung mühsam, da er aus Scheiben der Schalenöffnung einer Schnecke, der Sturmhaube, aus den Zähnen des Kaschelots oder aus den weißen Scheiben der Kegelschnecke durch langwieriges Abschleifen gewonnen wird. Ein einziger Frauengürtel besteht z. B. aus etwa 200 polierten Stücken solcher Muschelschalen. Allgemein verbreitet ist die Tättowierung, die nur den Sklaven völlig fehlt, bei den Freien aber in den wohlabgestuften Rangunterschieden mit der Höhe des Ranges an Ausdehnung steigt. Zugleich ist die Art der Tättowierung auf allen Inseln verschieden und darf daher geradezu als wichtigstes Unterscheidungsmerkmal der Bewohner aufgefaßt werden. Am weitesten ist die Tättowierung auf den Marshallinseln verbreitet, und vorteilhaft hebt sich der mattblaue Farbenton der mannigfachen Muster von der gelblichen Haut ab. Von der in Ackerbau und Fischfang bestehenden Thätigkeit der Mikronesier haben wir nichts Besonderes zu erwähnen, wohl aber ist der großartigen Ausbildung der Schiffahrt bei den Marshallinsulanern noch zu gedenken, wenn freilich auch auf diesem Gebiet mit manchem andern ein gut Teil des ehemaligen Wissens verschwunden ist. Auf 8 Meter langen Kanoes mit Ausleger, drehbarem Mast und dreieckigen Segeln fuhren die Insulaner von Insel zu Insel, ja sie hatten sogar zur Aufzeichnung der einzelnen Inselgruppen aus Fasern der Kokospalme, die zu einem Rahmen zusammengebunden wurden, und unter Beifügung von kleinen Schneckenhäusern, die die Inseln bezeichneten, Seekarten mit Segelanweisungen hergestellt.

Wenn wir des Charakters der Mikronesier gedenken wollen, erinnern wir uns unwillkürlich der liebenswürdigen Schilderungen, die Chamisso von seinen guten Freunden auf Ralik und Ratak gegeben hat und fühlen uns zurückversetzt in die empfindsame Zeit Rousseaus, die hier das Paradies auf Erden zu finden glaubte. Glückliche Menschen in wundersamer Natur, weltentfernt von allem Elend, in ungetrübter Harmonie dahinlebend!

Heute wissen wir freilich, daß ein kriegerischer Charakter einen großen Teil der Mikronesier beseelt, vor allem die Bewohner der Marshall- und der Gilbertinseln. Auf letzteren hat sich die Waffentechnik durch Verwendung der Haifischzähne zu Waffen ein ganz neues Gebiet geschaffen. Kleine Messer mit zwei bis drei Haifischzähnen besetzt, Lanzen von 3—4 Metern Länge, auf beiden Seiten von Haifischzähnen starrend, sind in den Händen der kriegerischen Insulaner nicht zu mißachtende Waffen. Die Gefährlichkeit dieser Waffen war wohl schuld, daß sich auf den Gilbertinseln, als einziges Beispiel in der ganzen Südsee, eine Rüstung entwickelt hat; aus Kokosnußfasern wird ein dicker, aus Beinkleidern und Panzer bestehender Schutzanzug, eine Rüstung, hergestellt, die oft noch, wie dies unsre Abbildung zeigt, durch einen Nackenschutz vervollständigt wird. In geschmackvoller Weise ist die Rüstung durch rautenförmig eingeflochtene Menschenhaare verziert. Den Kopf des Kriegers deckt eine stachlige Fischhaut als Helm.

Neuseeland

Wenn wir uns nun nach dem äußersten Süden Ozeaniens wenden, gelangen wir nach Neuseeland. Eigentlich handelt es sich auch hier wieder um eine Inselgruppe, denn den zwei großen Inseln gesellt sich noch eine Anzahl kleinerer Inseln zu. Die bedeutende Größe der Inseln, die sich insgesamt auf 271 067 Quadratkilometer beziffert, und besonders ihre weit nach Süden vorgeschobene Lage unterscheiden sie wesentlich von allen andern Inseln. Zwar zeigen auch sie einen ausgeprägt vulkanischen Charakter, in ihrer Entstehung sowohl wie in den noch heute thätigen Vulkanen und Geysern, allein wir finden hier nicht nur eine wesentlich andre Vegetation, die sich besonders durch zahlreiche Nadelbäume auszeichnet, unter denen die Kaurifichte an erster Stelle zu nennen ist, sondern es sind besonders für die geographische Art der Inseln die mächtigen Gletscher charakteristisch, wie z. B. der Tasmangletscher und andre, die der Hauptkette eines die Inseln durchziehenden Gebirges, der neuseeländischen Alpen, entströmen.

So viel Eigenartiges Neuseeland landschaftlich, in seiner Pflanzenwelt und in seiner Tierwelt bietet, der ursprünglich alle Säugetiere fehlten, so hochinteressant ist auch seine ursprüngliche Bevölkerung, die vielgenannten, vielbewunderten und auch viel beklagten Maori.

Die Maori sind — leider müssen wir hier auch besser sagen, sie waren — eine stolze, stattliche Rasse. Muskulöse, starke, wohlgebaute Gestalten mit langen Vorderarmen und kurzen Beinen, vielfach von einer Größe von sechs bis sieben Fuß. Merkwürdigerweise finden sich unter den Maori zwei unleugbar verschiedene Typen, die sich auch in ihrer, wenn wir so sagen dürfen, sozialen Stellung unterscheiden. Die riesenhaften Erscheinungen, deren wir soeben gedachten, gehören der höheren Klasse an. Die Individuen der geringeren Klasse sind beträchtlich kleiner. Die Hautfarbe der höheren Klasse ist wesentlich heller als die der niederen



Marshallinsulaner von Jaluit
(Mit gütiger Genehmigung des Herrn Marinestabsarztes Dr. Krämer)

Klasse, und während bei ersterer das Haar straff ist, finden wir es bei der andern meist gekräuselt. Wir haben es also hier unstreitig mit zwei verschiedenen Rassen zu thun, und wir dürfen wohl sagen mit einer Urbevölkerung, der die dunkleren und kleineren Leute angehören, und mit einem eingewanderten Stamm, der die Urbevölkerung zum Teil vernichtete, zum Teil in sich aufsog, nicht ohne daß diese jedoch ihre deutlichen Spuren in den Nachkommen hinterlassen hätte.

Diese auf Grund ethnographischer Forschung gewonnene Annahme findet eine sehr wesentliche Stütze in der Ueberlieferung der Eingeborenen selbst. Diese freilich nur noch dunklen Erinnerungen führen auf eine Einwanderung der Maori vor etwa 600 Jahren zurück. Sicher waren es, nach dem Körperbau der herrschenden vornehmen Klasse zu schließen, Polynesier, die nach Neuseeland gelangten. Der Name der alten Heimat, woher nach der Maori-Ueberlieferung ihre Vorfahren kamen, heißt Hawaiki. Wahrscheinlich war es Samoa oder Tonga, von wo aus die Uebersiedelung nach Neuseeland erfolgte; an der Thatsache ist jedenfalls nicht zu zweifeln; leben doch heute noch im Munde des Volkes die Namen der zwölf Kanoes, die ihre Vorfahren in grauer Vorzeit von Hawaiki nach der neuen Heimat zu trugen. Die nähere Untersuchung der klangvollen Sprache der Maori zeigt eine große Aehnlichkeit mit der auf Rarotonga gesprochenen, und hier finden wir auch die großen Doppelkanoes, in denen die Maori auf Neuseeland landeten. Die Sage meldet ferner, daß an Bord der Schiffe der Auswanderer auch die wichtigsten Pflanzen und Tiere gebracht wurden, so der Taro, die Kumara oder Süßkartoffel, besser noch unter dem Namen Bataten bekannt; der Hund, Papageien und andres, und auch heilige rote Farbe fehlte nicht. Was war der Grund, der eine wohl beträchtliche Anzahl von Menschen von ihrer Heimat in die unbekannte Ferne trieb? Der gleiche Beweggrund, der in früheren Zeiten in Europa Tausende, und nicht die schlechtesten Männer, ihrem Vaterlande den Rücken kehren ließ: innere politische Zwistigkeiten führten auch jene sicher charakterfesten und überzeugungstreuen Südsee-Insulaner in die weite Ferne.



Maori-Mädchen mit Kind

Die Nordinsel Neuseelands wurde zuerst kolonisiert. Es ist sicher anzunehmen, daß es nicht bei einer einmaligen Einwanderung blieb, sondern daß später, wahrscheinlich von derselben Insel, dem genannten sagenhaften Hawaiki, weiterer Nachschub erfolgte; berichtet uns doch sogar die Ueberlieferung, daß ein nach Neuseeland von einer andern Insel geflüchteter Häuptling, Namens Nhgahue, von dort mit den Knochenresten eines riesenhaften Vogels zurückgekehrt sei.

Dieser Vogel ist heute ausgestorben, aber Skelette von ihm sind in einer Anzahl vollständiger Exemplare erhalten und zeigen uns diesen Moa genannten Vogel als einen Riesenstrauß von drei bis vier Metern Höhe. Wenn, woran kaum zu zweifeln sein dürfte, diese riesenhaften Vögel noch gleichzeitig mit den Maori auf Neuseeland lebten, so dürfen wir wohl den Heldengesängen der letzteren glauben, die von Kämpfen ihrer Vorfahren mit diesen ungeschlachten, aber in ihrer Größe und Stärke furchtbaren Vögeln berichten, bei denen doch zuletzt die Moas den kürzeren gezogen haben.

Wir haben also wenigstens in der höheren Klasse der Maori Polynesier zu sehen, denen sie sich auch in der oben geschilderten äußeren Erscheinung anschließen. Allein auf dem neuen



Der Maori-Häuptling Pataragurai

Boden hat sich die Rasse noch weiter zu ihrem Vorteil entwickelt. Gehen wir fehl, wenn wir in den veränderten Existenzbedingungen die Ursache davon erkennen? Die Natur faßt den Menschen auf Neuseeland rauher an als auf den sonnigen, palmengeschmückten Eilanden der Südsee. Das Klima ist wechselnd und schwankend. Wohl sind auch die Polynesier, wie wir sie schon kennen gelernt haben, auf den Inseln der Südsee tüchtige Ackerbauer, die ihre Kokoshaine pflegen, aber die sonnige Natur macht es ihnen leicht. Neuseeland verlangte intensivere Arbeit. Im Kampf mit einer rauheren Natur aber wuchsen die Kräfte, nicht nur die körperlichen, auch die geistigen, und Fähigkeiten der Menschen, die bisher nur geschlummert hatten, wurden erweckt. Rasch lernten die Einwanderer auch die in der neuen Heimat heimischen Nutzpflanzen verwerten und kultivieren. In den Wurzelstöcken einiger Farnkräuter fanden sie eine bald beliebte und nahrhafte Kost, und für Herstellung von Mänteln, Matten, Bindfaden, Seilen, Stricken, Riemen, Tauen, Körben, ja selbst von Papier erwies sich der neuseeländische Flachs, formium tenax, als unschätzbar, der auch heute einen nicht unbeträchtlichen Ausfuhrartikel bildet.

So entwickelten sich die auf Neuseeland geratenen Polynesier zu einem kräftigen Volk von unleugbar hoher und eigenartiger Kultur. Sehen wir uns das Aeußere eines Maori an, freilich eines älteren Herrn, eines Repräsentanten der „guten alten Zeit"!



Maori-Mädchen

Sein Hauptbekleidungsstück ist eine lange Matte, in die er sich bis zum Halse einwickelt; sie ist grob oder fein geflochten, aber stets von dem erwähnten neuseeländischen Flachs. Wie bei den Tapas sind auf diesem Kleidungsstück häufig Muster mit verschiedener Farbe angebracht, und der Reiz wird noch durch den eigenartigen, dem neuseeländischen Flachs zukommenden Glanz erhöht. Häufig finden wir Federn zum Haarschmuck und zu sonstigem Zierat verwendet, und zu Kleidungsstücken dient auch das Fell des Hundes.

Die Haare sind in einen Schopf gebunden und mit Federn und Muscheln geschmückt. In den Ohren stecken Holzstückchen, Knochen und Muscheln, um den Hals hängen geflochtene Bänder mit zierlichen Schnitzereien aus dem kostbaren Nephrit, die Menschenbilder darstellen und wohl als Familienkleinode zu betrachten sind.

Der größte Schmuck eines Maori aber war die Tättowierung. Kaum irgendwo ist sie zu einer solchen Vollkommenheit ausgestaltet worden, nirgends aber auf der Welt ist sie so charakteristisch wie bei den Einwohnern Neuseelands. Unser Vollbild, das einen maorischen älteren Häuptling darstellt, zeigt uns die Eigenartigkeit des Musters. Eine Menge gekrümmter Linien in Form von Arabesken durchziehen in überaus kunstvoller und harmonischer Anordnung das ganze Gesicht oder auch nur Backen, Nase und Kinn, so daß die Gesichtszüge thatsächlich in Arabesken aufgelöst erscheinen. Wie häufig in Ozeanien war die Tättowierung eine Auszeichnung der höheren Stände und durfte nicht fortgesetzt werden, wenn der Betreffende in Gefangenschaft geriet; bei Männern war sie häufiger als bei Frauen, wo sie sich, wie dies unsre Abbildung zeigt, auf Kinn

und Lippen beschränkte. Bis der ganze Körper eines Maori in der vorher ausgedachten Weise mit Arabesken verziert war, gingen oft mehrere Jahre hin.

Die Freude an schönen Linien zeigt sich auch in den ebenfalls für die Maori charakteristischen schönen Schnitzereien, die in mühsamster Weise mit Muscheln oder Obsidian, dem bekannten vulkanischen Glas, hergestellt wurden. Hausgeräte, darunter schatullenartige Behälter, die jeder europäischen Technik Ehre machen würden, Kanoes, Statuetten, alles wurde mit den schönsten Schnitzereien bedeckt. Ja selbst die Häuser sind, wie dies eines unsrer Bilder zeigt, in großartigster Weise geschnitzt. Immer wieder tritt in den Mustern dieser Schnitzereien die sich aufrollende Spirale hervor.

Freilich aber gilt diese Beschreibung von Tracht und Kunstfertigkeit nicht mehr von den heutigen



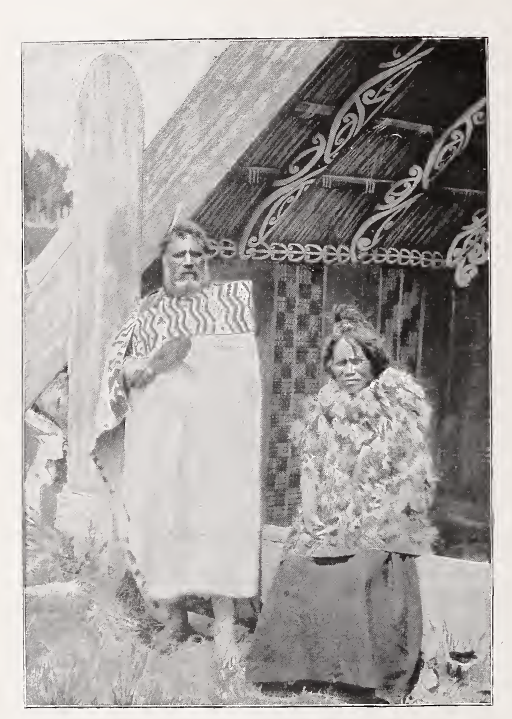
Maori-Familie

Maori. Wie die jungen Leute den originellen Nasengruß, Hongi, mit dem europäischen Kuß vertauscht haben, so haben sie leider auch die Nationaltracht aufgegeben und ihre nationale Kunstfertigkeit verloren. Die Vornehmen tragen sich ganz europäisch, die ärmere Klasse nimmt an Stelle der alten Mäntel europäische Lumpen, und ein Maorischnitzwerk ist heute eine Kostbarkeit. „Gewiß," sagt ein Reisender, „es ist ein großer Fortschritt, daß die Maori heute keine Kannibalen mehr sind, daß sie lesen und schreiben können; aber Künstler sind sie auch nicht mehr, und zu Grunde gehen sie sicher."

Originell war die Anlage der Wohnungen in Dörfern, die mit Palissaden befestigt waren und oft auf steilen Höhen lagen. Diese Pah genannten Niederlassungen waren selbst für die Engländer schwer zu erstürmen; auch sie sind jetzt verschwunden und mit ihnen die großen geschnitzten Götterfiguren, die an ihren Thoren Wacht hielten.

Die soziale Ordnung der Maori kannte Adel, Freie und Sklaven. Jeder Häuptling beherrschte einen größeren Stamm, während die einzelnen Siedelungen unter Unterhäuptlingen standen. Der Adel wurde Rangatira genannt, eine Bezeichnung, die von Maoris unsrer Tage aus Höflichkeit Offizieren, Missionaren und andern Weißen von Stellung zuerkannt wird. Die tägliche Arbeit wie

die Feldarbeit fiel meist den Frauen und Sklaven zu. Dem Manne lag der Krieg ob, und im Zusammenhang mit ihm blühten Kannibalismus und Schädelkultus. Die Menschenfresserei hatte hauptsächlich ihren Grund in der abergläubischen Vorstellung, daß mit dem Verzehren des Feindes auch dessen gute Eigenschaften auf den Verzehrer übergingen; wir finden hier die auch sonst hie und da vorkommende Sitte, daß ein Häuptling sich begnügte, das Auge seines Feindes zu essen und sein Blut zu trinken. Freilich herrschte auch roher Kannibalismus, der das Menschenfleisch einfach Nahrung sein ließ, deren die Maori allerdings oft dringend bedurften, da das Schwein erst durch Cook eingeführt wurde.



Maori-Mann und seine Frau

Der Schädelkult, der in dem Kopf des erschlagenen Feindes die wichtigste Kriegsbeute erkennen ließ, wurde noch durch die Vorliebe für schön tättowierte Köpfe gesteigert, an der seinerzeit auch die Engländer lebhaften Anteil nahmen. Als die Nachfrage nach solchen Köpfen in England groß wurde, war kein hübsch tättowierter Maori seines Lebens sicher. Häufig wurden auch Sklaven getötet, um sie nachher mit den Abzeichen eines Mannes von hohem Rang zu tättowieren. Ein Häuptling machte einst einem Engländer das von diesem allerdings dankend abgelehnte Anerbieten, unter den Sklaven sich einen auszuwählen, den er dann bis zu der Rückkehr des Europäers hübsch hergerichtet haben würde.

Der Moralkodex der Maori war und ist wohl noch ziemlich lax; ein junges Mädchen genoß bis zu seiner Verheiratung die äußerste Freiheit, um allerdings dann ein Muster von Sittenstrenge zu werden. Bemerkenswert ist die Häufigkeit des Selbstmords, da der hohe Maori den Tod der Mißachtung vorzog und selbst bei geringer Veranlassung sich umbrachte.

Die Maori beseelte ein kriegerischer Geist, der sie sogar den Engländern, als diese sich auf Neuseeland festgesetzt hatten, mit den Waffen in der Hand entgegentreten ließ. Schon 1845 brach der erste Maorikrieg aus, dem eine ganze Reihe andrer gefolgt sind, von denen der eine nicht weniger als neun Jahre, von 1863 bis 1872, dauerte. Erst 1892 hat sich nach den mit großer Erbitterung geführten Kämpfen der letzte Maorikönig endgültig den Engländern unterworfen und Jahrgeld von ihnen angenommen. Immer mehr schwindet heute die Rasse dahin. Allerlei Laster und Krankheiten, unterstützt durch müßigen Wohlstand, räumen unter ihnen auf. Ein besonders großer Teil fällt der Schwindsucht zum Opfer. Nicht mit Unrecht mißt man einen Teil der Schuld daran der unrationellen Bekleidung der Maori zu. Kommt eine Maori-Frau in die Stadt, so steckt sie bis an die Ohren in Flanellen, Pelzen, wollenen Decken und Shawlen, einer Bekleidung, die



Maori-Frau

jeder Beschreibung spottet. Nach Hause zurückgekehrt legt sie alles ab, und in dünnem Gewand sitzt sie, das Feuer schürend, vor der Thür der Wohnung, die mit Vorliebe in der Nähe eines Sumpfes angelegt ist. Nicht anders der Mann; den einen Tag trägt er dicken Wollstoff, den andern das Maorihemd, und in komischer Verwechslung werden ferner noch Ueberkleider mehr im Sommer als im Winter getragen. Was Wunder, daß Erkältungskrankheiten häufig sind.

Im Jahr 1840 war die Zahl der Maori wahrscheinlich 120000, 1856 war sie auf 65000 gefallen, 1874 auf 45740, 1886 auf 41432; und die letzte Zählung (von 1896) stellt die Zahl der Eingeborenen und Mischlinge auf 39834 fest, abgesehen von 2259 Mischlingen, die mit den Europäern gezählt wurden; letztere aber nehmen fortwährend beträchtlich zu.

Peschel weist darauf hin, daß das englische Gras sich mit großer Schnelligkeit ausbreitet und die einheimische Vegetation immer mehr unterdrückt. Durch die Europäer sind Säugetiere eingeschleppt worden, so die Wanderratte, und unser Haussperling ist heute in den Niederlassungen der Europäer gemein und verdrängt die einheimische Vogelwelt. „Die europäische Fliege," sagen die Maori, „vertreibt unsre Fliege; der fremde Klee tötet unsre Farnkräuter, und der Maori selbst wird vor dem weißen Manne verschwinden."



Australische Eingeborene ein Kanoe bauend



Der Maori-Häuptling Porotiti

Drittes Kapitel

Australien und Tasmanien

Australien

Unter allen Erdteilen ist Australien nicht nur der insularste, indem er nach drei Seiten frei liegt, sondern auch in allen seinen physikalischen und geographischen Verhältnissen für eine hohe Kulturentwicklung so ungünstig wie nur irgend denkbar ausgestattet. Seine Küsten, obgleich gegliedert, gehören zu den wüstesten Teilen des Landes. Der Wasserreichtum Australiens ist gering. Nur das Flußsystem des Murray ist von beträchtlicherer Größe. Fast alle Wasserläufe sind vergänglich, und der Wechsel zwischen naß und trocken bedingt Oede und Wüstenhaftigkeit weiter Strecken. Große Striche des Landes sind durchsalzen, und der Salzgehalt des Bodens führt zur Bildung von Wüsteneien. Das Klima ist vorwiegend trocken, und die Trockenheit spricht sich auch in der landschaftlichen Physiognomie des Erdteils aus. Obgleich die Pflanzenwelt einen bedeutend größeren Artenreichtum zeigt als in Europa, so macht sie doch einen einförmigen Eindruck. Die Mehrzahl der Wälder besteht aus dem in mehreren Arten verbreiteten australischen Charakterbaum, dem bekannten Eukalyptus. Aber ein solcher Eukalyptuswald macht einen befremdlichen Eindruck mit den nicht dicht, sondern einzeln in Zwischenräumen voneinander stehenden Bäumen, deren Stämme bis zu beträchtlicher Höhe, manchmal bis zu 60 Metern, säulenartig emporsteigen, ehe der erste Ast vom Stamme abgeht; deren Blätter kein frisches Grün, sondern ein mildes Blaugrün zeigen und nicht horizontal stehen wie die Blätter unsrer Bäume, sondern vertikal gestellt sind, so daß diese Baumriesen, von denen gigantische Exemplare bis zu 175 Metern gemessen wurden, keinen Schatten werfen. Dem Eukalyptus gesellt sich in



Eingeborene vom Endeavour-Fluß in Nordqueensland

bestimmten Distrikten der eigenartige Grasbaum mit seinem sonderbaren, knorrigen, gewundenen Stamm und an der Spitze mit einem Büschel grober Grasblätter, aus dem ein starker Blütenstengel hoch empor getrieben wird.

Im Südosten und Norden finden wir reiche Wiesenländereien von beträchtlicher Ausdehnung, die Grundlage der großartigen Viehzucht Australiens. Bei zunehmender Trockenheit geht der Grasboden in die Steppe über, jene berüchtigte „Scrub" Australiens, wo der Erdboden in undurchdringlichem Dickicht von Eriken und anderm Strauchwerk bedeckt ist, der Schrecken aller Reisenden; oder die Steppe ist überzogen mit dem Spinifexgras, dessen Stengel starr und scharf, trocken und ohne Nahrungsstoffe sind. Auf weite Strecken hin aber wird die Steppe zur Wüste durch Hervortreten des unfruchtbaren Gesteins oder durch Salzgehalt des Bodens. In den Flußthälern ist das Bild lieblicher; hier schießen wie z. B. im Südosten Australiens zahlreiche Farne empor, und manche andre Pflanzen stellen sich ein. Ebenso charakteristisch wie die Pflanzenwelt ist die Tierwelt Australiens, deren zoologische Stellung, auf die wir jedoch hier nicht weiter eingehen wollen, ganz eigenartig ist, da sich nur Beuteltiere finden. Nur das Känguruh, das früher in großer Zahl die Grasdistrikte bevölkerte, wollen wir aus der Schar seiner Verwandten hervorheben.



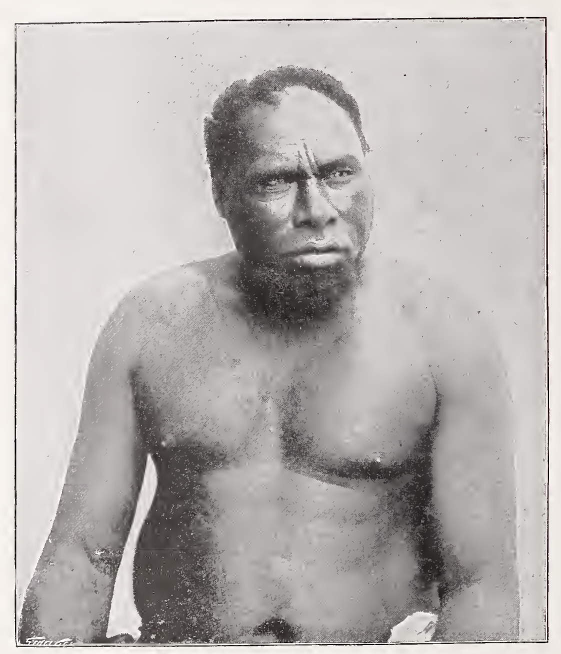
Australierin aus dem Workiistamm vom Gilbertfluß

Wie keine der Pflanzen von den Eingeborenen im Ackerbau kultiviert wird, so hat auch die Tierwelt Australiens kein einziges Haustier geliefert.

Es dünkt uns fast natürlich, daß in einem so ungünstig ausgestatteten Land auch die Bewohner nicht zu höherer Kultur gelangt sind. Fast scheinen sie uns wie die Tiere ihrer Heimat ebenfalls auf niederer Stufe stehen geblieben zu sein. Unsre Abbildungen der Australier werden dem Leser weniger sympathisch erscheinen als die Darstellungen der Ozeanier.

Die anthropologische Stellung der Australier ist in widersprechendem Sinn schon oft erörtert worden. A. Roussel-Wallace betrachtet die Eingeborenen Australiens als eine wohlunterschiedene Rasse, verschieden von den Malaien, den kraushaarigen Papuas Neuguineas, den Ozeaniern und den afrikanischen Negern, während andre wie Ratzel „vergebens nach jenen ganz fest greifbaren Merkmalen suchen, die uns eine scharf umschriebene Rasse bieten sollte". Die Hautfarbe ist nicht schwarz, sondern als schokoladefarben zu bezeichnen. Die Kinder sind heller, und bei Gemütserregungen

verändert sich die Gesichtsfarbe bei jüngeren Leuten in rötlich, bei älteren in aschgrau. Das Kopfhaar, das gleich dem meist starken Bart glänzend schwarz ist, ist leicht gelockt und erscheint dadurch kraus, ohne aber mit dem krausen Haar der Neger übereinzustimmen. Im Innern des Kontinents dagegen überwiegen Individuen mit glattem Haar. Häufig zeigt sich auch eine starke Körperbehaarung, besonders in Südaustralien, und der herausfordernde Ruf „Ihr nackten Wangen", mit dem die Jugend dieser kriegerischen Stämme sich zum Kampfe reizt, zeigt, daß auch bei diesen Eingeborenen Australiens der Bart als des Mannes Zierde gilt. Im Innern freilich finden wir nach Schilderung von Reisenden häufig geringe Körperbehaarung. Nach ihrer Körpergröße können die Australier nach den neueren, früheren Ansichten entgegengesetzten Untersuchungen, obwohl es auch unter ihnen große Gestalten giebt, doch nur zu den Menschen mittleren Wuchses gezählt werden. Sie sind muskulös, aber mager, besonders Arme und Beine sind schlank und von einer erstaunlichen Beweglichkeit; da wir aber auch häufig bei besser situierten Eingeborenen sehr kräftig entwickelten Individuen begegnen, so ist die Magerkeit wohl auf die meist mangelhafte Ernährung zurückzuführen.



Eingeborener von der Prinz von Wales-Insel

Als einheitliche Merkmale für die Bewohner Australiens können angeführt werden Dolichocephalie, vorspringende Augenbrauen, wie dies unsre Abbildungen deutlich zeigen, und Neigung zu Prognathismus, d. h. zum Hervortreten des Unterkiefers, ein Merkmal, das bekanntlich als Zeichen niederer Entwicklung gilt; die Nasenwurzel ist eingedrückt, so daß dadurch die Augen sich zu nähern scheinen, die Nasenlöcher sind seitlich erweitert, der Mund fällt durch seine Größe auf.

Einige dieser Erscheinungen sind aber sicher auf den Einfluß der Lebensweise zurückzuführen. Bestimmte Typen lassen sich gar nicht lokalisieren. Stokes, ein vortrefflicher Kenner der Australier, bemerkt: „Die Australier variieren ebenso seltsam wie der Boden."

Die Besiedelung Australiens durch die weiße Rasse, die 1788 mit der Gründung der Kolonie bei Port Jackson als Sträflingsansiedelung ihren Anfang nahm, bedeutete für die Eingebornen Australiens den Anfang vom Ende, und die Behandlung der Australier durch die Engländer ist nach eignem englischem Zeugnis ein Schandfleck in der Geschichte englischer Kolonien.

Als die Europäer zuerst in Australien sich ansiedelten, betrug die Bevölkerungszahl wahrscheinlich etwa 150000. Seit dieser Zeit hat sie rapid abgenommen; kein Wunder, denn die Weißen



Mann und Frau vom Endeavour-Fluß, Nordqueensland

haben das beste Land für sich in Besitz genommen und das Känguruh dezimiert, von dem die Schwarzen großenteils lebten. Die Zivilisation brachte Laster und Krankheit im Gefolge. Auszehrung, Masern, Pocken haben auch hier furchtbar gewütet; wie bei den Maoris hat die Annahme der Kleidung unzweifelhaft viel Schuld an Erkältungskrankheiten. So sicher die Kleidung ein Schutz ist, so kann sie für den Naturmenschen, der ihrer nicht gewohnt ist, eine Gefahr werden. Oft legt er sie beiseite, wenn sie gerade nötig wäre, und wenn sich der Eingeborene nachts an einem feuchten Ort zum Schlafe niederlegt, ohne die Kleidung, die er tagsüber getragen, so wird ihm in der Mehrzahl der Fälle die Bekanntschaft mit der Bekleidung zum Verhängnis.

Im Jahre 1851 wurde die Bevölkerung Australiens auf etwa 155000 geschätzt. 1893 war sie auf 30—40000 gesunken. Die Regierung hat unterdessen Maßregeln ergriffen, um das Unheil zu mildern, das die Eingeborenen betroffen hat und für das die weiße Rasse verantwortlich zu machen ist, aber das Vorgehen war zu spät. Zwischen 1821 und 1842 wurden im ganzen 280000 Pfund Sterling ausgegeben, um die Lage der Eingeborenen zu heben. Auch die „Gesellschaft zum Schutz der Eingeborenen" beteiligte sich an diesem Werk. Eingeborenenschulen wurden in Adelaide und anderswo gegründet und freigebig unterstützt, aber der Stamm, der einst in der Gegend des heutigen Adelaide gewohnt hat, ist vom Erdboden verschwunden.

Niedere Rassen müssen höheren, zivilisierteren Platz machen. Das ist der unabänderliche Weg, aber mit viel Grausamkeiten ist er meist gekennzeichnet. Als Lloyd 1837 als erster in Geelong landete, zählte der Baraboolstamm beinahe 300 Leute, stattliche Gestalten, aber als er 1851 wegging, begleiteten ihn nur wenige zum Abschied. Erstaunt über die geringe Zahl begann er, sich nach einigen seiner schwarzen Freunde aus früherer Zeit



Mädchen vom Endeavour-Fluß, Nordqueensland

zu erkundigen. Die Antwort war so charakteristisch, daß wir, soweit möglich, die wenigen Worte wiedergeben wollen: „Aha, Mitter Looyed! Ballyyang tot, Jaga-jaga tot, Panigerong tot" (und noch manche andre Namen wurden genannt). „Der fremde weiße Mann kam in seinem großen schwimmenden Schiff und landete mit seinen großen Tieren und mit seinen kleinen Tieren. Er kam mit seinem ‚Bumbum' und seinen Zelten, und der große weiße Freund nahm die altererbten Jagdgründe der armen Barabool und ihrer Kinder weg!" Dann weinend, das Haupt schüttelnd, die Hände emporhebend: „Wo sind unsre Krieger, wo unsre Väter, Mütter, Brüder, Schwestern? Tot! Alle dahin! Tot!"

Meist geben die Eingeborenen Australiens auf Kleidung sehr wenig. Im Sommer gehen sie fast völlig unbekleidet, sogar in Zentral- und Südaustralien, wo das Klima wechselnd ist. Das Wenige, was sie anhaben, hat mehr den Charakter des Schmuckes als des Gewandes. Aber während der kalten Jahreszeit sind Hüllen notwendig. Der Hauptteil der männlichen Garderobe ist ein Gras- oder Bastgürtel. Frauen tragen eine Schürze von Emufedern. Der Gürtel des Mannes dient dazu, seine Keule, seine Axt und seinen Bumerang zu tragen. Hüte fehlen meistens. Aber der Kopf ist mit Zähnen, Fischbeinen, Federn oder einem buschigen Tierschwanz geschmückt. Einzelne Büschel des Haares sind rot gefärbt. Die jüngeren Leute tragen gern Nackenschmuck aus Perlmuscheln, Zähne verschiedener Art, Scheren von Krabben, Stückchen Schilfrohr oder Stroh, aber die alten Leute verschmähen solche Dinge. Im Süden bedecken sich Männer und Frauen mit den Fellen der Känguruhs, die sie sackartig tragen. Das Gewand ist ihnen jedoch nur ein Schutz gegen die Kälte und wird nicht getragen, um sich zu verhüllen.

Sehr beliebt ist es, sich zu bemalen. Rot, Weiß und Schwarz sind die Lieblingsfarben. Einige unsrer Abbildungen zeigen diese band- oder streifenförmigen Körpermalereien. Sehr beliebt ist roter Ocker. Bei manchen Stämmen dürfen nur die älteren Männer roten Ocker gebrauchen, während sich die jungen ihr Haar mit roter Erde pudern. Bei den Völkern des Südostens sind als Muster Kreise, Vierecke und Kreuze beliebt. Die einzelnen Farben haben übrigens auch eine bestimmte Bedeutung, die allerdings verschieden ist. So ist bald weiß, bald rot, bald schwarz Trauerfarbe.

Neben der Bemalung spielt eine große Rolle zur Verschönerung die Erzeugung von Hautnarben, die sowohl zur Bezeichnung des Alters als des Ranges dienen und mit Stolz getragen werden. Bei Knaben wie bei Mädchen ist der offizielle Eintritt in das erwachsene Alter unter großen Festlichkeiten mit der Operation verbunden, durch die diese Hautnarben hervorgerufen werden, die sich meist quer über die Brust, über die Schultern und über den Rücken erstrecken. Zu diesem Zweck werden ziemlich roh mit Steinen oder Muschelschalen tiefe Einritzungen gemacht; das reichlich fließende Blut wird mit Grasbüscheln ab-



Leute vom Endeavour-Fluß, Nordqueensland

gewischt. Um das zu rasche Schließen der Wunde zu verhüten, werden wochenlang Erde und Asche hineingestreut, ja man läßt sogar Ameisen in die Schnittflächen kriechen. Auf den Armen sind nur Männern solche Linien erlaubt.

Eine sehr einfache Sache ist die Heirat. Die Frau wird entweder ihrem Vater oder ihrem Bruder geraubt oder mit Gewalt fortgeführt. In letzterem Falle ist die gewöhnliche Praxis, einem Mädchen nachts aufzulauern, es durch einen Schlag auf den Kopf mit der Keule zu betäuben und es so zu entführen. In andern Fällen kommt übrigens auch eine Verlobung der Mädchen schon bei der Geburt vor. Dieses Versprechen ist so bindend, daß die Frau, die es bricht, getötet wird, während der Mann, der dies thut, mit schwerer Speerwunde gestraft wird. Die Stellung der Frau ist sehr niedrig, sie wird grausam behandelt, oft geschlagen oder auch getötet, denn ihre Tötung wird nicht bestraft.


Mann von der Prinz von Wales-Insel im Kriegsschmuck

Uebrigens sind die Männer nicht unempfindlich gegen weibliche Schönheit, und eine durch Schönheit berühmte Frau wechselt, indem sie immer wieder gestohlen wird, des öfteren ihren Eheherrn. Witwen werden das Eigentum des Stammes; übrigens herrscht auch bei manchen Stämmen die Sitte, die Frau Gastfreunden auszuleihen.

Die geschilderten klimatischen Verhältnisse tragen jedenfalls in großem Maß dazu bei, daß die Australier nicht seßhaft geworden sind, sondern ein Nomadenleben führen; da sie keine Lasttiere besitzen, sind sie gezwungen, ihre ganze Habe selbst mitzuschleppen, und zwar sind es die unglücklichen Frauen, denen alles aufgebürdet wird, während der Mann sich begnügt, seine Waffen zu tragen. Eine Frau trägt gewöhnlich folgende Gegenstände auf ihrem Rücken: einen Sack mit einem flachen Stein zum Zerreiben der eßbaren Wurzeln; Quarzsteine für Messer- und Speerspitzen, geflochtene Körbchen mit Harz zum Flicken alter Waffen oder zur Herstellung neuer, Känguruhsehnen, die als Faden, und Knochen, die als Nadeln dienen; Hautstücke zum Polieren der Speere; Opossumhaare für Gürtel, scharfe Muscheln,

die als Messer oder Aexte dienen; Farben zur Körperbemalung; Baumrinde zur Herstellung der Bastgürtel, Schmucksachen; Holzstücke durch deren Zusammenreiben in primitiver, aber gewandter Weise Feuer erzeugt wird; wohl auch ein Stückchen Quarz, das die Frau vom Zauberer erhalten hat und das ihr als Amulett dient! und außerdem muß sie auch noch während des Marsches Wurzeln graben und Früchte sammeln, und vielleicht sitzt zwischen dem Verschiedenerlei, das sie sich aufgeladen hat, auch noch ein kleines Kind auf dem Rücken, während andre sich ihr anhängen. Kein Wunder, daß nur wenige Kilometer die Marschleistung eines Tages sind.



Mann vom Tweedfluß

Man kann kaum sagen, daß die Australier eine tapfere Rasse sind, aber doch haben viele von ihnen unleugbare Beweise großen Mutes gegeben. Selbstbeherrschung verstehen sie in hohem Grade zu üben. Bis zum heutigen Tage sind bei manchen Stämmen die Namen der Häuptlinge unvergessen, die sich in den Verzweiflungskämpfen mit den Europäern durch Mut und Tapferkeit ausgezeichnet haben. Auch unter sich lieben sie zu kämpfen, doch sind diese Fehden nicht blutig, denn als Warnung steht das Gesetz der Blutrache vor ihnen, da jeder Tod gerächt werden muß. Nach einer so oft bei Naturvölkern wiederkehrenden Gewohnheit ziehen sie es vor, aus gesicherter Entfernung ihre Gegner mit einem Strom von Schimpfworten zu überschütten. Mit Vorliebe überfallen sie aber auch aus dem Hinterhalt. Erstaunlich ist die Gewandtheit, mit der sie durch eine kaum bemerkbare Bewegung des Körpers dem geschleuderten Speer auszuweichen verstehen, ja ihn oft auffangen und zurückwerfen.



Greis vom Arunta-Stamme

Die Handfertigkeit der Australier ist gering. Zwar verstehen sie einfachere Körbchen und dergleichen zu flechten, aber sie vermögen darin nicht entfernt mit den uns bereits bekannt gewordenen Stämmen zu konkurrieren, und höhere Technik, wenn wir so sagen dürfen, wie z. B. die Töpferei, ist ihnen unbekannt. Die meiste Kunstfertigkeit entwickeln sie in der Herstellung ihrer Waffen, und doch sind auch diese ziemlich roh und von geringer Vollendung. Mit Ausnahme des Nordens, wo sich der malaiische Einfluß geltend macht, sind Bogen und Pfeil ihnen unbekannt. Die Waffen des Australiers sind Speer, Keule und Bumerang. Der hölzerne Speer findet sich überall. Die für den Krieg gebrauchten Speere sind über 2 Meter lang. Zu diesem Zweck werden junge Eukalyptusstämmchen genommen, die im Feuer gehärtet werden. Manche sind mit scharfen Feuersteinstücken oder Quarzsplittern besetzt, die mit Harz in zwei gegenüberstehenden Reihen nahe der Spitze befestigt sind. Große Speere werden von Eingeborenen mit der Hand bis auf die Entfernung von 50 bis 70 Fuß geworfen; meist aber werden sie mit dem Wurfbrett, dem Wumera, geschleudert, einer eigentümlichen, näher zu beschreibenden Einrichtung. Bei einer Länge von $1/2$ bis $2/3$ Meter besteht das Wumera aus einem flachen Stück harten Holzes und ist an einem Ende mit einem Haken versehen, während an dem andern Ende ein Stück Baumharz und ein Stück Quarz befestigt sind, damit nicht das Wumera beim Schleudern aus der Hand fährt. Der Haken, gewöhnlich ein Känguruhzahn, wird in das untere Loch des Speeres gelegt, Wurfholz und Speer mit den Fingern der rechten Hand gehalten und die Waffe in der Höhe des Auges geworfen. Das Wurfholz giebt dem Speer die Richtung und verstärkt durch seine hebelartige Wirkung die Kraft des Wurfes.

Eine ganz eigenartige Waffe ist der Bumerang, wie wir ihn in zwei Exemplaren auf einer unsrer Abbildungen sehen. Der Bumerang wird meist aus den Aesten einer Akazienart verfertigt, und dem häufig an und für sich schon gekrümmten Holzstück wird dann, nachdem es angefeuchtet ist, im Feuer weiterhin die gewünschte Krümmung gegeben. Der abgeworfene Bumerang fliegt, nachdem er sich eine Strecke weit vorwärts bewegt hat, in einer Ellipse bis auf einige Schritte von dem Standpunkt seines Schleuderers zurück. Trifft er sein Ziel, so fällt er zu Boden. Die im Kriege gebräuchlichen Bumerange sind schwer und kräftig und vermögen bedeutende Wunden zu erzeugen; sie sind besonders deshalb gefährlich, da es fast unmöglich ist, in demselben Augenblick, in dem man die in der Luft wirbelnde Waffe erblickt, zu beurteilen, wo sie niederfällt; für die Jagd und besonders zur Erlegung der Vögel werden kleinere Bumerange gebraucht. Als die geübtesten Bumerangwerfer gelten Stämme am Maklayfluß, die der Waffe fast jede beliebige Richtung zu geben vermögen und im stande sind, kleinere Säugetiere und Vögel auf 200 Schritte mit dem Bumerang zu erlegen. Viel verbreitet sind auch als Waffen, wie wir auf andern Abbildungen sehen, Keulen, die sich freilich



Auslegerboot auf dem Endeavour-Fluß (Nordqueensland)

auch nicht entfernt mit den wunderbar geschnitzten Keulen, die wir z. B. von Tonga kennen, messen können, sondern eigentlich nur roh bearbeitete Knüppel sind, bei denen höchstens das dicke Ende morgensternartig mit Zapfen besetzt sein kann. Bei einzelnen Stämmen treten sie in der Modifikation als Wurfkeulen, Nolla-Nolla, auf. Sehr verbreitet war einst das Steinbeil, wobei ein Quarz oder ein ähnlicher Stein mit Harz an einem Holz befestigt war; an seine Stelle ist heute das eingeführte Beil getreten, das besonders zu Einschnitten beim Erklettern der Bäume benutzt wird. Die weitverbreiteten Schilde sind viel höher als breit und dienen hauptsächlich zum Schutz der Hand und zum Parieren. Sie sind in den gleichen Schräg- oder Schlangenlinien ornamentiert, die wir auch schon bei der Körperbemalung kennen gelernt haben.



Leute vom Arunta-Stamme

Einige der Eingeborenen sind Troglodyten wie die vorhistorischen Bewohner Europas. Aber Höhlen finden sich nur in bestimmten Gegenden Australiens. Die Mehrzahl der Bewohner entbehrt, wie schon erwähnt, der festen Wohnsitze, und nur ganz gelegentlich werden rohe Hütten aus dem gerade zur Hand befindlichen Material, Zweigen und Aesten, errichtet und mit Rinde oder Blättern bedeckt. Sie dienen nur zu kurzem Aufenthalt, der sich, wenn die Ernährungsverhältnisse günstig sind, allerdings auf mehrere Wochen ausdehnen kann. Merkwürdigerweise kommen, im Gegensatz zu allen sonstigen Erfahrungen, gerade im tropischen Teil des Landes besser hergestellte



Tanzgewand aus Zentral-Australien

Hütten vor als im gemäßigten. Im Norden und Nordwesten, wo papuanischer und malaiischer Einfluß hereinspielt, werden regelrechte Wohnungen von Manneshöhe gebaut, die aus Holz, das mit Erde bedeckt wird, hergestellt werden und zehn Personen Raum zu geben vermögen.

Bemerkenswert ist, daß die Australier die Schiffahrt so gut wie nicht kennen oder vielleicht auch verlernt haben. An der Nordwestküste finden wir nur primitive Flöße, die aus verflochtenen Zweigen hergestellt sind. In Südaustralien machen die Eingeborenen Boote aus der Rinde des Eukalyptusbaumes. Diese sind zwar sehr leicht, aber wenig seetüchtig und faulen bald, doch wagen sich die Eingeborenen mit ihnen mehrere Meilen in das Meer hinein. Im nördlichen Neu-Südwales werden durch Feuer Baumstämme ausgehöhlt, wie es unsre Vorfahren in der Steinzeit thaten. Cook sah solche Boote von dreizehn Fuß Länge und traf sie auch auf der York-Halbinsel mit Auslegern an; ähnliche und wohl auf malaiischen Einfluß zurückzuführende Fahrzeuge zeigen auch einige unsrer Abbildungen.



Leute vom Endeavour-Fluß (Nordqueensland)

Viehzucht und Ackerbau sind den Australiern völlig unbekannt. Sie dürfen daher zu den Jagdvölkern gezählt werden; bei der oft spärlichen Ausbeute aber verschmähen sie auch vegetabilische Nahrung durchaus nicht. In dem südöstlichen Teile des Kontinents ist die Nahrung mehr animalisch, im Innern mehr vegetabilisch. Als Jagdwild stehen den Australiern die verschiedenen größeren und kleineren Beuteltiere, Känguruh, Wombat und Opossum zur Verfügung. Die zur Küste und zu den Flußufern kommenden Eingeborenen verstehen sich auf Fischfang, obwohl sie den Angelhaken nicht kennen, sondern nur den vier Meter langen Fischspeer mit Knochenspitze und Netze aus Grashalmen; ja selbst letztere sind nicht allen Küstenstämmen bekannt. Die damit unbekannten Stämme fischen dann im seichten Wasser mit gabelförmigen Zweigen und mit der Hand. Beliebt ist auch der australische Hund Dingo. Lumholtz bemerkt in seinem bekannten Buch „Unter Menschenfressern", daß die Eingeborenen, die sich auf die erwähnte Weise nähren, kräftig gebaut sind. Andre freilich haben es nicht so gut. Sie begnügen sich in der Fleischkost mit Eidechsen, Schlangen, Fröschen, kleinen mäuseartigen Beutlern und sind große Liebhaber von Insektenlarven. Lendenfeld erzählt von Stämmen, die zur Sommerzeit auf die Vorberge der australischen Alpen hinaufziehen und dort wochenlang von der im Erdboden vorkommenden Raupe eines Schmetterlings, einer Graseule, leben, um dann wohlgemästet aus dieser Sommerfrische zurückzukehren. Der vegetabilischen Nahrung ist mancherlei, und sicher sind uns noch nicht alle Pflanzen bekannt. Von Grey werden allein für Südwestaustralien einundzwanzig verschiedene Wurzeln, darunter von Schilfrohr, Farnkräutern, Seerosen, Orchideen, die sie zu entgiften wissen, angeführt. Dazu kommen Pilze, Früchte, honigreiche Blüten und die Sprossen der Mangroven, die zerstampft und mit einer einheimischen Bohne vermischt gegessen werden. Auch die

Yamwurzel fehlt nicht, kommt aber nur wild vor und ist klein. Sehr beliebt ist der allerdings wenig nahrhafte Eukalyptusgummi, aus dem sie auch durch Zusatz von Wasser ein schwaches Getränk herzustellen wissen. Berauschende Getränke waren ihnen bis zur Ankunft der Europäer unbekannt, wenn nicht vielleicht eine von Braim aus Südwales erwähnte Art Met hierher zu rechnen ist. Daß die Australier in ihrer Nahrung nicht wählerisch sind, ist selbstverständlich, und ebenso, daß sie, wie alle von der Zufälligkeit des Nahrungserwerbs abhängenden Naturvölker, lange zu hungern vermögen, andrerseits aber, wenn sich ihnen der Tisch einmal reichlich deckt, sich als unglaubliche Esser zeigen. Zum Ausgraben der Wurzeln dient ein eignes Instrument, ein Grabstock mit zugeschärftem, im Feuer gehärteten Ende, der unzertrennliche Begleiter der Weiber, denen das Wurzelgraben obliegt.



Mann vom Workii-Stamme (Gilbertfluß)

Menschenfresserei kam häufig vor, war aber nicht allgemein. Doch mußten besonders wohlgenährte Individuen auf der Hut sein, um nicht abgefangen zu werden. Ueber die geistigen Fähigkeiten der Australier gehen die Ansichten zum Teil auseinander. Während ihnen ein Zahlensinn augenscheinlich in hohem Grade abgeht, haben sie z. B. für jeden Teil des menschlichen Körpers ihre bestimmte Bezeichnung, und ihre Sprache ist reich an Bezeichnungen für konkrete Begriffe. Auch sprechen zahlreiche Fabeln und Legenden für reiche Phantasie. Die sozialen Verhältnisse führen auf die Familie zurück. Diese als Gruppen zu betrachtenden Familienverbände haben je ein heilig gehaltenes Emblem oder Totem, das meist von Tieren, z. B. Schlangen, Vögeln, Känguruh hergenommen ist. Alle Angehörigen eines solchen Totems gelten als Blutsverwandte und dürfen nicht untereinander heiraten, sondern müssen sich die Frau aus einem andern Totem wählen, was möglich ist, da diese einzelnen Gruppen sich meist zu größeren Stammverbänden vereinigen, die unter Anführern stehen. Als solche werden durch persönliche Tüchtigkeit sich auszeichnende Individuen gewählt. Die Erbschaft in den Totems erfolgt in weiblicher Linie, so daß die Kinder dem mütterlichen Familienverband angehören. Landbesitz jedoch wird nach dem Vaterrecht vererbt. Streitigkeiten werden nach überlieferten, streng aufrechterhaltenen Rechtsgesetzen geschlichtet.

So mühsam das Leben der Australier auch zu verlaufen scheint, so sind sie doch Vergnügungen, besonders Tanzfesten, nicht abhold, wie auch körperlichen Uebungen, Speerwerfen oder ähnlichen Auge und Hand übenden Spielen. Große Tänze werden meistens bei Vollmond abgehalten, wobei die Frauen häufig ausgeschlossen sind. Sie initieren häufig kriegerische Scenen oder stellen die Verfolgung eines Wildes bei der Jagd dar. Der bekannteste derartige Tanz ist der Corrobory,

der zum Teil einen dramatischen Charakter trägt und zur Feier verschiedenster Ereignisse angestellt wird. Den Tag bringen die Männer hinter dem Gebüsch versteckt zu, um sich zu diesem festlichen Tanze würdig mit Fett einzureiben und schrecklich mit Farben zu bemalen. Meist stellt die Aufführung irgend ein besonderes Ereignis im Leben der Eingeborenen dar. Die Frauen bilden das Orchester und machen Musik, die allerdings meist nur in einem Zusammenschlagen der Hände und in



Australische Eingeborene mit Lanze und Schild

Gesängen besteht, denn merkwürdigerweise finden wir trotz der großen Vorliebe für Musik bei den Australiern nur wenige Musikinstrumente, so bei den Westaustraliern sehr rohe Trommeln und bei einem andern Stamm eine Flöte aus Bambusrohr, die nach polynesischer Sitte durch die Nase geblasen wird. Sonst beschränkt sich die Musik auf Zusammenschlagen der Speere und Schilde und einen eigenartig melancholischen Gesang. Die Bemalung des Körpers ist oft äußerst phantastisch, wie z. B. erwähnt wird, daß sich Männer den Körper so bemalen, daß er wie ein Skelett aussieht. Ebenso phantastisch sind nicht selten die Tanzgewänder; ein solches aus Zentral-Australien giebt unsre Ab-

bildung wieder. Der Eindruck dieses Corrobory, bei dem diese wilden Gestalten mit grimmigen Gebärden in hastigem Jagen vorwärts und rückwärts rennen, von Zeit zu Zeit ein wildes Geheul ausstoßend, mag im bleichen Schein des Mondlichtes und im Glanz der angezündeten Feuer, deren Flammen auf dem dunklen Hintergrund des Waldes spielen, für den Zuschauer ein unvergeßliches Bild geben.

Eine große Rolle spielen bei den Australiern wie bei so vielen Naturvölkern die Medizinmänner oder Zauberer. Ueber einen großen Teil Australiens ist der Glaube an ihre übernatürliche Macht verbreitet. Sie sind Regenmacher, Seher, Zauberer. Auch Hexen giebt es, die, gleich ihren europäischen Kolleginnen aus dem Mittelalter, die Macht besitzen, durch die Luft zu fahren, sich von Ort zu Ort versetzen können oder auch von der Erde in den Wolken zu verschwinden. Howitt, der hierüber beachtenswerte Studien angestellt hat, veröffentlicht eine ganze Reihe Erzählungen der Eingeborenen über die Künste der Hexen. Es ist selbstverständlich, daß diese Hexen auch allerlei Schabernack zu spielen vermögen, so z. B. nach ihnen unangenehmen Persönlichkeiten mit unsichtbaren Geschossen zu werfen. Zu diesem angenehmen Zweck bedienen sie sich der Quarze, und so kommt es, daß die durchsichtigen Quarze als Amulette gelten, die nur der Zauberer berühren darf. Dieser trägt auch in seinem Magen einen Stein oder einen Knochen, von dem er Bruchstücke in das Innere andrer Menschen hineinzaubern kann oder diesen sozusagen durch seine Zauberkünste herauszupraktizieren vermag. Krankheiten und Tod können einem Mitmenschen angezaubert werden, wenn man dem Wundermann nur ein kleines Bruchstück von irgend etwas bringen kann, das dem Feinde gehört, sei es ein Bündel Haare, sei es von übriggelassener Speise oder dergleichen. So haben manche Stämme die Gewohnheit, die Reste ihrer Mahlzeit aus Angst vor Zauberei zu verbrennen. Der Australier kann sich nicht mit dem Tod als einem natürlichen Ereignis befreunden, sondern sieht in ihm die Folge magischer Einwirkung. Irgend welche Zauberei muß im Spiel sein, und die Verwandten haben die Verpflichtung, den Mörder ausfindig zu machen. Ein Mangel an lautem Bedauern ist bei dem Begräbnis ein wesentlicher Verdachtgrund. Gehört der Verdächtige einem andern Stamm an, so ist dies ein casus belli; einige Speere werden gewechselt, vielleicht giebt es auch ein paar Wunden, bis die Häuptlinge erklären, daß der Ehre genug gethan ist.



Mann vom Workii-Stamm (Gilbert-Fluß)

Bei manchen Stämmen herrscht der Glaube, daß man durch Gebrauch des Namens verhext werden kann. Um solchem Unglück vorzubeugen, legen die Knaben bei dem Eintritt in die Reihe der

Männer ihren Namen ab und bezeichnen sich als Sohn oder Bruder ihrer Mutter oder Schwester; denn Frauen unterliegen weit weniger der Gefahr der Verzauberung.

Eigenartig ist, daß vielfach das Känguruh als eine Art Schutzgeist angesehen wird. „Wenn ich allein ging," erzählte ein junger Australier, „und ich begegnete einem alten Känguruhmännchen, das auf mich zusprang und mich ansah, so wußte ich, daß es mich aufmerksam machen wollte, daß Feinde in der Nähe seien." Dieser Ansicht begegnen wir bei verschiedenen Stämmen.

Selbstverständlich üben die Zauberer ihre Macht nicht ohne materielle Entschädigung aus, und sie sind auch in der Annahme der Geschenke nicht wählerisch. Auf welche Weise ihnen die geheimnisvolle Macht zu teil wird, darüber laufen unter den Eingeborenen zahllose Erzählungen um; so beim Kurnai-Stamm, daß die Geister der Abgestorbenen einen schlafenden Mann aufsuchen und ihm ihre Geheimnisse anvertrauen, oder daß sie ihn wegnehmen und im Schlaf in eine Geisterwelt führen;



Flußlandschaft mit Hütte

andre Stämme glauben, daß der Mann ein Zauberer wird, indem er einem überirdischen Wesen begegnet, das in Höhlen lebt und des Mannes Seite öffnet, um ihm die geheimnisvollen Quarzkrystalle einzufügen.

Mathews hat eine Reihe solcher Zeremonien bei australischen Stämmen, durch die Stammesangehörige zu Zauberern geweiht werden, beschrieben. Eine der Mythen ist folgende: Es gab einst ein mächtiges Wesen, ein Mittelding zwischen einem Eingeborenen und einem Geist, genannt Dhuramoolan, der zum Baiiames-Stamm gehörte. Seine Stimme glich entferntem Donner. Zu einer bestimmten Zeit nahm dieser Mächtige Knaben des Stammes mit sich in den Busch und lehrte sie all die Gesetze, Ueberlieferungen und Sitten des Stammes, die sie befähigten, die Pflichten als Krieger zu übernehmen. Dem Häuptling erzählte er, daß er die Knaben tötete, verbrannte und dann ihnen wieder menschliche Gestalt verlieh. Aber nicht alle kamen zurück, und es kam heraus, daß er einen Teil von ihnen schlachtete und verzehrte. Der erzürnte Häuptling tötete ihn, aber seine Stimme blieb im Rollen des Donners und im Rauschen der Bäume, und die von ihm eingeführten Aufnahmezeremonien blieben dem Stamm erhalten.

Wir haben schon gehört, daß die Narbenzeichnung für Knaben und Mädchen einen wichtigen Abschnitt im Leben bedeutet, das sich in die drei Teile gliedert: Jugend, Manneszeit und Alter. Sind die Kinder erwachsen, so treten die Eltern, besonders der Vater, in die Zahl der Alten über, und die Söhne nehmen seine Stelle ein.



Ein Australier mit Frau und Mutter (Nordqueensland)

Die religiösen Ansichten der Australier sind wenig bekannt, scheinen aber ziemlich unentwickelt zu sein. Von Polynesien, Melanesien und dem malaiischen Archipel mögen mancherlei Ansichten nach Australien gelangt sein. Wahrscheinlich spielt auch bei ihnen ein böses Wesen, das Furcht einflößt und daher zur Verehrung zwingt, eine Rolle. Manche Stämme sollen auch nach Behauptung einzelner Forscher ein gutes Wesen verehren. Der Geist, das, was spricht und denkt im Menschen, stirbt nicht mit dem Körper, sondern geht zu dem großen Geist, der unter verschiedenen Namen bekannt ist, oder er wandelt auf der Erde herum oder geht in ein wildes Tier oder in den weißen Mann über. Diese letztere eigenartige Auffassung der Seelenwanderung ist vielfach beobachtet worden. Ein Eingeborener faßte einst seine Ansicht über sein zukünftiges Leben in die Worte zusammen: „Wenn der schwarze Mann stirbt, so steht er gleich wieder als weißer Mann auf.“ Nicht gering sind die Fälle, in denen Weiße von den schwarzen Eingeborenen als ihre verstorbenen, aus der Geisterwelt zurückgekehrten Verwandten begrüßt und demgemäß mit ihrem früheren Eingeborenennamen angeredet wurden. Bennet erzählt auch, daß bei einer Gelegenheit, als ein Europäer ein wildes Tier jagte, der Schwarze, der ihn begleitete, ihn flehentlich bat, es zu schonen, da es sein Bruder sei; und als der Weiße seine Bitten mißachtete und das Tier tötete, zeigte er sich sehr betrübt und weigerte sich, davon zu essen, indem er fortwährend den Tod seines Bruders beklagte.

Merkwürdigerweise knüpfen sich manche Legenden an Sonne, Mond und Sterne, ohne daß diese jedoch verehrt werden. Nach Palmer glaubt ein Stamm, daß unter den Sternen sich ein Ort befinde, zu dem sie nach dem Tode gehen. Bei einem Sternschnuppenfall ist ihnen die Sternschnuppe das Seil, an dem eine abgeschiedene Seele zum Himmel hinaufklettert. Platzt das Meteor, so ist das Seil gerissen. Der Kamilaroi-Stamm in Neu-Südwales hat eine Sage, nach der das als Plejaden bekannte Sternbild einst junge Mädchen von außerordentlicher Schönheit waren und daher immer von den jungen Männern verfolgt wurden. Die Mädchen baten um Erlösung, und die großen Geister halfen ihnen, auf die Gipfel sehr hoher Bäume zu klettern, von denen sie sich zu den Wolken emporschwangen. Eine von ihnen, die nicht so schön als die übrigen war, blieb hinter den andern sechs zurück. Der Führer der jungen Männer, die sie verfolgten, erscheint nun am Himmel als Orion mit dem Bumerang in der Hand. Die Eingeborenen der Encounterbai erzählen, daß die Seelen, die in den Wolken oder Sternen leben, am Abend ihre Wohnungen verlassen und der von ihnen auf der Erde getriebenen Arbeit nachgehen. Die Milchstraße ist ihnen eine Reihe von Hütten, und die Eingeborenen behaupten, in ihr die Aschenhaufen und die aufsteigenden Rauchsäulen zu sehen, die von diesen Riesenlagern sich erheben. Die Sternschnuppen sind nach ihnen Kinder der Sterne. Das äußere und innere Farbenband des Regenbogens sind Mann und Frau, der Mond ist von gutem Einfluß, die Sonne von schlechtem.

Mit der Erziehung der Australier hat man nur mittelmäßige Erfahrungen gemacht. Die Versuche, die Eingeborenen an das zivilisierte Leben zu gewöhnen, sind meist fehlgeschlagen. Die Mission hat sehr wenig ausgerichtet, und aller Aufwand, der jetzt dafür gemacht wird, kommt zu spät. Bald dürfte auch das Schicksal der Australier völlig besiegelt sein, nachdem schon eine Reihe von Stämmen vom Erdboden verschwunden ist.

Tasmanien

Im Jahre 1642 sandte van Diemen, der Gouverneur von Holländisch-Indien, Tasman auf Entdeckungsreisen aus. Ihm verdanken wir die erste Kenntnis von Australien. Im genannten Jahr sichtete er eine große Insel, die er nach seinem Oberherrn van Diemens-Land nannte. Er vermutete, daß die Insel bewohnt sei, obwohl er keine Eingeborenen sah. Das erste Zusammentreffen der Eingeborenen mit Europäern fand am 4. März 1772 statt. Als der Franzose Marion de Fresne an dem Punkt landete, an dem auch der Holländer angekommen war, kamen die Schwarzen vertrauensvoll zu den französischen Booten; aber unglücklicherweise trat eines der bekannten Mißverständnisse ein, ein Eingeborener wurde erschossen, und die andern flohen. Der erste Engländer, der sich den Küsten von Tasmanien näherte, war Kapitän Furneaux von der „Resolution", der im März 1773, nachdem er sich zufällig von Cook auf dessen zweiter Reise getrennt hatte, den Süd- und Ostküsten des Eilandes entlang segelte. Er sah keine Eingeborenen, hielt aber das Land für dicht bevölkert, da zahlreiche Feuer längs der Küsten brannten.

Am 26. Januar 1777 lief Cook auf seiner dritten Reise die Advent-Bai an. Die Eingeborenen waren von mittelmäßiger Größe, die Männer annähernd 1,60 Meter, die Frauen annähernd 1,50 Meter. Die Farbe der Haut war dunkles Braun, schokoladefarben, manchmal beinahe schwarz. Charakteristisch für die Tasmanier ist das Haar. Es ähnelt nicht dem australischen, sondern mehr der Behaarung der Papuaner oder der Melanesier, mit denen die Tasmanier auch in Verbindung gebracht werden. Kurz gehalten erschien es wollig, langgewachsen ringelte es sich, und mit Ocker gefärbt sah es aus wie ein Bündel roter Quasten, die über Kopf und Nacken herabhingen. Die Männer hatten reichen Bartwuchs, die Augen waren klein und lagen tief unter den vorspringenden Augenbrauen. Die Nasenlöcher waren groß und breit. Die Nase kurz, ihr Ansatz tief eingeschnitten. Die Hirnkapazität klein, im Vergleich mit dem großen Massenverhältnisse des Gesichtes und des Schädels; ein Verhältnis, das sich ähnlich bei den Australiern findet, der Unterkiefer sprang merklich vor. Die Leute lebten, „wie die Tiere des Waldes in Trupps herumschwärmend, ohne Kunstfertigkeit, im Sommer wie die Hunde unter Bäumen schlafend oder in



Frauen in Trauer (die Körper sind mit weißer Kreide überzogen)

schlechten Hütten, die aus den Zweigen immergrüner Sträucher gemacht waren, die in den Boden gesteckt und an der Spitze verflochten wurden." Kapitän Cooks Schiffsarzt Andersen erzählt uns, daß sie durchaus nicht den Eindruck einer wilden Rasse machten, sondern im Gegenteil entgegenkommend und freundlich schienen, ohne jede Furcht vor den Fremden. „Aber", fügt er hinzu, „sie verrieten auch durch kein Zeichen eine Ueberraschung darüber, Menschen zu sehen, die ihnen selbst so unähnlich waren, und Dinge, die ihnen bisher fremd geblieben. Ihre allgemeine Gleichgültigkeit bewies die niedere Stufe, auf der sie standen." Cooks Verkehr mit dieser Bevölkerung war durchaus freundlicher Natur. Ihre Behandlung durch die Weißen wurde im folgenden Jahrhundert leider wesentlich anders.


William Lanney

Im Jahr 1804 ergriff England Besitz von der Insel, deren Name in Tasmanien geändert wurde. Die Kolonisation erfolgte von Neusüdwales aus, indem in Restdown, später Risdon eine Militär- und Sträflingskolonie gegründet wurde. Im Jahr 1804 kam es auch bereits zu dem ersten Konflikt, natürlich wieder durch ein „Mißverständnis". Etliche hundert Schwarze, Männer, Frauen und Kinder, eilten bei einer harmlosen Känguruhjagd plötzlich einen Hügel hinab in der Richtung gegen die junge Kolonie. Die alarmierten Kolonisten, in der Meinung, sie würden angegriffen, schossen, und viele der unglücklichen Eingeborenen blieben. So begann ein Vernichtungskrieg, ein besonders dunkles Blatt in der daran nicht armen Geschichte englischer Kolonisation. Für die nach Tasmanien verpflanzten Weißen selbst liegt höchstens ein Milderungsgrund darin, daß es sich um Sträflinge handelte, oft um die Hefe englischer Bevölkerung. Um den gegenseitigen Grausamkeiten ein Ende zu machen, versuchte die Regierung, die beiden Rassen zunächst durch eine Grenzlinie zu trennen. Strengere Maßregeln folgten. Die Absicht war, alle Eingeborenen durch eine Militärkette, die sich quer durch die Insel zog, abzuschließen und sie endlich auf die Halbinsel im Osten zu treiben und sie hier streng zu bewachen. Aber die Schwarzen waren nicht gewillt, sich so fangen zu lassen, und entkamen durch die bessere Kenntnis ihres Landes leicht ihren Verfolgern, obgleich die ganze Bevölkerung, Zivil und Militär, für diese Jagd aufgeboten wurde. Das Experiment kostete beinahe 30 000 Pfund Sterling, und das Resultat war die Gefangennahme eines einzigen elenden Schwarzen. Allmählich sank die Eingeborenenbevölkerung, vertrieben von den Jagdgründen, durchseucht von Krankheiten, die sie durch die Weißen empfangen, auf 300 herab. Nach verschiedenen Erziehungsversuchen, die man an Gefangenen angestellt, gelang es einem Weißen, was die Regierung mit all ihrer Macht vergebens versucht hatte. August Robinson widmete sich der Sache der Schwarzen zu einer Zeit, als die ganze Insel unter dem Eindruck der Furcht von dem Angriffe der paar hundert Eingeborenen stand. Es gelang ihm, das Vertrauen einzelner zu gewinnen, und bald verbreitete sich unter den Eingeborenen die Kunde von dem weißen Mann, der ein Freund der Schwarzen sei. Völlig unbewaffnet ging er zu ihnen und überredete sie, sich zu unterwerfen. Im Verlauf von drei Jahren


William Lanney



Truganina, Lanneys Frau, die letzte Tasmanierin

kamen sie alle. Die Schwarzen wurden endlich auf eine kleine Insel in der Baßstraße angesiedelt, doch betrug ihre Zahl nur noch 200. Sie wurden hier genährt, gekleidet, erzogen, aber sie vermißten die alte Freiheit, und rapid ging es dem Ende zu. 1847 zählten sie nur noch 44, im Jahr 1860 betrug ihre Zahl 16, und 1869 starb in William Lanney, wie er genannt worden war, der letzte männliche Tasmanier; die letzte Frau, Truganina, die bei Robinsons menschenfreundlichen Missionen eine hervorragende Rolle gespielt hatte, lebte noch bis 1876. Mit ihr erlosch der Stamm der Tasmanier.

Die wenigen Abbildungen lassen die Tasmanier als wohlgestaltet erscheinen. Zu Cooks Zeiten färbten sie das Haar mit Rötel und trugen Armringe, Nackenschmuck, auch Gürtel von Känguruhfellstreifen oder Pflanzen, an denen häufig Muscheln, Knochen oder Zähne befestigt waren, doch handelte es sich hierbei nur um Schmuck, außerdem gingen beide Geschlechter in absoluter Nacktheit. Sie trieben weder Ackerbau, noch hatten sie Haustiere, nicht einmal Hunde. Auch die Töpferei war ihnen fremd. Menschenfresserei wurde nicht beobachtet. Obwohl sie wahrscheinlich die Kunst des Feuermachens verstanden, trugen sie doch auf ihren Märschen immer Feuerbrände bei sich. In ihren Waffen unterschieden sie sich sehr wesentlich von den Australiern. Sie besaßen weder Bumerang und Wurfbrett, noch Bogen und Pfeil. Sie hatten nur einen langen Speer, der an einem Ende zugespitzt und im Feuer gehärtet war, und einen spitzen Wurfstock, auch Steinäxte und steinerne Messer rohester Konstruktion. Sie lebten also, um einen aus der Vorgeschichte Europas bekannteren Vergleich herbeizuziehen, in der älteren Steinzeit. Ihre Wälder lieferten ihnen reichlich Nahrung, und außerdem lebten sie von Fischen und Muscheln. Ihre Boote waren noch weniger seetüchtig als die der Australier und bestanden aus floßartigen Fahrzeugen aus Baumrinde oder kleinen Kähnen aus ausgespannten Fellen. Merkwürdigerweise aber besaßen sie ein melanesisches Möbel, von dem die



Ein Tasmanier



Ein junger Tasmanier

Australier keine Kenntuis gehabt haben, nämlich den Kopfschemel.

Sie zerfielen in zahlreiche kleine Stämme, die alle einen verschiedenen Dialekt sprachen, der oft gegenseitig unverständlich war. Ihre Fehden waren sehr unblutig. Die kriegerische Seite ihres Charakters wurde unglücklicherweise erst in dem Existenzkampf mit den Europäern geweckt. Wie bei den Australiern lag der Fran die Arbeit und alles ob, während der Mann nur der Jagd nachging. Tänze waren auch bei ihnen sehr beliebt.

Die geographische Lage, abseits jeglicher Verkehrslinien, isolierte Tasmanien von der übrigen Welt. Weder die Eingeborenen von Tasmanien noch die von Australien besaßen Boote, die seetüchtig genug waren, um die Straße zwischen dem Festland und der Insel zu durchkreuzen, und kaum sind Beweise vorhanden von dem Eindringen einer fremden Kultur, von den Einflüssen Polynesiens oder Melanesiens, wenn nicht der erwähnte Kopfschemel auf Melanesien hinweisen würde. Gerade diese Abgeschlossenheit würde das Studium der Gebräuche und Sitten, des Körperbaues der Tasmanier, kurz des ganzen, weltabgeschieden lebenden Stammes doppelt interessant machen. Um so mehr ist es daher zu bedauern, daß man die Gelegenheit dazu hat beinahe völlig unbenutzt verstreichen lassen. Wenn wir auch noch aus den Schilderungen von Cook und

Eine Gruppe von Tasmaniern

seinen Begleitern und aus den ersten Jahren der Besiedelung Tasmaniens von dem im obigen beschriebenen Kulturzustande der Insulaner Kenntnis haben, und auch manches Stück noch in den Museen aufbewahrt ist, so ist doch z. B. die Sprache unwiederbringlich verloren gegangen. Sie wird als weich und melodisch und somit unähnlich der der Australier geschildert. In andrer Beziehung dagegen hat sie mit dieser jedenfalls viele Aehnlichkeit gehabt, war aber weniger entwickelt, ja so unvollkommen, daß nach dem Urteil von Milligan, einer Autorität auf diesem Gebiet, Tonfall und Gesten vielfach zu Hilfe genommen wurden, um dem gesprochenen Wort einen bestimmten Sinn zu geben. Für allgemeinere Begriffe waren die Bezeichnungen selten; so gab es z. B. Worte für die verschiedenen Baumarten, aber keines für Baum im allgemeinen, oder für Eigenschaften wie hart, weich, warm, kalt, lang und kurz u. s. w. Diese wurden durch Vergleiche ausgedrückt, so z. B. wie ein Stein (nämlich hart), wie der Mond (nämlich rund).



Eine Gruppe von Tasmaniern

Manche Anthropologen glauben, daß das Festland von Australien früher von wollhaarigen Papuanern oder Melanesiern bewohnt war, und daß von diesen unsre Tasmanier abstammen und von den jetzigen Eingeborenen Australiens zurückgedrängt worden seien. Es würde hierbei die Schwierigkeit wegfallen, anzunehmen, daß die Tasmanier den weiteren Weg von Neuguinea oder Melanesien gekommen seien. Ihre religiösen Vorstellungen waren jedenfalls roh, der Schatten des Menschen galt als sein zweites Ich, seine Stimme wurde im Echo erkannt. Doch hatten auch sie die Vorstellung eines zukünftigen Lebens und glaubten, ähnlich den Australiern, in den ersten Weißen zurückgekehrte abgeschiedene Tasmanier wiederzuerkennen. Nicht zu verdenken ist ihnen, daß sie hofften, es im künftigen Leben etwas besser zu haben, bessere Nahrung, leichteres Leben, keine vergifteten Hammel, die die weißen Eindringlinge den hungrigen Schwarzen in den Weg legten. Großes Vertrauen hatten sie in die Macht der Amulette, und als besonders mächtig galt ein Stück des Schädels und des Armknochens ihrer geschiedenen Verwandten, das auf ein Stück Haut aufgenäht wurde. Es war der beste Talisman gegen Krankheit und frühzeitigen Tod.

Viertes Kapitel

Der malaiische Archipel

Celebes — Borneo — Java — Sumatra — Die Philippinen — Die malaiische Halbinsel — Die Straits Settlements

Von der Nordküste des australischen Kontinents wenden wir uns zu dem malaiischen Archipel, dem größten Inselland der bewohnten Erde, das sich in seiner Entstehung wie auch geschichtlich eng an den asiatischen Kontinent anschließt. Von dessen südlichem Ausläufer reicht es nach Australien hinüber und umfaßt außer zahlreichen, in den verschiedenen Meeresstraßen verstreuten kleineren Inseln die großen und die kleinen Sunda-Inseln, die Molukken und die Philippinen. Wie ein doppelter Bogen spannen sich diese Inselgruppen durch den Indischen Ozean. Der äußere Bogen, Sumatra, Java, Lombok, Flores, Timor, nähert sich dem australischen Kontinent, der innere, Borneo, Celebes, Molukken, tritt dicht an die westlichste Spitze Neuguineas heran. Nördlich von Borneo und Celebes schließt sich das Gebiet der Philippinen an.

Welch ein Unterschied zwischen diesem Gebiet und Australien! Die ozeanische und die tropische Lage haben in den Inseln des malaiischen Archipels das ausgesprochenste Tropengebiet der Welt



Dya-Frauen und -Kinder

geschaffen. Nirgends auf unserm Planeten hat die Natur so verschwenderisch das Füllhorn ihres Reichtums ausgeschüttet wie auf diesen Inseln. Auf den größeren von ihnen schließt sich an fruchtbare Niederungen, durchströmt von schiffbaren Flüssen, ein vielgegliedertes Hochland mit mächtig emporstrebenden Gipfeln und weiten Hochebenen, das von Europäern zum größten Teil noch nicht erforscht ist, und überall in den Thälern und Niederungen, in den Schluchten und auf den Höhen herrscht die üppigste Vegetation, die wir kennen. Oft ist es wie ein ungeheures Treibhaus, in dem in wassergeschwängerter heißer Luft ein unaufhaltsames Sprossen und Treiben, ein sinnverwirrendes Duften und Blühen herrscht, zauberisch und bestrickend und den Menschen in Hülle und Fülle die edelsten Gaben des Pflanzenlebens in den Schoß werfend.

Hier ist die Heimat der Sagopalme. Sarawak allein liefert mehr als die Hälfte von allem Sago der Welt; andre Palmen, die Nipapalme, die Arecapalme, deren Frucht die Pinangnuß ist, die Arengapalme liefern Nahrung oder Material zum Bau der Wohnung, zum Dach der Hütte. Einen wichtigen Ausfuhrartikel bildet das spanische Rohr, die oft über 100 Meter langen schlanken Aeste der Rotangpalme. Unentbehrlich ist der Bambus, der beim Bau von Hütten, von Käfigen, als Tragstock und Musikinstrument, als Blasrohr und zu allem möglichen Verwendung findet. Vom malaiischen Archipel geht die eßbare Banane aus, und hier reift am hochstämmigen Baum die Durianfrucht mit ihrem entsetzlich penetranten Geruch und ihrem weißen Fruchtfleisch von prächtig rahmartigem Geschmack, der sie zu einer der größten Delikatessen macht. In dem östlichen Teil begegnen wir dem uns schon bekannten Brotfruchtbaum und häufig der Kokospalme. Im Westen ist Reis ein wichtiges Nahrungsmittel; für Kaffee, Zucker und Tabak ist der malaiische Archipel eines der Hauptproduktionsgebiete; das Hauptgepräge aber geben diesem feuchtwarmen Teil der Erde die Gewürzpflanzen, die auch für die geographische Wissenschaft von besonderer Bedeutung geworden sind, denn das Bestreben, die sagenhaften Gewürzinseln Ostasiens aufzufinden, war der Hauptsporn in dem Wettbewerb der mittelalterlichen Entdeckungsfahrten zwischen Spaniern und Portugiesen. Der Gewürznelkenbaum, der Muskatbaum, der Zimmetbaum, der Pfefferstrauch haben im malaiischen Archipel ihre Heimat, wenn auch freilich nicht überall, sondern nur auf einzelnen Inseln.



Dajaks

Mit dieser überreichen Pflanzenwelt wetteifert die Tierwelt an Reichtum und Großartigkeit ihrer Entwicklung. Jagdliches Wild sind Wildschweine, Rehe, Büffel; die Wälder beherbergen viele Affen, Eichhörnchen und bunte Vögel, unter den ersteren den „urväterlichen Orang-Utan", nicht minder auch blutgierige Landegel und Scharen von Insekten; wir brauchen aber nur noch Nashorn, Tiger und Elefanten zu nennen, um der ganzen Großartigkeit der faunistischen Entwicklung in diesem an Gestaltungskraft überquellenden Gebiet der Erde bewußt zu werden.

Nicht vergessen dürfen wir aber — und für manche ethnographische Erkenntnis ist dies nicht unwichtig —, daß die Großartigkeit der Natur sich nicht nur im Guten zeigt, sondern auch in der Furchtbarkeit ihrer Schrecken. Durch den malaiischen Archipel zieht sich eine Vulkanreihe von imponierender Majestät hin. Fast alle höchsten Berge sind Vulkane und zum größten Teil noch thätig. Viele kleinen Inseln sind nur Vulkane. Zu Füßen dieser mächtigen Schlote und Essen des Erdinnern, die unausgesetzt Massen von Asche und Steinen auswerfen, haben sich in fruchtbaren Thälern die Menschen angesiedelt, unbekümmert um die ihnen drohende Gefahr, bis von Zeit zu Zeit Katastrophen furchtbarster Art die aufgeschreckte Menschheit an die Naturmächte erinnern. In schrecklichen Ausbrüchen und Erdbeben, alles hinwegreißenden Flutwellen und entsetzlichen Wirbelstürmen machen sich die Naturkräfte in ihrer ganzen furchtbaren Gewalt geltend. In aller Erinnerung steht noch der Ausbruch des Krakatau in der Sunda-Straße im Jahre 1883, bei dem 16000 Menschen der über die kleineren Inseln dahinrasenden Flutwelle zum Opfer fielen, während der zu Staub zertrümmerte Teil der im Kampf zwischen Feuer und Wasser geborstenen Insel bis an die Grenze der Atmosphäre hinaufgeschleudert wurde, um jahrelang in prächtigen Dämmererscheinungen der ganzen Welt von dem furchtbaren Walten der Naturkräfte im malaiischen Archipel Zeugnis zu geben.

Die malaiische Rasse, die dem ganzen Archipel den Namen giebt, ist ein Zweig der großen malaiischen Völkergruppe. Die Leute sind schmächtig und von mittlerer Größe, 150 bis 170 Centimeter hoch, also kleiner als die Europäer. Die Hautfarbe ist ein lichtes Braun, doch zeigen sich vielfache Abstufungen. Im Osten sind dunkle Hautfarben häufiger als im Westen, und viele Stämme sind auch hellfarbig. So finden sich unter den Javanen die meisten gelben Individuen; die Unterschiede verwischen sich aber alle durch Uebergänge. Die Schädelformen sind kurzköpfig, die Backenknochen vorspringend, die Augen dunkel und nur selten schräg gestellt, der Mund ist groß mit etwas verdickten, aber schön geschnittenen Lippen; die Nase ist kurz und unähnlich der der Europäer oder der Neger. Das Haar ist dunkel und straff, und zwar straffer noch als bei den polynesischen Stammverwandten. Der Bart ist, wenn man ihn wachsen läßt, kärglich. Männer und Frauen sehen einander auf den ersten Anblick für ein europäisches Auge sehr ähnlich.

Dieser malaiischen Gesamtbevölkerung gesellen sich vereinzelte dunkle, locken- und wollhaarige kleinere Stämme zu, die in ihren Wohnsitzen völlig versprengt sind, so im Innern der Malakka-Halbinsel, auf Timor und an einzelnen andern Punkten. Sie zeigen ausgesprochenen Negroidentypus, aber ihr Ursprung ist ungewiß. Die Frage, ob man es hier mit Urstämmen zu thun hat, soll unerörtert bleiben. Auf vielen Inseln des malaiischen Archipels hat aber sicher eine Vermischung mit papuanischen Elementen stattgefunden.

Auch im malaiischen Völkerkreis, dessen Einheitlichkeit, abgesehen von den erwähnten Beimischungen, sich in den anthropologischen Merkmalen offenbart, ist natürlich eine ganze Anzahl verschiedener Stämme zu unterscheiden, die in ihren körperlichen Merkmalen bis zu einem gewissen Grad auseinandergehen und bei denen auch die Lebensweise und der verschieden hohe Stand ihrer Kultur große Unterschiede bedingt. Wenn wir mehr auf die sozialen Verschiedenheiten als auf die körperlichen Merkmale Wert legen, können wir drei Abteilungen unterscheiden, wobei wir aber nicht unterlassen wollen, zu erwähnen, daß diese zum Teil etwas äußerliche Trennung sich nicht durchweg der allgemeinen Anerkennung erfreut. Diese drei sozial verschiedenen Gruppen der Malaien sind die Orang-Benua oder die Bergvölker, die Orang-Laut oder die See-Malaien und die Orang-Malayu oder die echten Malaien.

Die Berg-Malaien, die wir als die Malaien älteren Ursprungs betrachten dürfen, finden wir im Innern der großen Inseln auf Sumatra, den Philippinen, Borneo und ebenso auf der Malakka-Halbinsel, wo sie die großen Hochebenen bewohnen. In diesen abgeschlossenen Gebieten, in die meist noch kein Europäer vorgedrungen ist, führen sie ein unregelmäßiges Jagdleben. Ihr Kulturstand ist, wenigstens im Vergleich mit dem der andern Malaien, niedrig, und ihre kriegerische Wildheit verbietet im Zusammenhang mit der Unzugänglichkeit ihrer Wohnsitze fremden Einflüssen den Zutritt.

Die See-Malaien, die Wikinger des malaiischen Archipels, wie sie Ratzel nennt, die durch ihre

dunkle Farbe auffallen, bringen den größten Teil ihres Lebens auf dem Wasser zu. Alle Inseln tragen ihre Spuren.

Die Malaien im engern Sinn stehen kulturell am höchsten. Wenn sie auch ihre Neigung auf das Seeleben hinführt, so haben sie doch feste Wohnsitze, und in den reichen Tiefländern der großen Inseln ist eine hochvorgeschrittene, eigenartige Kultur emporgeblüht. Unverkennbar und maßgebend für die Ethnographie ist der Gegensatz von verkehrsreichen fortgeschrittenen Küsten- und abgeschlossenen altertümlichen Binnenvölkern.

Freilich sind äußerliche Einflüsse, besonders bei den Malaien im engeren Sinn unverkennbar. Während im Osten papuanische Anklänge zur Geltung kommen, haben im Westen kontinental-asiatische



Dajak-Frauen

Beziehungen tiefe Spuren hinterlassen. Von größter Bedeutung ist der Einfluß des uralten Kulturreiches Indien. Ja wir haben in Ost-Java einen Mittelpunkt indischer Kultur, von wo sie nach allen Richtungen hin ausstrahlte, und nicht nur auf geistigem Gebiet, sondern auch im Ackerbau, Gewerbe, Handel ihre befruchtende Wirkung ausübte. Bis zum 15. Jahrhundert entstiegen unter indischem Einfluß dem Boden des östlichen malaiischen Archipels die herrlichsten Tempel, und Paläste und große indische Reiche blühten auf diesen Inseln.

Erfolgreich trat schon von alters her neben dem indischen Einfluß der chinesische auf. Kleine Inselreiche standen in politischer Abhängigkeit von China, und auf Borneo erwuchsen aus chinesischen Ansiedelungen eigne große Staatsgebilde. Frühzeitig wurde in einer bestimmten Richtung der Handel chinesisch monopolisiert, so z. B. die Zinngebiete von Malakka, der Sagohandel, Schildkrot- und

Trepanghandel. Durch Verbindung mit Chinesen ist eine Mischrasse entstanden, die sich vielfach als außerordentlich tüchtig bewährt hat, und z. B. in Manila — wobei wir den Ausführungen Ratzels folgen — den Mestizen europäischen Blutes überlegen ist. Auch heute noch ist der chinesische Einfluß sehr bedeutend, man kann sogar für einzelne Gebiete von einem Vorwärtsschreiten sprechen. Die Zahl der chinesischen Mischlinge in Niederländisch-Indien wird auf 300 000 geschätzt.

Diesen beiden uralten asiatischen Kulturvölkern gesellten sich schon seit dem 15. Jahrhundert die Araber zu, und, obwohl an Zahl zurückstehend, haben sie die bedeutendste soziale Stellung erobert, zum Teil wenigstens unter dem Einfluß der Religion des Islam, die in den letzten Jahrzehnten große Ausdehnung gewonnen hat, so daß die Sulu-Inseln das Mekka des Ostens heißen. Am spätesten gelangten Europäer nach den gesegneten Eilanden des malaiischen Archipels. Im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts waren die Portugiesen in ihrem Bestreben, die berühmten Gewürzinseln aufzusuchen und den enormen Gewinn eintragenden Gewürzhandel den Händen der Araber zu entreißen, bis in den äußersten Osten des malaiischen Archipels vorgedrungen. Nur wenig später als die Portugiesen trafen auf dem umgekehrten Weg die Spanier, von dem gleichen Interesse geleitet, in denselben Gebiete ein, nach dem Magellan im Jahre 1521 als erster den Großen Ozean durchkreuzt hatte. Im fernen Osten trafen die beiden in Europa benachbarten Völker als Nebenbuhler aufeinander, um mit allen Mitteln den Konkurrenzkampf nicht nur um das Monopol des Gewürzhandels, sondern zugleich auch um den Besitz der Erde auszufechten. Sie sind die einzigen Europäer geblieben, die sich den Eingeborenen bis zu einem gewissen Grade assimiliert haben. Auf den Philippinen zählen die Mischlinge zwischen den eingeborenen Tagalen und den zugewanderten Spaniern nach Hunderttausenden. Zur Bildung einer germanisch-malaiischen Mischrasse ist es dagegen nicht gekommen. Die nordischen Völker Europas haben auf dem malaiischen Archipel nur Handelsniederlassungen gegründet. Der Einfluß der Europäer ist daher ein ganz andrer als der der Inder, Chinesen und Araber. Ihnen waren und sind diese reichen Eilande nur Quellen der Bereicherung; unter dem Gesichtspunkt des unmittelbaren Nutzens stehen alle Einrichtungen und Verbesserungen, die für Landbau, für Erschließung der Inseln und für die Industrie gemacht wurden. Trotzdem aber ist die Bedeutung der europäischen Völker auch in diesen Gebieten der Erde enorm, denn der Archipel steht politisch im Besitz europäischer Mächte, zum weitaus größten Teil ist er als Holländisch-Indien eine Kolonie Hollands. Wenn freilich auch dieser Machttitel im Innern der



Ein Kanowit-Häuptling

großen Inseln vielfach noch ein nomineller ist und in langandauernden Kämpfen und blutigen Kriegen die Eingeborenen sich gegen die Oberhoheit der weißen Rasse auflehnen, wie in Atjeh auf Sumatra gegen die Holländer und wie die Tagalen auf den Philippinen gegen ihre neuen Herren, die Amerikaner, so wirkt die politische Oberhoheit der weißen Rasse doch günstig durch den unter den einzelnen Völkern hergestellten Frieden. Unter seinem Einfluß wächst die Bevölkerungszahl im malaiischen Archipel außerordentlich, und der enorme Naturreichtum dieses Gebietes der Erde wird ungestört ausgebeutet.

Werfen wir, ehe wir die Hauptinseln des malaiischen Archipels besprechen, einen Blick auf die malaiische Rasse als Gesamtheit.

Vielleicht der Hauptzug des malaiischen Charakters ist seine friedliche und etwas träge Naturanlage. Der Malaie ist im allgemeinen ruhig, außerordentlich höflich, wenig geneigt, gegen eine Autorität sich aufzulehnen; sein gemessenes Betragen läßt ihn niemals offen Ueberraschung oder Furcht zeigen, seine Sprache ist bedächtig und überlegt; selten beleidigt ein Malaie einen andern, und er läßt sich nicht leicht zu Roheiten hinreißen. In allen Fragen der Etikette ist er außerordentlich streng und kann darin mit dem gebildetsten Europäer erfolgreich wetteifern. Die Verkehrssprache ist bei den höheren Ständen gewählt, bei allen durchweg höflich. Angeboren ist eine bedeutende Beredsamkeit. Aber merkwürdigerweise stehen diesen vorzüglichen Charakteranlagen andre gegenüber, die den Malaien in einem wesentlich andern Licht zeigen, und es erscheint uns oft unmöglich, solche entgegengesetzte Züge zu einem Bild zu vereinigen; Mißtrauen, Mangel an Offenheit wird dem Malaien allgemein vorgeworfen, vielfach aber auch Grausamkeit und Mißachtung des menschlichen Lebens. Plötzliche Wildheit, Neigung zum Massenmord brechen oft elementar hervor und legen fast die Vermutung nahe, daß das friedliche, milde Wesen nur eine äußere Hülle bildet, unter der wie auf den Inseln ihrer Heimat ein Feuer glüht, das sich von Zeit zu Zeit mit unwiderstehlicher Gewalt im Drang des Vernichtens und Zerstörens nach außen Bahn bricht.



Javanin aus Djokja in Sarong und Kabaja (Hindutypus)
Aus Stratz, Die Rassenschönheit des Weibes (Stuttgart, Ferd. Enke)

Ein bekanntes Beispiel solch plötzlicher Wutanfälle bei den Malaien ist der Wahnsinn des Amoklaufens. Ohne äußere Veranlassung springt der von diesem Wahnsinn ergriffene plötzlich auf und stürmt unter dem gellenden Schrei: „Amok! Amok! (Ich töte, töte!)“ mit geschwungener, todbringender Waffe dahin, einen jeden niederstoßend, der ihm zufällig in den Weg läuft. Ein Amokläufer ist vogelfrei, jeder hat das Recht, ihn niederzuschießen, und daß dieser Wutausbruch, der sicher als eine vielleicht auf Genuß eines Giftes zurückzuführende Krankheitserscheinung zu betrachten ist, durchaus nicht vereinzelt vorkommt, beweist das Vorhandensein eines eignen, auf Java gebräuchlichen gabelähnlichen Instrumentes, mit dem die Nachtwächter die Amokläufer abfangen können. Daß das Amoklaufen nicht lokal beschränkt ist, wohl aber der malaiischen Rasse eigenartig zu sein scheint, beweisen gelegentliche Vorkommnisse bei Malaien auch außerhalb ihres ständigen Wohnsitzes, so z. B. erst in jüngster Zeit bei indischen Besatzungstruppen in China.

Besonders die freien Malaien zeigen einen ausgesprochen kriegerischen Zug. Die langwierigen Kämpfe um ihre Freiheit gegen die überlegenen Europäer ringen uns Achtung ab. Die Schattenseite dieses kriegerischen Zuges ist dagegen die unglaublich kecke Seeräuberei, die im malaiischen

Archipel zu Hause ist und durch den Reichtum der Inseln an prächtige Schlupfwinkel bildenden Häfen gefördert wird.

Der Krieg wird oft sehr grausam, oft aber in einer geradezu ritterlichen Weise geführt. Häufig wird er regelrecht durch eine Kriegserklärung angekündigt. Auf einem langen Bambusrohr steht nicht nur die Kriegserklärung, sondern auch der Grund der Beschwerde verzeichnet, und erst nach tagelangen, mit allem Feuer der Beredsamkeit geführten Verhandlungen beginnt der Krieg, der oft schon nach einem einzigen Gefecht wieder beendet wird. Freilich verlaufen nicht alle Fehden so mild, und auch Beispiele fortwährender Kämpfe einzelner Familien sind wohl bekannt. Eine eigenartige Spezialität der Malaien, die fast ebenso wie das Amoklaufen in weiteren Kreisen bekannt ist, ist die Kopfjägerei, das „Koppensnellen", Kopfschnellen, wie es die Holländer mit einem fast gemütlich klingenden Ausdruck bezeichnen. Schon Martin de Rada, ein Augustinerpater, berichtete davon aus Luzon im Jahre 1577, und trotz strenger Maßregeln, die von den Kolonialbehörden ergriffen wurden, hat sich die Hochschätzung feindlicher Schädel als Kriegstrophäen bei einer Reihe von Stämmen, besonders bei den wilden Dajaks und Tagalen erhalten, aber auch im Osten, z. B. in Ceram steht die Kopfjägerei in voller Blüte. Die Sitte ist unstreitig religiösen Ursprungs, denn allen Malaien ist die Schädelverehrung gemeinsam. So ist es ganz natürlich, daß ein menschlicher Schädel als das kostbarste und erwünschteste Opfer betrachtet wurde, das man den Geistern der Ahnen bieten konnte. Christentum und Islam haben viel mehr gegen diese Sitte auszurichten vermocht als die strengsten Polizeimaßregeln, indem sie den Schädelkult abschafften. In Nordborneo liegen gegenwärtig die Schädel beim alten Plunder, anstatt sorgfältig aufgehoben zu werden wie vormals. Unter den Igorroten hat sich, wie Hans Meyer erzählt, als einziges Ueberbleibsel des früheren Gebrauches der Tanz um den Stamm erhalten, auf dem einer der Schädel aufgesteckt war; aber der Stamm ist leer, und der Tanz wird von einem Spottlied begleitet. Bei den Ilongoten dagegen kann ein junger Mann nicht heiraten, wenn er nicht seiner Erwählten eine Anzahl Schädel gebracht hat. Die Köpfe



Javanische Frauen

von Christen werden bevorzugt. Von den Dajaks sagt man, daß sie nur Dajakschädel nehmen, die in einem wundervoll geschnitzten Korb aufbewahrt werden. Wenn ein Häuptling sein Haus zu verzieren wünscht, so fahndet er nach Menschenschädeln. Schädel müssen unter den Pfosten, auf dem ein Haus ruht, eingegraben werden. Nur der glückliche Kopfjäger wird tättowiert, und Stammesfehden können nach ungeschriebenen Gesetzen nur durch Kopfabschneiden ausgeglichen werden. Schädel werden auch zu Trinkschalen gebraucht, die Zähne und Haare zu Schmuck.

Ursprünglich lagen, wie erwähnt, religiöse Motive der Kopfjägerei zu Grunde, aber bald wurde sie zur Gewohnheit, und jeder wünschte Köpfe zu haben zum Schmuck seines Hauses. Diese Leidenschaft erweiterte in bedenklicher Weise den Kreis der Opfer. Hierzu kam, daß die Kopfschnellerei eine bequeme Ausführung der Blutrache ist. Die natürliche Feigheit der Malaien führte dazu, Menschen hinterlistig zu überfallen, nur um Köpfe zu erlangen, ja sie scheuten sich nicht, einen schlafenden Mann umzubringen oder wehrlose Frauen und Kinder zu morden, denen sie geduldig im Reisfeld auflauerten, bis die Unglücklichen ihnen in die Hände fielen. Sitte und Indolenz ließen die Kopfschneller ruhig gewähren, ohne sie zur Verantwortung zu ziehen. Nur ein einziges Mal, so wird erzählt, kam es vor, daß ein Dajak von Sirajan, dessen Tochter von einem Kopfjäger von Katingen ermordet worden war, dem Mörder folgte und ihm bei dem Feste, das man zu seinen Ehren feierte, den Kopf abschlug. Die That erregte solches Entsetzen, daß man den Mann, der so sein Kind gerächt hatte, ungehindert mit seiner Kopfbeute ziehen ließ.



Javane

Die Dajaks betreiben die Kopfjägerei am systematischsten und bereiten sich durch eine religiöse Weihe darauf vor. Sie bauen eine Hütte auf vier Pfosten. Der Zugang wird mit Rotangranken abgesperrt, die mit roten Blumen, Palmblättern und mancherlei kleinen hölzernen Nachbildungen von Schwertern, Speeren, Schilden, Vögeln und dergleichen behangen sind. Innerhalb der Hütte finden wir Speere, Blasrohre, frisch vergiftete Pfeile und andre Waffen. Die Gesellschaft hält sich hier mehrere Tage auf, bevor sie auszieht, und befragt die Vorzeichen. Jedem, der nicht zu der Gesellschaft gehört, ist es streng verboten, sich der Hütte zu nähern, und ein Uebertreten des Verbotes würde hohe Geldstrafe oder den Tod nach sich ziehen.

Vielleicht hängt auch die Kopfjägerei mit dem Kannibalismus zusammen, der sich hier und da findet, oft schließen sich aber auch beide Sitten aus. So sind die Batak Kannibalen, die Dajaks aber Kopfschneller.

Wir erwähnten schon der Waffen der Kopfschneller, die wie bei den Dajaks zum Teil nur diesem Gebrauche dienen; aber auch sonst sind die Malaien ein waffenfreudiges Volk, und da sie zum Teil zugleich Schmuck und Prunk lieben, so sind ihre Waffen häufig von großer künstlerischer Schönheit. Eine einzige malaiische Waffe zeigt uns mit einem Schlag den ganz andern Kulturstand der Malaien im Vergleich mit den bisher besprochenen Völkern. Während in Polynesien die Steinzeit herrscht, finden wir uns hier mitten in der Metallzeit, speziell in der Eisenzeit. Die Haupt- und

Charakterwaffe der Malaien, speziell der Mohammedaner unter ihnen, ist der geflammte Kris, dessen Klinge oft damasciert und mit eingeätzten Sprüchen versehen ist und dessen Griff nicht selten in kostbarster Weise durch Schnitzereien geschmückt, mit Gold und Edelsteinen besetzt ist. Unstreitig spielen bei der Verzierung des Kris häufig religiöse Motive mit. Mit dem Kris teilt sich in den Charakter einer nationalen Waffe ein Mittelding von Jagdmesser und Schwert, das zwar, wie wir aus den Skulpturen ersehen können, im 13. Jahrhundert noch nicht bekannt war, heute aber eine ungemein weite Verbreitung gefunden hat. Bei den einzelnen Völkern hat es eine etwas verschiedene Form angenommen, aber stets erscheint es als eine einschneidige, kaum gebogene Klinge, und weiter ist charakteristisch, daß es an einer Schnur als Gehäng um die Schultern oder den Leib getragen wird. Die Klinge ist häufig zierlich mit Einlagen geschmückt, hauptsächlich am Rücken; der Griff ist reich geschnitzt, die Scheide ist ebenfalls verziert und besteht stets aus zwei Teilen, die mit breiten Rohrbändern miteinander verbunden sind.



Javane

Bei den friedlichen Stämmen der Malaien sind diese Messer und die Kris zu Zierwaffen entartet von oft ganz phantastischer Gestalt, fünflappigen Dolchen und dergleichen. Bei den unkultivierteren Stämmen ist neben diesen Waffen und oft auch ohne sie das Blasrohr, eine ebenfalls für einen großen Teil des malaiischen Archipels überaus charakteristische Waffe, verbreitet. Das Blasrohr besteht entweder aus zwei ineinander gesteckten Bambus oder, wie bei den Dajaks, aus Eisenholz, das ausgebohrt ist und am Vorderrande nach der Schilderung von Ratzel mit einer Lanzenspitze und einem bajonettartigen Haken, angeblich zum Visieren, versehen ist. Durch dieses Blasrohr, den Sumpintan, bläst der Dajak mit leichten und dünnen, circa 20 Centimeter langen, aus Bambusrohr gefertigten Pfeilen auf große Entfernungen den kleinsten Vogel herunter. Die feine Spitze der Pfeile ist in Gift getaucht. Die Blasrohre werden in Köchern aus Bambus aufbewahrt.

Hier und da mit dem Blasrohr vorkommend, meist aber sich gegenseitig ausschließend sind Bogen und Pfeile im Gebrauch. Eine Linie östlich von Sumbawa, Celebes und den Philippinen trennt die Gebiete, wo der Bogen allgemein verbreitet ist, von den Gegenden, in denen das Blasrohr vorwaltet.

Zu diesen einheimischen Waffen, in deren Herstellung die Malaien große Künstler sind, besonders in der Behandlung des Eisens, haben sich schon seit lange Feuerwaffen gesellt. Neuerdings sind sie durch die Europäer eingeführt worden, früher wohl hauptsächlich durch die Chinesen, wurden aber zum Teil auch von den Malaien selbst fabriziert, und schon 1570 besaß Manila dort gegossene Kanonen. Trotzdem daß manche Potentaten über eine bedeutende Artillerie verfügen, wissen sie

jedoch von ihr keinen Gebrauch zu machen, und auch heute noch fällt im Kampf die Entscheidung durch die im Nahkampf furchtbaren Hiebwaffen.

Auf die Kleidung werden wir zwar bei den einzelnen Inseln noch näher einzugehen Gelegenheit haben, wollen aber nicht unterlassen, ihrer Hauptcharakterzüge zu gedenken. Wo die Bekleidung noch nicht durch arabische und chinesische Einflüsse abgeändert ist, finden wir meist sehr primitive Tracht, häufig nur einen Lendengürtel aus Bast; besonders in den westlichen Teilen werden jedoch Stoffe getragen, und hier ist der Sarong das Charakterkleid Malaiens. Es stellt eine Art Sack dar, der in geschmackvoller Weise verschiedenartig getragen wird, wobei die Kostbarkeit des Stoffes den Reichen von dem Armen unterscheidet und auch oft seine Färbung bestimmte Rangunterschiede kennzeichnet. Zur Verzierung mit den oft reichen und schönen Mustern werden die Stücke in der Küpe gefärbt, wobei die Teile des Stoffes, die nicht von der Farbe getränkt werden sollen, mit Wachs abgedeckt werden. In vielen Punkten des malaiischen Archipels blüht eine hochentwickelte Weberei und Färberei. Früher gelangten auch indische und chinesische Stoffe in Menge in unser Gebiet, während jetzt Hunderttausende von Sarongs aus Europa bezogen werden. Als Schmuck dienten wohl ursprünglich meist nur Armringe; unter indischem und europäischem Einfluß aber hat sich mannigfachster Schmuck eingebürgert, der durch reiche Verwendung der Edelmetalle oft sehr hohen Wert hat. Im Hausbau der Malaien ist die hervortretendste Eigentümlichkeit der Pfahlbaustil, der sich sogar bis in die europäischen Ansiedelungen hinein fortsetzt, so daß Bandjermassing das „Venedig Borneos" heißt. An dichter bevölkerten Stellen des Archipels finden wir neben den Pfahlbauten noch dauernd bewohnte Flöße, eine Sitte, die wohl ursprünglich chinesisch ist. Bei den Binnenlandstämmen liegen die Kampongs oder Dörfer in sehr geschützten, mit großer Sicherheit und Sachkenntnis gewählten Lagen, viele auf fast unzugänglichen Bergfirsten. Früher waren alle nicht schon durch ihre Lage geschützten Kampongs auch noch durch Bambuspalissaden, spitzig in die Erde geschlagene Pfeile, Fallen und ähnliche Sicherheitsmaßregeln geschützt. Das malaiische Haus wird durch das steile und tief herabreichende Dach charakterisiert. Vielfach werden wir Mehrfamilienwohnungen kennen lernen und ebenso gemeinsame Häuser, die den männlichen Unverheirateten als Schlafstätten dienen.



Javanische Frau

Die Hauptbeschäftigung der malaiischen Stämme ist Ackerbau, der sich besonders um Reis dreht. Auch schon vor der Ankunft der Europäer war der Ackerbau vielfach hoch entwickelt, wenn allerdings die ganze hohe Kultur, die wir z. B. auf Java, Bali und Lombok in der Bearbeitung der Felder kennen lernen, erst unter europäischem Einfluß erreicht worden ist. Als Ackergeräte dienen Haken; die Hochland-Batak von Sumatra besitzen sogar einen Pflug, den sie, was nicht unmöglich ist, selbst erfunden haben wollen. Zum Umarbeiten der Sumpffelder dient der Büffel, der als Haustier gehalten wird, während sonst die Viehzucht nicht hoch entwickelt ist.

Der Tierreichtum hat es mit sich gebracht, daß einzelne Stämme sich besonders zu Jägern ausgebildet haben, und nirgends wohl ist der Reichtum aller Art von Fallen, in denen auch große Tiere, wie Tiger, gefangen werden, so auffallend wie bei den Malaien. Die See-Malaien treiben natürlich hervorragend Fischerei, wie überhaupt das Meer in seinem unerschöpflichen Reichtum aus allen Klassen seiner Tierwelt Beiträge zu dem Speisezettel der Malaien liefert.

Vom Familienleben ist zu betonen, daß die Stellung der Frau keineswegs niedrig ist; die mohammedanischen Malaien behandeln ihre Frauen besser als die heidnischen. Fast durchweg wird die Ehe durch Brautkauf geschlossen, und der Preis ist oft hoch.

Wenn ursprünglich in den Malaienländern Dorfstaaten der erste Anfang eines Gemeinwesens waren, haben sich im Verlauf der Zeit vielfach größere Staaten gebildet, deren Herrscher, Radscha oder Rajah, mehr oder weniger despotisch regieren. Das Volk setzt sich aus erblicher Aristokratie, die zugleich den Besitzadel darstellt und die Beamtenstellen am Hof und im Lande besetzt, aus dem eigentlichen Volk, dem Träger der Arbeit und der Steuern, und den Sklaven zusammen. Das Rechtswesen ruht auf Ueberlieferungen, und häufig wird ein Vergehen durch Geldzahlung gesühnt, doch kommen auch andre Strafen vor, und besonders wird Diebstahl mit hohen Strafen belegt. Häufig sind noch Gottesurteile, und diese Ordalien werden in ähnlicher Weise ausgeführt wie bei uns im Mittelalter. Eine beliebte Probe ist das Untertauchen, Herausholen eines Ringes aus siedendem Oel und Berühren rotglühenden Eisens mit der Zunge. Eine eigenartige Form des Gottesurteils, die Kerzenprobe, haben die Tagalen von den Christen herübergenommen. In diesem Fall wird eine geweihte Kerze in feierlicher Weise angezündet und von den strittigen Parteien genau beobachtet. Der, auf den sich die Kerze zuneigt, gilt als der schuldige Teil. Bei den Igorroten wird das Hinterhaupt mit scharfen Bambussplittern geritzt; wer am meisten Blut verliert, ist schuldig. Manchmal gilt auch die Untersuchung der Größe der Galle eines durch Feuer getöteten Huhnes als Urteil. Charakteristisch ist für alle Malaien ihre unbezähmbare Spielwut, die sich hauptsächlich auch in Tierkämpfen und den damit verbundenen Wetten äußert. Weit verbreitet ist der Hahnenkampf, der von arm und reich betrieben wird, und an vielen Höfen werden täglich Hahnenkämpfe veranstaltet. An den Sitzen der großen Rajahs kommen bei den Tierkämpfen selbst Tiger und Rhinozerosse in die Arena.

Nicht uninteressant ist auch der Sprichwortreichtum der Malaien, und viele dieser Sprichwörter zeigen einen guten Teil Mutterwitz. Unser „Vom Regen in die Traufe kommen" hat im Malaiischen ein Analogon in dem Sprichwort, „den Zähnen des Alligator entgehen, um in die Fänge des Tigers zu fallen". Andre Sprichwörter sind: „Was nützt es dem Pfau, sich im Dschungel zu brüsten?"; „Kann der Boden sich selbst in Korn verwandeln?"; „Die Schildkröte legt tausend Eier und niemand weiß es; die Henne legt eines und erzählt es aller Welt"; „Auch der Fisch, der am Boden des Sees lebt, gerät zuletzt in das Netz"; „Das Fischnetz schilt den Korb grob geflochten".

Celebes

Celebes, die drittgrößte der malaiischen Inseln, ungefähr halb so groß wie Preußen, ist die Heimat verschiedener Stämme der malaiischen Rasse, die eine sehr verschiedene Zivilisationsstufe zeigen, sich jedoch zu zwei Hauptstämmen zusammenfassen lassen. Im Südwesten der Insel wohnen die Mankassaren (oder Mangkassaren), im Zentrum die Bugi. Diesen malaiischen Stämmen schließen sich im Norden die Inselstämme an, die man als Alfuren bezeichnet und die zu den schon früher erwähnten, nicht mit den Malaien verwandten Stämmen zu zählen sein dürften, deren ethnographischer Charakter schwer zu bestimmen ist. Die Mankassaren sowohl wie die Bugi sind Mohammedaner. Die Bugi, die dem allgemeinen malaiischen Typus ziemlich genau entsprechen, sind ein lebhaftes, thätiges Volk, eifrig Handel mit allerlei Lebensbedürfnissen in Reis, Obst und Geflügel treibend, aber auch tüchtige Fischer und Schiffer, die bis nach Neuguinea fahren und hauptsächlich auch den Trepangfang betreiben. Bugi und Mankassaren sprechen verwandte Sprachen und stehen beide auf ziemlich hoher Kulturstufe. Besonders in den Hafenstädten der zerrissenen, küstenreichen Insel ist natürlich ein buntes Völkergemisch anzutreffen. Im Innern des zum Teil ungenügend bekannten Landes stehen die Stämme auf einer wesentlich niedrigeren Stufe der Kultur.



Frau von der Insel Celebes

Die Alfuren oder Harafora gelten als die ältesten Bewohner, die aus der südlichen Halbinsel von Celebes schon in sehr früher Zeit durch malaiische Einwanderer aus Sumatra und Malakka verdrängt sein sollen. Mit Ausnahme der Bewohner der Landschaft Minahassa in der nördlichen Halbinsel, unter denen bereits seit Jahren das protestantische Christentum methodisch verbreitet wird, sind sie sämtlich Heiden. Nach der Ansicht namhafter holländischer Forscher hat der Name „Alfuren“ übrigens keine ethnographische Bedeutung. Er bezeichnet nach ihrer Meinung kein Volk, sondern vielmehr einen gesellschaftlichen Zustand, nämlich die rohen, unzivilisierten Stämme, ohne irgendwelche Beziehung zur Abstammung, die den Verkehr mit Europäern scheuen und noch dem Heidentum anhangen. Mohammedaner und Christen werden nicht mehr mit diesem Namen bezeichnet, der nach jenen Quellen zusammengesetzt wäre aus dem arabischen Artikel al und dem spanischen Worte furo = wild, menschenscheu. Die Hauptbeschäftigung der Alfuren auf Celebes ist Ackerbau, Pferde- und Rindviehzucht. Die Bugi sind die unternehmenden Kaufleute der Insel wie des ganzen Archipels; außerdem kühne Reiter, die ohne Sattel und Bügel auch auf das wildeste Pferd springen, um es zu bändigen und schon bald mit einem kurzen Zügel aus Rohr zu lenken. Den flatternden Sarong um die Schultern geworfen, jagen die Bugi den Hirschen nach, die sie im wildesten Rennen mit einer am untern Teil der Lanze befestigten Rohrschlinge fangen. Nicht minder kühn und ausdauernd sind sie zur See.

Machen wir von Celebes aus gegen Neuguinea zu noch einen Abstecher nach den Molukken, so finden wir die mancherlei kleinen Inseln von einer ganzen Reihe kleine Besonderheiten aufweisender Stämme bewohnt. Meistens bezeichnet man sie im Gegensatz zu den küstenbewohnenden Malaien im engeren Sinn, den Bugi und andern Stämmen gleichfalls als Alfuren. Zum Teil sind sie völlig unkultiviert, zum Teil aber Ackerbauer.

Borneo

Nach Neuguinea die größte Insel der Erde, entspricht Borneo mit den direkt anliegenden Küsteninseln ungefähr der Größe Skandinaviens. Von allen Inseln des malaiischen Archipels hat es sich noch am meisten seine Unzugänglichkeit gewahrt und ist darum am allerwenigsten bekannt. Seine Erforschung verspricht in jeder naturwissenschaftlichen Hinsicht des Interessanten viel, und zugleich zeigt die Insel in ihrem ausgesprochen tropischen Charakter dem kühnen Reisenden, der in das Innere eindringt, märchenhafte Bilder landschaftlicher Schönheit.

„Ich will den Leser in die ‚Gärten der Sonne', in eine Märchenwelt entführen, wo Insekten gleich Blumen und Blumen gleich Insekten ausschauen, wo nachts die Bäume in flimmerndem Scheine leuchten, wo Fische auf dem Lande umherhüpfen, wo buntschillernde Vögel seltsame Melodien singen, wo Menschenaffen aufrecht einhergehen und allabendlich in Blatt und Geäst Schlafstätten bauen, wo herzensgute Menschen ein harmloses Dasein führen und ab und zu einander die Köpfe abschlagen, wo unter dem Schattendach von Riesenbäumen und Palmen der Inselsohn der Sprache der Luftgeister lauscht — in die geheimnisvollen, stillen Wälder von Borneo." Mit diesen Worten beginnt Selenka in seinem köstlichen Buch „Sonnige Welten" die Schilderung seiner Flußfahrt im Urwaldreich Borneos!



Sundanesisches Mädchen im Sarong
Aus Stratz, Die Rassenschönheit des Weibes (Stuttgart, Ferd. Enke)

Vier Herrscher teilen sich in das große Eiland. Im Norden hat England auf einem bis jetzt noch schmalen Gebiet festen Fuß gefaßt, ihm benachbart sind das eigenartige Reich von Sarawak, das sich jetzt unter englischen Schutz gestellt hat, und der kleine Staat des Sultans von Brunei. Im übrigen ist die Insel holländisches Besitztum, und Bandjermassin, der Hauptsitz des Pfefferhandels, ist ein wichtiger Hafenplatz. „Alle Verbindung," erzählt uns Bock, „geschieht in dieser echten Malaienstadt zu Wasser, und jeden Morgen bietet dieses orientalische Venedig einen höchst malerischen Anblick dar. Hunderte von Tambangans oder kleinen Kähnen, mit spitz aufgerichtetem Vorderteil und Stern, mit einem kleinen Sitz in der Mitte, bewegen sich unaufhörlich von Haus zu Haus, beladen mit Obst, Gemüse und duftenden Blumen oder mit getrocknetem Fisch, Reis und Kokosnüssen; am Strande oder vor den größeren Gebäuden, die als Lagerhäuser dienen,

ankern zahlreiche große, bedeckte Boote aus Eisenholz, die sogenannten Sampangs, die das Volk von Bandjermassin besonders gut zu bauen versteht."

An den Küsten und besonders in den Hafenstädten findet sich natürlich auch in Borneo das bunte Völkergemisch des malaiischen Archipels: echte Malaien, in verschiedenen Stämmen, Chinesen und die internationalen Typen zeitweilig anwesender Schiffsbemannung. Zahlreiche Ruinen von Hindutempeln beweisen, daß wohl einst von Java her die Invasion auf Borneo erfolgte. Im Innern bilden das Hauptvolk der Insel die Dajaken oder Dajaks. Ihr allgemeines Kennzeichen ist, daß sie hellfarbiger und höher gewachsen sind als der Durchschnitt der Malaien. Auch unter dieser Bevölkerung unterscheidet man bei genauerem Studium eine große Anzahl von Stämmen, aber meist nur zwei größere Gruppen, die Seedajaks und die Landdajaks. Die Seedajaks sind stämmiger gebaut als die Landdajaks, mit wohlgebildeten Extremitäten, einem ruhigen, etwas unterwürfigen, aber doch zum Teil auch energischen Ausdruck, mit leichtem, graziösem Gang einherschreitend. Die Männer haben schöne Gestalten, während die Frauen nicht durchweg von einnehmendem Aeußern sind. Die Farbe der Haut ist ein dunkles Braun mit einem Stich ins Gelbliche. Kinder und Frauen sind bei allen Dajaks fast durchgehends viel heller, nach Selenka oft von wachsgelbem Kolorit oder „bisweilen fast so blank wie die dunkleren Spanierinnen". Die Statur der Bergdajaks ist nach dem gleichen Autor wohlproportioniert und mittelgroß, „volle Breite, nicht abfallende Schultern und eine kräftige Muskulatur weisen auf den Waldbewohner, wogegen die schlanke Hüftenbildung mit einschneidender Taille, die schlanken Arme und Beine, sowohl bei Frauen wie bei Männern, eine unverkennbare Grazilität aufweisen. Die regelmäßige Form der Stirn umrahmt volles schwarzes, bisweilen leicht gelocktes Haar, das Jünglinge und Männer halblang tragen, während die Frauen ihr Haar aufscheiteln. Unter schöngeschweiften Brauen schauen ausdrucksvolle, geheimnisvoll blickende Augen hervor, und von kräftigem Schnitt, häufig von geradezu klassischer Form ist das Lippenpaar, und die Schlußlinie der Lippen bildet die bekannte geschwungene Form des Amorbogens." Alle Dajaks sind große Freunde von Schmuck, der in Ringen aus Silber, die durch den Ohrzipfel und den äußeren Ohrmuschelrand gesteckt werden, in Halsbändern aus geschmackvoll arrangierten Glasperlen, Arm- und Beinringen aus Messing, schwarzen Fasern des Farnkrautes und andern Gegenständen besteht. Einen ganz eigenartigen Schmuck zeigt unsre Abbildung einer Anzahl Dajakfrauen und -mädchen aus dem Sarawakreiche. Als besonderes Festgewand dienen ihnen Korsetts von Messing-



Junge Sundanesinnen
Aus Stratz, Die Rassenschönheit des Weibes (Stuttgart, Ferd. Enke)

ketten; das An- und Ausziehen dieser Korsetts ist allerdings mit einer gewissen Schwierigkeit verbunden und kann allein nicht wohl bewerkstelligt werden, sondern indem die Arme in die Höhe gehalten werden, muß eine hilfreiche Freundin den Panzer Zoll für Zoll aufwärts schieben, um ihn endlich über den Kopf abzustreifen. Dieses schwere Rüstzeug aus massivem Messingdraht kann freilich auch seiner Trägerin gefährlich werden, und es werden von Reisenden Fälle erzählt, wo beim Umschlagen von Booten die armen Schönen durch ihren schweren Schmuck in die Tiefe gezogen wurden.

In eigenartiger Weise verzieren die Dajaks ihre Zähne. Wie bei fast allen Malaien gilt es als schön, die Zähne, von denen die Schneidezähne kurz gefeilt werden, schwarz zu färben. Die obere Reihe wird mit 2 bis 3 Millimeter großen Goldplättchen eingelegt. „Diese seltsame Dekoration kommt," erzählt uns Selenka, „zur vollen Wirkung, indem die Metallplatten gleich einer Reihe goldener Lichter plötzlich aufblitzen und das bräunliche Gesicht mit pikantem Funkelschein beleben." Es erregte stets große Sympathie, wenn Selenka den Dajaks seinen goldplombierten Zahn wies, und sie gaben ihm jedesmal den freundlichen Rat, nun auch noch die Zähne zu schwärzen.



17jährige Nonna, javanisch-europäisches Mischblut
Aus Stratz, Die Rassenschönheit des Weibes (Stuttgart, Ferd. Enke)

Geringere Sorgfalt als auf den Schmuck wenden die Dajaks der Kleidung zu. Bei den Frauen besteht sie aus einem enganschließenden, kurzen Röcklein aus Baumwolle oder Baumbast, während sich die Männer mit einem Lendenstreifen aus Baumbast begnügen. Eigentümlich sind die sozialen und die damit eng in Verbindung stehenden Wohnungsverhältnisse der Dajaks. Sie hausen in Gemeindeverbänden, aber jede Gemeinde besitzt nur ein einziges Langhaus, das von allen zu der Gemeinde gehörigen Familien gemeinsam bewohnt wird und je nach Anzahl der Familien 15 bis 200 Meter lang und 6 bis 10 Meter breit ist. Solch ein Gemeindehaus, bei dessen Schilderung wir wiederum Selenka folgen und den Leser zugleich auf die poetischen Schilderungen des leider zu früh verstorbenen Gelehrten und Künstlers verweisen, „ruht auf einem Gewirr von 4 bis 6 Meter hohen Pfählen und zeigt im Prinzip die gleiche Konstruktion wie die Einzelwohnungen der Pfahlbau-Malaien. Ein mit Einkerbungen versehener schräger Baumstamm bildet den Aufgang zu einem 2 Meter breiten Gang, der auf der einen Seite durch Baumrinde abgeschlossen ist; schmale Thüren, sogenannte Pintos, führen in das Innere der einzelnen Familienwohnungen, und so viele Pintos, so viele Familien. Eine Art offener Vorgalerie oder Plattform dient zur Aufbewahrung der Früchte und Gerätschaften, zum Trocknen der Matten. An der langen Rindenwand des

gemeinsamen Zimmers stehen Baumstümpfe zum Stampfen des Reises, an der Pfostenreihe hängen Waffen, Pfeile, Hausgeräte, Bambusköcher, und von der Decke hernieder schaut ein Bündel angeräucherter Menschenschädel, die Trophäen der Kopfjägerzüge."

Jedes Haus bildet eine unabhängige Gemeinschaft. Selenka entwirft uns eine sehr verlockende Schilderung von dem patriarchalischen Verhältnis, dem „wahrhaft biblischen Bild", das sich ihm in diesen Dajakhäusern bot. „Freundliche alte Großmütterchen mit silbersträhnigem Haar schleppen ihre geduldigen Enkelkinder herum und unterweisen sie in Spiel und Arbeit, reizende junge Mütter tränken ihre Lieblinge, lustige Kinder spielen Blindekuh oder üben sich in Gewandtheits- und Kraftstücken, holdselige Backfischchen lugen verschämt zu den mit Schnitzarbeit beschäftigten Jünglingen hinüber, Frauen führen mit hochgeschwungenem Arm den Reisstampfer, so daß das ganze Langhaus erzittert, und inmitten des Kreises der Männer hockt der Häuptling, Rat erteilend und Recht sprechend."

Die Ehe erfolgt nach freier Wahl unter Zustimmung der Eltern, ist auf gegenseitige Neigung gegründet und wird heilig gehalten. Von den Eltern des Bewerbers pflegt denen der Braut ein geringer Kaufpreis in Produkten gegeben zu werden. Bei Ehescheidungen muß von dem unzufriedenen Teile eine Bußsumme gezahlt werden. Die Kinder folgen stets der Mutter. Kein Dajak hat aber das Recht, seine Frau zu verkaufen oder zu verschenken. Der Mann behandelt seine Ehefrau freundlich und rücksichtsvoll, und rührend nennt Selenka die Sorgfalt der Mutter für ihre Kinder, deren Kosenamen „Stellvertreter meines Atems" ist.



Javanisches Mädchen im Brautschmuck
Aus Stratz, Die Rassenschönheit des Weibes (Stuttgart, Ferd. Enke)

Von einer interessanten Sitte, die beinahe an unser oberbayrisches „Fensterln" erinnert, erzählt ein andrer Reisender. Wenn mit Sinken der Nacht die Familie zur Ruhe gegangen ist, weckt der Liebhaber leise die Geliebte, und im Dunkel der Nacht werden bei dem Genuß von Sirrahblatt und Betelnuß, für die der galante Liebhaber sorgen muß, in leisem Plaudern Zukunftspläne geschmiedet. Die Annahme der Betelnuß ist eine symbolische Bezeichnung, daß der glückliche Liebhaber Aussicht auf Erhörung der Wünsche hat; leistet die Geliebte dagegen seinen Rufen Folge mit der Bitte, das Feuer anzublasen oder die Lampe anzuzünden, so ist dies ein zarter Wink, daß er nicht nur auf keine Zusammenkünfte im Dunkeln zu rechnen hat, sondern überhaupt seine Bewerbungen einstellen möge. Obwohl es Sitte ist, daß die Eltern von diesem „Fensterln" keine Notiz nehmen, bleiben die heimlichen Besuche auch bei den Dajakhäusern natürlich nicht unbekannt, und wenn die Wahl der Tochter nicht den Beifall der Eltern hat, wird auch im Innern Borneos das Mädchen von den Eltern beeinflußt, den Jüngling mit der fatalen Bitte des Feueranblasens zu begrüßen.

Viel wäre noch zu erzählen von diesen merkwürdigen Naturmenschen, bei denen, wie Selenka sagt, Rechtschaffenheit und strenge Ehrlichkeit mit kriegerischer Tücke, herzlichste Nächstenliebe und sanftes, ruhiges Benehmen mit grausamer Sucht nach Meuchelmord, paradiesische Harmlosigkeit mit phantasievollem Aberglauben, strenge Sitte und Feinfühligkeit mit wilder Ausgelassenheit gepaart geht. Wir wollen aber nur noch zwei Scenen aus dem Buche Selenkas herausgreifen. Eine große Rolle spielen bei den Dajaks die Zauberer oder Manang, denen zugleich die Heilwissenschaft anvertraut ist. Den hohen Grad eines Manang kann der Dajak aber nicht aus eigner Kraft erlangen, sondern er wird in einer regelrechten Sitzung zum Arzte befördert. Sehr humoristisch schildert Selenka eine solche Doktorpromotion bei den Dajaks. Gewöhnlich wird der Dajak schon im Knabenalter zum Manang bestimmt, und „nachdem er Jahre hindurch bei einem Lehrer eine erkleckliche Zahl von Zauberformeln auswendig gelernt und eine Anzahl Krankheiten durch das ‚Gefühl' heilen gelernt hat, erlangt er

durch eine Art Vorprüfung die Befugnis zum bedingten Praktizieren. Manche Manangs bleiben auf dieser Stufe eines Baders oder Feldschers stehen; die Tüchtigeren aber werden später durch eine feierliche Promotion in eine höhere Rangstufe befördert, wobei dem neuen Manang zum Zeichen, daß er eine höhere Persönlichkeit als Medizinmann priesterlicher Art geworden, ein neuer Rufname, gleichsam ein Doktortitel gegeben wird."

Noch fesselnder ist das Bild, das Selenka von dem Kopfjägertanz eines jungen Dajakkriegers nach dem Takt des Glockenspiels entwirft. Meist freilich ist es kein Spiel, wenn der Krieger sich das Gehänge mit dem breiten Messer umhängt, neben dessen Futteral noch ein langes, dünnes Messer steckt, das ganz speziell zum Kopfabschneiden bestimmt ist, und wir haben auch schon den häßlichen Zug der Feigheit kennen gelernt, der die Dajaks in ihrer Gier, „Köpfe zu schnellen", auch wehrlose Menschen niedermachen läßt. Bei den häufigen und beliebten Festlichkeiten aber, die die einzelnen Dorfgemeinden veranstalten, handelt es sich nur um einen Tanz, dessen glühende poetische Schilderung aus Selenkas Feder wir dem Leser nicht vorenthalten möchten. „Beim Flackerschein von Holzfackeln tritt ein Jüngling in den Kreis der auf der Flur des Sammelsaales hockenden Zuschauer. Um die Lenden des nackten, rötlichbraunen Körpers schlingt sich eine feuerrote Schärpe mit herabhängenden Zipfeln. Der Jüngling spannt alle Muskeln an, schaut mit funkelnden Augen umher, und der Tanz beginnt. Mit feinem Anstande und in reizender Anmut werden Arme und Beine in malerischen Attitüden bewegt, indes der Körper sich in den Hüften wiegt und wendet und der Kopf sich neigt und dreht, so daß Linien von entzückender Schönheit fortwährend den ganzen Körper durchfluten. Bald erhebt sich die Gestalt auf die Zehenspitzen und schwenkt die Arme graziös durch die Luft, wobei die Hände wie Quasten flattern, bald schlagen die Füße mit der elastischen Wucht einer Pantherkatze auf den Stabboden, daß das ganze Pfahlhaus erzittert, immer in maßvollem, gefälligem Wechsel. Da plötzlich blitzt es in den Augen des Jünglings wie Wetterstrahl; er ergreift ein breites Schwert, dessen Holzscheide mit prächtigem Hängeschmuck, dessen geschnitzter Griff mit einem Büschel von Menschenhaaren geschmückt ist, umgürtet sich, wirft über den Oberleib ein Pantherfell, auf dem die weiß und schwarz gebänderten Schwanzfedern des Nashornvogels reihenweise befestigt sind, und drückt sich ein Diadem von aufrechtstehenden Federn auf das lockige Haar. In ausdrucksvollen Posituren bringt der Jüngling den lauschenden, den Feind erwartenden Krieger zur Darstellung. Allmählich beschleunigt sich der Rhythmus des Glockenspiels, die Evolutionen des Jünglings werden



Javanische Frauen

kräftiger, trotziger, mannhafter; er ergreift mit Blitzesschnelle einen hölzernen Schild, der mit Haarbüscheln erbeuteter Feindesköpfe behängt ist, reißt das funkelnde Schwert aus der Scheide und führt in wundervoller Gebärde und Haltung kriegerische Attacken und Deckungen, Ausfälle und Schutzstellungen aus; jetzt am Boden kauernd, jetzt vorwärts schleichend und mit einem Tigersprunge auf den Gegner stürzend und wuchtig einhauend. Es folgt ein neuer Angriff. Feinde ringsum! Das Schwert saust durch die Luft und blitzt im Fackelschein unheimlich hier und dort. Plötzlich scheint der Krieger getroffen, er stürzt zu Boden, schnellt wieder empor, springt mit verdoppelter Kraft vorwärts, führt einen mächtigen Streich — der Kopf des fingierten Gegners ist gefallen, und unter dem Getöse des Glockenspiels reckt der Sieger triumphierend das Eisen in die Höhe! Noch ein taumelnder, sinnverwirrender Siegestanz, und der Dajak wirft seinen Kriegerschmuck nieder, stellt sich vor mich hin und spricht mit kindlich lachendem Munde ‚panas tuan', das macht warm, Herr! Der unbesiegbare Dajakhumor brach wieder hervor."

Bei den Totenfeierlichkeiten finden wir zwischen Landdajaks und Seedajaks Unterschiede. Die Verbrennung der Leiche findet sich nur bei den Landdajaks, und da auch nicht durchweg. Im westlichen Sarawak ist die Gewohnheit allgemein. In den Distrikten bei Samarahan werden die Toten teils verbrannt, teils begraben; bei den Sadong immer begraben. Bei andern Stämmen werden wiederum die Körper der Aelteren und der Reichen verbrannt, die andern begraben.

Bei den Seedajaks herrscht die Sitte des Begräbnisses. Wenn jemand stirbt, so hat der Medizinmann, der die Behandlung während der Krankheit gehabt hat, auch das Begräbnis zu besorgen, wofür er ein Extrahonorar erhält. Kaum hat der Kranke den letzten Seufzer gethan, so brechen die weiblichen Anverwandten in lautes Klagen aus; sie waschen den Körper und hüllen ihn in die schönsten Kleider des Geschiedenen, fügen häufig auch alle seine Waffen bei. Dann wird der Leichnam zu der großen gemeinsamen Halle getragen, wo die Freunde zur Klage zusammenkommen. In einigen Dörfern leitet eine bezahlte Persönlichkeit die Klage um den Toten, die ununterbrochen fortdauert, bis der Leichnam zu dem Begräbnisplatz getragen wird. Vorher jedoch wird der Körper in feine Matten gehüllt, die mit Bambusstöcken durchflochten, von Rotang zusammengehalten werden. Die Begräbnisplätze betrachten die Dajaks mit abergläubischer Furcht vor den Geistern und beeilen sich, sie so bald wie möglich zu verlassen, um keinem Geist zu begegnen. Natürlicherweise bleiben die Gräber infolgedessen ungepflegt. In früheren Zeiten pflegten die Seedajaks bei Begräbnissen Gefangene zu opfern.

Wir können Borneo nicht verlassen, ohne noch ein paar Worte dem interessanten Reich von Sarawak zu widmen, das seine Gründung einem Engländer, James Brooke, verdankt. Gestützt auf seine Ehe mit der Tochter eines malaiischen Fürsten, gründete er im Jahr 1841 das Reich Sarawak. Bis zu dieser Zeit waren Malaien und Dajaks in fortwährender Fehde begriffen. Mit großer Gewandtheit, Weisheit und Festigkeit vermochte dieser weiße Rajah seinem Willen Geltung zu verschaffen und Ruhe und Ordnung in seinem Lande herzustellen, das sich unter seiner Regierung sichtlich hob. Als größten Triumph hatte er zu verzeichnen, daß bei einem Aufstand der Chinesen seines Reiches Malaien und Dajaks sich zusammen wider die Chinesen erhoben und den persönlich schwer gefährdeten Brooke im Triumph in seine Hauptstadt zurückführten. Nach seinem Tode herrschte sein Neffe, der 1888 die Königin von England um die Uebernahme der Schutzherrschaft von Sarawak ersuchte, die natürlich bereitwilligst gewährt wurde.

Java

Java, ein typisches Vulkanland von 1000 Kilometern Länge, das aber an der breitesten Stelle nur 200 Kilometer mißt, ist die dichtbevölkertste Insel des malaiischen Archipels. Im Jahr 1780 wurde die Bevölkerung auf ungefähr 2 Millionen geschätzt, im Januar 1890 auf beinahe 23 Millionen, und 1892 soll sie 24 Millionen erreicht haben. Java gehört demnach zu den stärkst bevölkerten Ländern nicht nur Asiens, sondern der Erde überhaupt, da die Bevölkerungsdichte beinahe 175 auf den Quadratkilometer beträgt und nur im Innern stellenweise unter 150 sinkt. Batavia, die Hauptstadt des westlichen Java, ist das große Handelsemporium des malaiischen Archipels und war es auch von ganz Südostasien, bis es mit dem Aufblühen Singapores von diesem überflügelt wurde. In einem umfangreichen Netz überspannen heute Eisenbahnen nebst guten Straßen die ganze Insel, und unter energischer Anhaltung des Volkes zum Ackerbau und durch Begünstigung der Kultur für Nutzpflanzen aller Art ist Java eine blühende Ackerbaukolonie ersten Ranges geworden, ein ungeheuer wertvoller Besitz für Holland.

Es ist selbstverständlich, daß entsprechend dem hohen Kulturzustand des Landes die Bevölkerung Javas wenig ursprüngliche Verhältnisse mehr zeigt.

Man kann in der einheimischen Bevölkerung zwei Gruppen unterscheiden: im Westen wohnen die Sundanesen, in der Mitte und im Osten der Insel die eigentlichen Javanen; die letzteren haben



Batta



Batta

sich auch, wie die Verbreitung ihrer Sprache, Kawi, zeigt, auf Teile von Sumatra, Lombok, Bali und Madura ausgedehnt. Im allgemeinen sind die Javanen klein, mit ovalem Gesicht und mäßig dicken Lippen; ihre Hautfarbe ist hell, sie wird häufig mit der Farbe hellen Milchkaffees verglichen, und es giebt auch, wie wir schon erwähnt haben, Javanen von weizengelber Farbe. Jedenfalls hat auf Java eine starke Mischung stattgefunden, denn die Schädelform ist durchaus keine einheitliche, und wie die Geschichte zeigt, sind es hauptsächlich Hinduelemente, die dem javanischen Blut beigemischt sind.

Wir wissen, daß auf Java große Inderreiche entstanden waren. Von ihrer Macht und Pracht sprechen heute noch auf Java und dem benachbarten Bali mächtige Ruinen. Als das großartigste Denkmal jener Epochen gilt die Tempelanlage von Burubudor bei Djokdjakarta auf Java aus dem achten Jahrhundert, eine enorme Gruppe von fünf in gebrochenen Linien übereinander laufenden, mit 555 Nischen für lebensgroße Buddhabilder versehenen, schmalen Galerien mit den kunstvollsten Bildwerken; alle Basreliefs hintereinander würden eine Fläche von über 5 Kilometern Länge bilden! Gleich den indischen Topen war dieses Riesendenkmal dazu bestimmt, in einem Reliquienschrein ein heiliges Andenken Buddhas aufzunehmen; die fünf Stufenabsätze dienten den Prozessionen zu Umgang und Aufstieg. Hinter solchen mächtigen Bauten stehen die heutigen Tempel und Paläste bedeutend zurück, obwohl auch sie noch, wenigstens dem äußeren Umfang nach, sehr ausgedehnt sind, dagegen der Monumentalität früherer Zeiten entbehren. So besteht ein berühmter Tempel, die Götterbehausung von Bato auf Bali, das Ziel zahlreicher Wallfahrten, aus vielen offenen Räumen, die durch Hecken voneinander, durch hohe Mauern nach außen abgeschlossen sind, und in dem viereckige Pfeiler mit Nischen und backofenartige Häuschen mit einem kleineren oberen Hohlraum stehen. Die Paläste der großen Herrscher stellen oft ganze Städte dar, die von festungsartigen Mauern eingeschlossen, von Kasernen umgeben sind und aus galerieumgebenen Höfen und lauter einzelnen Wohnräumen bestehen. Ein buntes Gemisch von Bauten nach chinesischen und indischen Vorbildern, wozu neuerdings auch noch mißverstandene europäische Motive gekommen sind.

Unter allen Malaien sind die Javanen besondere Freunde von Spiel und Fest. Der großartigen Tierkämpfe, die oft von den Rajahs veranstaltet werden, haben wir schon flüchtig gedacht. An den Tänzen nehmen bei den Javanen beide Geschlechter teil, während der Tanz sonst bei den Malaien ein ausschließliches Vergnügen der Männer ist. An den Höfen javanischer Herrscher hat auch die Musik ihre höchste Entwicklung erlangt; während auf Borneo und Celebes Pan- und Nasenflöten oder eine armselige Guitarre mit zwei Rotangsaiten verbreitet sind, Instrumente, die wir in andrer Form auch bei den Dajaks und Batta wieder finden, hat sich bei den Radjahs von Java zum Teil unter chinesischem Einfluß ein völliges Orchester herausgebildet. So besteht, wobei wir Ratzel folgen, z. B. ein solches Orchester aus kupfernen Schalen in allen Formen und Größen; aus Reihen von Kupferplatten von 5 Centimetern bis einen Meter Länge auf Bronzegestellen; aus Täfelchen von tönendem Holze, aus kleinen und großen Gongs von 10 Centimetern bis 2 Metern Durchmesser, endlich aus zweisaitigen Geigen und großen Trommeln. „Auf ein Zeichen setzt sich das Orchester in Bewegung; ein Wirrwarr von seltsamen Tönen wird laut, sanft, silbern, klagend, dazwischen das Brausen der Gongs; nur selten taucht eine Melodie auf. Von Zeit zu Zeit begleitet die schreiende Stimme der Weiber die klagende Musik."

Von der gesamten Bevölkerung Javas sind die Eingebornen weitaus in größter Zahl; außerdem werden etwa 240000 Chinesen gezählt, 42000 Europäer und etwa 13000 Araber.

Sumatra

Weit weniger als über Java sind wir über Sumatra unterrichtet, die in ihrer langgestreckten Form an Java erinnernde, an Länge sie aber noch übertreffende Insel, die etwas größer als Schweden ist. Eigentlich kennen wir nur den Süden und die Mitte etwas genauer, und hier treffen wir auf landschaftliche Bilder von großer Schönheit: „bald erblickt man zerklüftete Hochflächen mit Feldern voll Baumwolle und Reis, bald zerrissenes Hügelland mit tiefen waldigen Schründen, dann wieder Ansiedelungen, Kampongs, inmitten üppiger Vegetation, hie und da Wasserfälle und hoch über allem, meist 2800 Meter erreichend und übersteigend, die Kegel der gewaltigen Vulkane, die in stolzer Reihe von Norden nach Süden der Insel sich erstrecken."



Batta-Frau vom Stamme der Karo beim Tanz
Aus Stratz, Die Rassenschönheit des Weibes (Stuttgart, Ferd. Enke)

Die Westküste Sumatras, die dem heftigen Wogenprall des Indischen Ozeans ausgesetzt ist, ist ein Gebirgsland ohne natürlichen Hafen, reich vorgelagert sind gefährliche unterseeische Klippen. Auf der Ostküste dagegen hat sich unter dem Schutz der malaiischen Halbinsel und der ruhigen Flut der Malakkastraße ein unabsehbares Schwemmland abgesetzt, ein sumpfiges, mit Busch und Urwald bedecktes Terrain, das den besten Boden für Pfeffer-, Reis- und Tabakkultur abgiebt.

Die Bewohner Sumatras sind alle Malaien, die sich aber natürlich in verschiedene Stämme mit eigener Sprache, Sitten und Gewohnheiten teilen. Ihre Zahl wird auf 3½ Millionen geschätzt. Die Küstenstämme zeigen verwandtschaftliche Beziehungen zu ihren Nachbarn auf der Malakka-Halbinsel. Einen besonderen Namen haben sich die Atchinesen erworben, die jetzt schon seit 1873 mit den Holländern in einem kostspieligen Krieg stehen und bis heute mit Erfolg gegen ihre Angriffe die Unabhängigkeit ihres Reiches verteidigt haben. Sie sind alle Mohammedaner und besitzen eine Schriftsprache, die aber mit arabischen Schriftzeichen geschrieben wird.

Die eigentlich charakteristische Bevölkerung Sumatras jedoch sind die Batta oder Battaker, die die Hochebene des Innern im nördlichen Teile der Insel bewohnen. Die Batta sind hochgewachsene, stattliche Leute mit angenehmen

Zügen, dunkler als die Javanen und geistig begabt. Ueber ihren Charakter gehen allerdings die Ansichten auseinander wie bei den Dajaks, denn auch bei ihnen findet sich Menschenfresserei, aber sie bildet hier einen Teil der Justizpflege, denn zur Mahlzeit dienen außer Sklaven Kriegsgefangene und verurteilte Verbrecher. Erwähnenswert ist die Bauart ihrer Häuser. Wie die Dajaks bauen auch sie auf Pfählen, obwohl sie weit vom Meer entfernt wohnen. Die Sicherheit, die die hohe Lage gewährt, ist wohl der Grund hierfür, denn wir finden auch ihre Kampongs vielfach auf fast unzugänglichen Bergfirsten. Eine ganz originelle Behausung verstehen sich auch die Batta auf der Gabelteilung eines Baumstammes einzurichten: die Mitteläste sind gekappt, während die Aeste des Umfangs stehen



Batta-Krieger

geblieben sind. Die Batta sind ausgezeichnete Ackerbauer und benutzen sogar einen von ihnen selbst erfundenen Pflug, dessen Schar, eine gerade, ziemlich schmale Eisenplatte, in einer hölzernen Handhabe befestigt ist; daran befindet sich eine einfache Deichsel mit hölzernem Joch für einen oder zwei Büffel. Die Hauptfrucht ist Reis, der auf künstlich terrassenförmig angelegten und von langen Wasserleitungen bewässerten Feldern gebaut wird. Der Feldbau erfordert eine harte Arbeit. Die Bestellung des Feldes liegt hauptsächlich dem Manne ob, der Frau das Ausjäten des Unkrautes, und ihre weitere Arbeit beginnt nach der Ernte mit dem Stampfen des in der Hülle aufbewahrten Reises. Schon lang vor Sonnenaufgang hört man, wie früher bei uns den Takt des Dreschflegels, so in den Battadörfern das Pochen der Reisstampfe, die zugleich ein Stelldichein zu fröhlichem Scherzen und Plaudern ist.

Als bezeichnend für die Neigung zu mancherlei Schmuck sei die Kuriosität hervorgehoben, daß auf den Märkten der Batta auch falsche Haarzöpfe für das schöne Geschlecht feilgeboten werden.

Die allen Malaien eigne Vorliebe für Schmuck tritt natürlich besonders zu Tage bei großen Festlichkeiten, und die Malaienfrauen erscheinen dann in einer wesentlich andern Tracht, als sie uns

unsre photographischen Aufnahmen des Alltagslebens zeigen. Frau Selenka giebt uns die Schilderung einer fürstlichen Hochzeit im Hochland von Sumatra bei dem Battastamm im Passumahgebiet: „Gravitätisch schritten die Passumahmädchen einher, gekrönt mit riesenhaftem, silberglänzendem Kopfschmuck, dessen strahlenartig hochstehende, zitternde Stäbe mit ihrem flitternden, blätterartigen Behang eine ganz phantastische Wirkung hervorriefen; das schwarze Untergewand war mit brettsteifen, golddurchwirkten Sarongs und einem schweren Goldgürtel, die Unterarme mit dicken, handbreiten, an einer Seite schmal verlaufenden Reifen, den ‚Gelangs' überdeckt, der Hals von daumendicken, federnden Ringen aus Gold- und Silbergeflecht umschlossen und sogar der Rücken bis zur Hüfte herab mit pfundweis übereinandergereihten schweren Silbermünzen behängt. So extravagante Schmuckanhäufungen wir auf unsern Reisen auch kennen gelernt, diese Passumahschönen liefen allen den Rang ab in der Lösung des Problems, wieviel Metall sich einer weiblichen Gestalt anhängen läßt! Die Mädchen der verschiedenen Gebiete unterschieden sich in Einzelheiten der Kleidung und des Schmuckes untereinander, wie denn auch die nun folgenden Tänze jeder Gruppe ihren eigenartigen Charakter trugen. Allen gemeinsam war die Benutzung des Slendang, eines über 2 Meter langen und fast meterbreiten Seidenshawls, entweder mit Golddurchschuß oder in fein abgetönten und ineinanderlaufenden Farbennuancen, wie grün mit dunkelrot, rotviolett mit indigo schillernd. In flügelartigen Bewegungen werden die Shawlenden von der schreitenden Tänzerin geschwenkt, und der Tanz gewährt einen weit reizvolleren und edleren Eindruck als das gewöhnliche malaiische ‚Tandaken' oder selbst die Kunsttänze an den javanischen Fürstenhöfen.

„Plötzlich entstand Bewegung unter den Zuschauern, eine Gasse bildete sich, und zu unsrer großen Ueberraschung schritt die ‚Penganten', die arme Klausurbraut, fast unkenntlich unter den niederhängenden Silberflittern ihrer Krone, mit tief gesenktem Kopfe auf den Tanzplatz, um einen Einzeltanz zu vollführen. Es war dies ihr erstes offizielles Erscheinen vor ihrer künftigen Familie und Gemeinde; aber der Bräutigam hatte zuvor den Festplatz verlassen müssen, und auch sie verschwand sofort wieder nach Beendigung ihrer Leistung hinter den Wänden ihres Gefängnisses."



Eine Gruppe von Malaien

Die Philippinen

Ehe wir die enge Malakkastraße überschreiten, um auf der langgestreckten malaiischen Halbinsel das asiatische Festland zu betreten, müssen wir noch dem Archipel der Philippinen einen Besuch abstatten. Dieses Inselreich wurde in den letzten Jahren besonders häufig genannt, als mit seinem Verlust im spanisch-amerikanischen Krieg das ehemals mächtige Weltreich Spanien die bedeutendste seiner Kolonien verlor und damit aus der Reihe der großen Kolonialmächte unsrer Zeit ausschied. Spanien ist freilich der Vorwurf nicht zu ersparen, daß es, obwohl seit länger als 300 Jahren im Besitze der Philippinen, sie zu keiner Blüte bringen konnte und durch seine Absperrungsmethode nicht nur jede Entwicklung der außerordentlich fruchtbaren Inseln, sondern auch beinahe jede wissenschaftliche Erforschung verhinderte.

Bei Betrachtung der Bewohner der Philippinen müssen wir natürlich zunächst wieder die kosmopolitische Bevölkerung der Küstenstädte ausscheiden. Nicht erst mit der Entdeckung der Philippinen 1521 durch Magelhaens und ihrer Besiedelung 1571 durch die Spanier ist die Bevölkerung der Philippinen in Kontakt mit andern Völkern gekommen, sondern die Chinesen hatten schon vor den Spaniern auf diesen Inseln festen Fuß gefaßt, und auch der heute noch auf den Suluinseln bestehende Islam war auf den Philippinen eingeführt worden, bevor spanische Missionare daselbst das erste Kreuz errichtet hatten. So zeigt die Küstenbevölkerung der Philippinen ein buntes Gemisch von Völkerrassen und deren Mischungen, und eine Stadt wie Manila zeigt schon im Aeußern der Menschheit ein originelles Bild. In weißem Tropenanzug begegnen uns Europäer und Amerikaner. Die Chinesen halten an ihrer heimischen Tracht fest, indem sie auch hier durch den Zopf ihre Nationalität verraten. Die eingeborene „Dame" trägt ein Gewand von hellen Farben, leuchtendem Rot, Grün oder Weiß. In der Hand führt sie stets einen Fächer, ohne den sie sich verloren glauben würde, und durch Ueberladung mit allerlei Schmucksachen verrät sich die angeborene Freude am Putz. Ihr Gang ist unbeholfen im Gegensatz zu der natürlichen Würde der Spanierin. Sehr malerisch erscheint die Eingeborene mit ihren kurzen Gewändern und einem Seidenshawl von blauer, roter oder schwarzer Farbe. Ein „erstklassiges" Begräbnis eines Eingeborenen von Manila ist ein sehenswertes Schauspiel. Die Bahre ist verziert mit allen möglichen rohen Schnitzereien, und ihr folgt in buntem Zug ein originelles Trachtenbild, die Verwandten und Freunde des Geschiedenen.



Negrito-Frau

Aus Dr. A. B. Meyer, Album von Philippinen-Typen (Dresden)

Der Einfluß fremder Zuwanderer nach den Philippinen hat sich natürlich nicht nur auf die Küsten


Negrito mit Lanze

beschränkt, sondern mehr oder weniger auch in das Innere erstreckt, ja auf vielen kleinen Inseln eine völlige Mischrasse hervorgerufen. So unterscheiden wir unter der eingeborenen Bevölkerung der Philippinen neben mehr oder weniger reinen Rassen mit eignen Namen auch Mischlingsstämme. Als die beiden Hauptstämme der urmalaiischen Bevölkerung gelten die Tagalen und die Bissayas. Die Tagalen sitzen als altes Kulturvolk auf Luzon und den umliegenden Inseln. Sehr begabt und lerneifrig, sind sie es und die Mischlinge von Tagalen und Weißen, die, obwohl dem Namen nach Katholiken, vor allen andern die Fahne der Empörung gegen die spanische Gewaltherrschaft aufgepflanzt haben und wohl auch ihren neuen Herren, den Amerikanern, noch manches zu schaffen machen werden. Auf der Insel Mindanao wohnen die Bissayas und im Süden des Archipels die mohammedanischen Moros. Auf Luzon und wohl auch im Innern andrer Inseln hausen noch die sogenannten Aeta, papuanische Stämme, unter dem Namen Negritos, wie schon erwähnt, zusammengefaßt, unstete, kulturarme Jägervölker. Von den verschiedenen Mischlingsrassen, die auch alle ihre eignen Namen bekommen haben, seien nur erwähnt die Igorroten als Mischlinge von Malaien und Negritos und die auf gleichem Gebiet sich findenden Ilongoten, die aus der Mischung von Malaien mit Chinesen entstanden sind.

Die Bevölkerung des Philippinen-Archipels wird auf über 6 Millionen geschätzt. Von diesen machen Christen und Chinesen ungefähr 2½ Millionen aus. Die christianisierten Eingeborenen gehören alle der römisch-katholischen Kirche an, ohne daß sie aber dem alten Glauben im Innern entsagt hätten, der sich in der Verehrung der Geister der Abgestorbenen, der Hausgötter und einer Reihe von Schutzgottheiten und in mancherlei krassem Aberglauben äußert. Die katholische Kirche hat es verstanden, die für äußerliches Festgepränge, Prozessionen u. s. w. sehr empfänglichen Eingeborenen leichter zu gewinnen, und auch die kleinsten Ansiedelungen haben heute ihre religiösen Festtage. Freilich war es gerade diese, äußerlich imponierende Priesterherrschaft, die einen nicht unwesentlichen Anteil an dem Aufstand auf den Philippinen hatte.

Als die Ureingeborenen der Philippinen sind, wie erwähnt, wohl die Aeta zu betrachten, eine kleine, dunkle Rasse mit krausem, schwarzem Haar, die in ihrem Aeußeren einen entschiedenen Negroidentypus aufweist. Im Archipel der Philippinen finden sich diese Aeta auf Luzon, Mindoro, Panay und Mindanao, aber auch nicht mehr als eine reine Rasse, sondern mehr oder weniger stark mit malaiischem Blut vermischt. Die reinen Negrito zählen zu den kleinen Völkern; sie sind brachycephal, die Beine dünn, wadenlos, die Füße einwärts gebogen. Bei dem kleinen Körper erscheinen die Köpfe

größer, als sie sind. Männer und Frauen lieben es, wie dies unsre Abbildungen zeigen, den Körper mit tiefen Narben zu schmücken, wobei bestimmte Figuren eingehalten werden. Im ganzen gelten diese Stämme als furchtsam und wenig kriegerisch, obwohl es andrerseits unter ihnen auch leidenschaftliche Köpfjäger giebt. Sie stehen durchweg auf einer niedrigen Kulturstufe, haben keinen nennenswerten Ackerbau und sind Jägervölker, die von einem Ort zum andern wandern und von den Malaien von der Küste her immer mehr in das Innere der Insel zurückgedrängt worden sind.

Als Waffe dient diesen Ureinwohnern der Philippinen besonders der Speer, der hauptsächlich aus Bambus hergestellt ist. Während sonst der Speer im malaiischen Archipel, besonders in Java, vielfach als Zierwaffe oder höchstens als Jagdwaffe auftritt, nimmt er beispielsweise bei den Bewohnern der Sulu-Inseln die Stelle einer Kriegswaffe ein, ebenso bei den Igorroten von Luzon, wo Wurflanzen mit Bambusspitzen und Stoßlanzen mit pfeilförmigen eisernen Spitzen unterschieden werden. Außerdem findet sich der Gebrauch des Bogens und vergifteter Pfeile. Auf Luzon ist seltsamerweise für Hirschjagden ein Lasso gebräuchlich, der übrigens auch von den Ureinwohnern Luzons bei ihren Kopfjägerexpeditionen angewendet werden soll.

Wenn wir bei dieser Gelegenheit noch einen Blick auf sonstige charakteristische Waffen, die auf den Philippinen gebräuchlich sind, werfen, so müssen wir der Schlagmesser der Igorroten und der Handbeile, wie sie auf Luzon vorkommen, gedenken, Waffen, die sich beide im Nahkampf, wie die Fehden der letzten Jahre zeigten, als furchtbar erwiesen haben. Die Schlagmesser, die wir ähnlich bei den Dajaks kennen gelernt haben, bilden eine einschneidige, kaum gebogene Klinge mit breitem Rücken, der oft durch zierliche Messingeinlagen gleich dem Griff und der Scheide verziert ist. Das Handbeil, die Lina, ist für die Bergstämme von Luzon Waffe und Arbeitsinstrument zugleich.

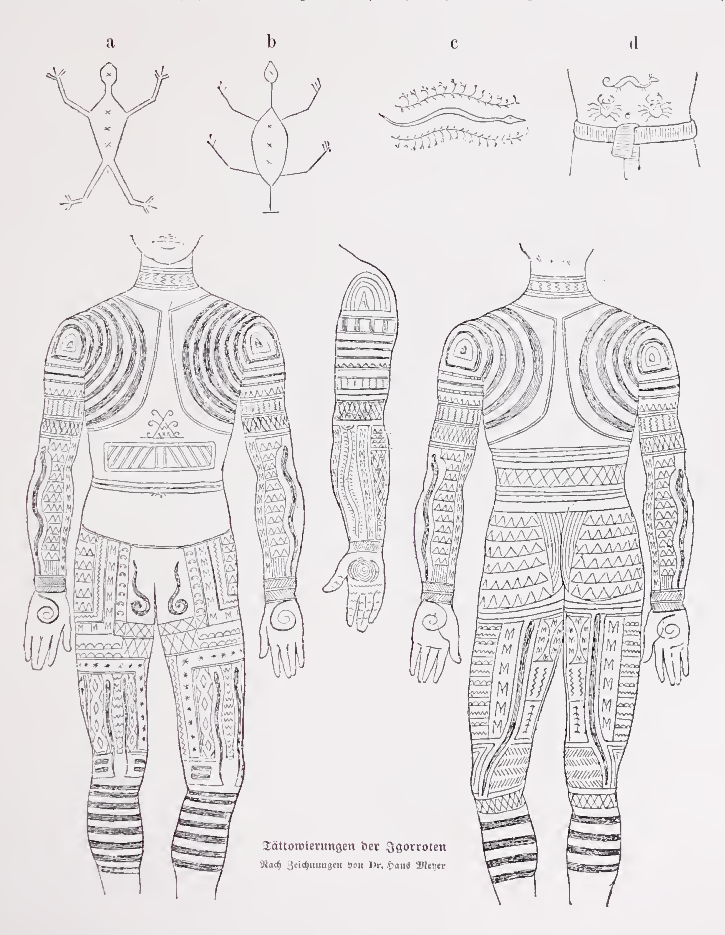
Vielfach kommen besonders auf Luzon Schilde vor, die auf den verschiedenen Inseln in besonderer Form auftreten. So ist der aus leichtem Holz bestehende, mit rotem Pflanzensaft bemalte Schild bei den Ilongoten lang, oben und unten tief gebuchtet. Auf den Sulu finden sich zweierlei Schilde; der kleinere, der am häufigsten getragen wird, ist kreisrund oder elliptisch und vermag nur den halben Körper zu decken; der große Schild deckt vollständig; beide werden aus hartem Holz hergestellt und oft mit Büffelleder überzogen.

Die Religion der Negritos scheint nur in Geisterglauben zu bestehen. Den zeremoniellen und schweigsamen Malaien gegenüber tritt die Lebhaftigkeit der Negritos besonders an den Tag. Der Missionar Foreman schildert uns eine Trauungsscene, deren Einzelheiten auf die frühere Sitte des Brautraubes zu deuten scheinen. Die junge, ungefähr dreizehnjährige Braut entlief dem Bräutigam, wurde von ihm gefangen und entlief abermals, um zum zweitenmal von ihm eingeholt zu werden. Dann erschien ein alter, grauhaariger Mann und schleppte den jungen Mann zu einer Bambusleiter, ein altes Weib ergriff die Braut, und beide folgten dem Bräutigam die Leiter hinauf. Der Alte tauchte dann ihren Kopf in eine wassergefüllte Kokosnußschale, worauf sie alle die Leiter wieder herabstiegen. Das glückliche Paar kniete nieder, und nachdem der Alte ihre Köpfe aneinandergelegt, waren sie Mann und Frau.

Die Negritos leben hauptsächlich von Fischen, Wurzeln und Bergreis, oft jedoch unternehmen sie Einfälle in die Thäler und treiben Vieh hinweg. Die Wohnungen sind von einfachster Art, wie sie dem Nomadenleben entspricht. Die ursprüngliche Tracht der Negrito scheinen Rindenstoffe zu sein, die jedoch durch eingeführte Stoffe vielfach verdrängt sind. Tättowierung kommt außer der erwähnten Narbenzeichnung bei Negritos nur hie und da vor, ist aber sonst bei den Bewohnern der Philippinen nicht selten; in welcher geradezu klassischen Weise die Igorroten tättowiert sind, zeigen unsre Abbildungen, die nach Zeichnungen von Dr. Hans Meyer gemacht sind. Vorder- und Rückseite ist mit Ausnahme des Gesichtes vom Hals bis zu den Schienbeinen fast ausnahmslos mit feinst ausgeführter Tättowierung bedeckt; weitaus überwiegen Ornamente, Schräglinien u. dgl., in deren Kombinierung außerordentlich reiche und zierliche Muster gebildet werden, aber auch das Tierornament fehlt nicht. Wir sehen z. B. auf den Armen der beiden Vollfiguren Schlangen, auf dem abgebildeten Einzelarm einen Tausendfüßler, und auf dem Handrücken findet sich fast bei jedem Igorroten ein Sonnenbild.

Oberhalb der beiden Abbildungen sind noch einzelne charakteristische Muster zur Darstellung gekommen; a und b stellen Zeichnungen auf den Waden dar, c und d solche in der Magengegend; bei letzteren tritt wieder das Tierornament in den Vordergrund, Schlangen, kleine Vierfüßler oder Krabben.

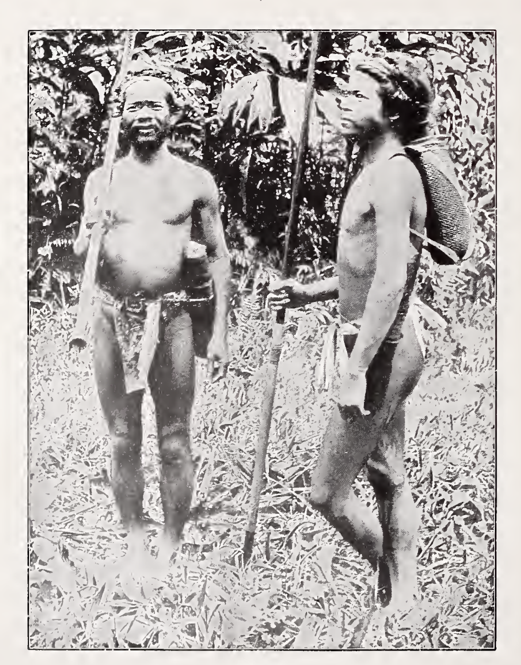
Was den Schmuck der Philippinenbewohner anbelangt, so besteht er, soweit indischer oder malaiischer Einfluß sich geltend macht, vielfach aus Metall. Bei den einfacheren Stämmen treffen wir auch Schmucksachen, die uns zum Teil an die Südsee erinnern, abgesehen davon, daß auch Metall zur Verwendung kommt. So lieben die Igorroten Luzons in den Ohren Krokodilzähne. Eingeborene Luzons tragen schwere Massen von buntfarbigen Perlen oder Steinchen, die von benachbarten Inseln bezogen werden. In Höhlen auf Luzon wurden auch Armringe aus den Wirbeln des Dugong, der bekannten Seekuh, gefunden, ähnlich wie sie in Mikronesien hoch geschätzt werden. Erwähnenswert ist, daß die Schmucksachen der Vorfahren ebenso wie deren Waffen als wertvoller Familienschatz aufgehoben werden, an den sich manche Sagen knüpfen, so daß mit der Zeit Amulette daraus entstehen.



Tättowierungen der Igorroten
Nach Zeichnungen von Dr. Hans Meyer

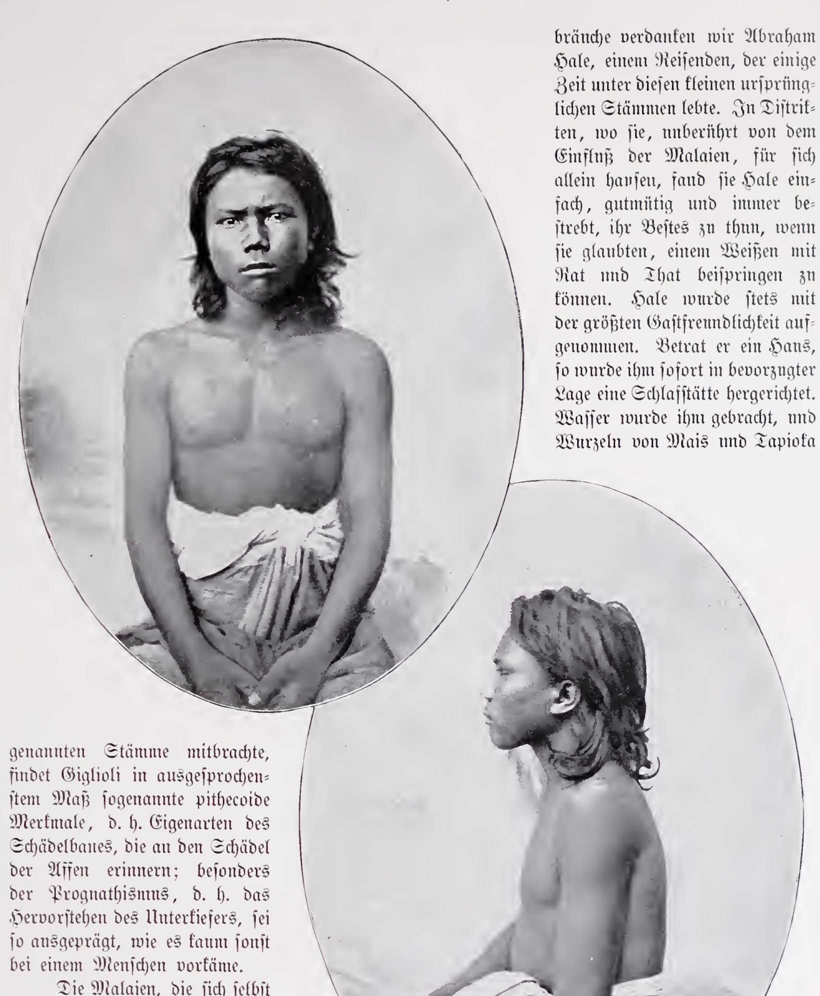
Die malaiische Halbinsel

Wenn die heutige Bevölkerung der Inseln des malaiischen Archipels nach Indonesien von Hinterindien aus gekommen ist, so muß die Einwanderung über die Halbinsel Malakka erfolgt sein, und es sind demgemäß, wie Schurtz betont, die malaiischen Stämme Malakkas als Reste und Nachzügler des großen Völkerstromes besonders merkwürdig. Zugleich scheint der Name „Malaien" sich mit späteren Auswanderern aus diesem Gebiet verbreitet zu haben, so daß man auch die Bewohner der Halbinsel Malakka als Malaien im eigentlichen Sinne des Wortes bezeichnen kann. In einzelnen Teilen der Insel, so z. B. in dem Thal von Batang-Padang, treffen wir noch auf sehr unzivilisierte und ursprüngliche Stämme vom Negroidentypus, die Sakai genannt werden, andre Stämme von gleichen Rassenmerkmalen heißen Semang, und hierher gehören wohl auch die Minkopis der später zu erwähnenden Andamaneninseln, und möglicherweise lebt auch auf den Nikobaren eine ähnliche Negroidenrasse. Sie sind, wofür schon rein äußerlich der kleine Körperbau spricht, zweifellos die gleiche Rasse wie die Negritos der Philippinen, die wir schon kennen gelernt haben. Diese Orang-Benua, Männer des Bodens, wie sie malaiisch genannt werden, sind zahlreicher, als man bis vor kurzem annahm. Im Jahr 1890 schätzte man die Zahl der Bewohner allein im Bluh Pahang-Distrikt auf 5000. In ihrer äußeren Erscheinung zeigen die Sakai, soweit sie nicht mit malaiischem Blut vermischt sind, was allerdings sehr häufig der Fall ist, den Negroidentypus in seiner ausgesprochensten Form. Sie haben schwarzes, wolliges Haar, runden Schädel (Brachycephalie) und einen stark vorspringenden Unterkiefer. Speziell mag der krause, schwarze Bart und eine innere Falte des Augenlides hervorgehoben werden. Auch haben die Zähne manchmal eine einwärts gerichtete Stellung. Nach Ansicht der Malaien kann man zwei Gruppen von Sakai unterscheiden, deren eine auf außerordentlich niedriger Kulturstufe steht und völlig zurückgezogen im Innern der Wälder lebt, während die andre Gruppe wenigstens mit Niederlassungen andrer Stämme verkehrt. In einer Abbildung, die der bekannte Reisende Miclouho-Maclay von einem Individuum der erst-



Negritos

bräuche verdanken wir Abraham Hale, einem Reisenden, der einige Zeit unter diesen kleinen ursprünglichen Stämmen lebte. In Distrikten, wo sie, unberührt von dem Einfluß der Malaien, für sich allein hausen, fand sie Hale einfach, gutmütig und immer bestrebt, ihr Bestes zu thun, wenn sie glaubten, einem Weißen mit Rat und That beispringen zu können. Hale wurde stets mit der größten Gastfreundlichkeit aufgenommen. Betrat er ein Haus, so wurde ihm sofort in bevorzugter Lage eine Schlafstätte hergerichtet. Wasser wurde ihm gebracht, und Wurzeln von Mais und Tapioka



Inder von der Halbinsel Malakka

genannten Stämme mitbrachte, findet Giglioli in ausgesprochenstem Maß sogenannte pithecoide Merkmale, d. h. Eigenarten des Schädelbaues, die an den Schädel der Affen erinnern; besonders der Prognathismus, d. h. das Hervorstehen des Unterkiefers, sei so ausgeprägt, wie es kaum sonst bei einem Menschen vorkäme.

Die Malaien, die sich selbst Eingeborene nennen, ein Titel, auf den sie jedoch keinen Anspruch erheben können, schauen naturgemäß auf die Sakai herab, die sie Waldleute (Orang-Utan) oder Bergstämme (Orang-Bukit) nennen.

Manche wertvolle Information über ihre Sitten und Ge-

wurden zum Rösten in die glühende Asche gelegt. Daß alle Bewohner des Hauses sich zusammenfanden, um den weißen Gast und alles, was ihm gehörte, anzustarren, ist nicht zu verwundern.

Als Kleidungsstück tragen die Männer ein in der häufigen Weise um die Taille gewundenes und durchgeschlungenes Stück Rindenbast, und gelegentlich haben sie auch von Chinesen Kleiderstoffe übernommen. Die Frauen tragen öfters kleine, von den Malaien erworbene Sarong. Aber in ihren heimischen Wäldern ist ein derartiger Luxus unbekannt, auch der Schmuck ist natürlich einfachster Art. Armbänder und Gürtelbänder, die die Männer tragen, sind aus einer schwärzlichen, blattlosen Wasserpflanze gemacht, die in den Bergwassern lebt und jedenfalls den flottierenden Stengeln



Eine Gruppe von Negritos

unsrer Potamogetonarten ähnlich ist. Die Weiber machen sich Schmuck von allerlei Kuriositäten, die sie von den Malaien zu erhalten trachten. So konnte Hale von einem alten Weib folgende eigenartige Zusammenstellung an Schmucksachen erwerben: neun Stränge schwarzer und weißer Samen, einen Strang alter malaiischer Münzen, einige wenige Glasperlen, die Spitze eines Eichhörnchenschwanzes, zwei Büschel Affenhaar, eine Messingspirale, fünf Schneckengehäuse und Bruchstücke der Stützstäbe eines Regenschirms! In der Nasenscheidewand tragen sie häufig den Stachel eines Stachelschweines oder einen Vogelknochen. Auch Ohrringe werden getragen. Wie unsre Abbildungen zeigen, bemalen sie das Gesicht gern mit in Reihen angeordneten Punkten mittels des Saftes einer eigens zu diesem Zweck angebauten Pflanze. Das Haar tragen sie gewöhnlich nach papuanischer Sitte rings um den Kopf abstehend wie eine große Perücke; aber in der Nähe der malaiischen Niederlassungen nehmen sie die Sitte der Malaien an und binden das Haar in einen Knoten. Wenn sie tanzen, so tragen die Weiber wohlriechende Gräser und Blätter. Ein französischer Reisender giebt

von ihrer Tracht und ihrem Schmuck folgende Beschreibung: „Der ganze Eindruck ist ein unsagbar eigenartiges Gemisch von Schönem und Widerlichem. Blumen und Lumpen, Faschingsmummerei und Waldespoesie, die kleinen Figürchen haben etwas Kinder- und Koboldhaftes. Die kleinen Wesen mit großen blühenden Zweigen sind wie Waldgnomen, wie eine Mondscheinvision, die sich im Licht des Tages zeigt."

Als Nahrung dienen ihnen alle Tiere, die sie erlangen können, auch Schlangen und Eidechsen. Aber sie machen sich nicht die Mühe, sie zu erjagen, ehe ihr Vorrat an Früchten und Wurzeln aufgezehrt ist. Einmal in ungefähr drei Monaten wird ein großer Fischzug veranstaltet, aber da sie die Fische nicht zu trocknen verstehen, so hat das Fest in ein paar Tagen sein Ende, denn sie können die nicht sofort verzehrte Ausbeute nicht aufheben.



Indisches Mädchen von der Halbinsel Malakka

Eine gewisse Art von Konservierung scheinen sie aber doch in einigen Fällen erlernt zu haben. Die Wurzeln der wilden Tapioka sollen, roh gegessen, eine Art Trunkenheit oder vielleicht mehr Schlaffsucht erzeugen. Die Sakai stecken sie ungefähr vier Fuß tief in den Schlamm eines Sumpfes. Nach vier Tagen werden sie heimgebracht, und die Weiber gehen daran, die nun weiche Wurzel zu zerreiben, wobei sie als Reibeisen einen stachligen Zweig benutzen. In diesem Zustand haben die geriebenen Wurzeln einen eigenartig säuerlichen und beißenden Geschmack. Der Brei wird nun auf eine Masse gelegt und der Saft ausgedrückt. Dies geschieht mit einem einfachen Hebel, indem das eine Ende eines langen Holzes an die Wand des Hauses und dazwischen der Beutel mit dem Tapiokabrei gelegt wird. Indem sich eine Frau auf das andre Ende setzt, wird der Saft ausgepreßt. Die trockene, geriebene Tapioka wird dann in ein Stück Bambus eingequetscht und überm Feuer getrocknet. Sie kann ungefähr einen Monat lang aufgehoben werden. Eine ähnliche Zubereitung von Konserven haben wir auch schon in der Südsee kennen gelernt, wo manche Insulaner für ihre Fahrten Brotfruchtkonserven mitnehmen.





Negrito mit Speer

Geröstete Tapioka und Zuckerrohr bilden das Frühstück der Sakai. Das erste Geschäft ist, das Feuer zu schüren, denn die Höhen der Berge sind kühl;

Sammeln von Feuerholz und Nahrung, Schnitzen von Pfeilen für das Blasrohr nehmen die Thätigkeit des Sakai den Tag über in Anspruch. Das Blasrohr besteht aus Bambus mit einer Art Mundstück; da es sehr dünn und zerbrechlich ist, wird es in ein andres Rohr als Futteral hineingesteckt; die Pfeile sind etwa 20 Centimeter lang und von der Mittelrippe eines Palmblattes genommen, am einen Ende sind sie zugespitzt und vergiftet, das andre Ende ist mit einem kleinen konischen Hütchen von Pflanzenmark versehen. Manchmal wird auch sogenannte vegetabilische Wolle verwendet, die feinen wollartigen Pflanzenfasern, die besonders die sich entfaltenden Farnblätter an ihrer Basis umgeben. Das in den meisten Fällen wohl tödlich wirkende Gift, das die Sakai verwenden, ist, wie bei all diesen Stämmen, ein Pflanzengift. Es wird in einer Extrabüchse aufbewahrt, zum Gebrauch auf ein Brett gestrichen, und dann werden die Pfeile in der aufgeschmierten Masse herumgedreht.



Negrito-Frauen

Die Wohnungsgelegenheiten der Sakai sind außerordentlich primitiv, ja es finden sich sogar Baumwohnungen. Sind sie bis zu besseren Häusern gekommen, so finden wir das Dach nach den Angaben von Hale von 9 Pfosten gestützt, die meist sehr dünn sind. Nur für einen davon, der als Hauptstütze dient, ist der Stumpf eines Baumes benutzt worden. Im übrigen besteht alles aus Bambus und Baumrinde; Abteilungen innerhalb der Wohnungen sind aus Blättern hergestellt. Der Herd ist einfach eine Lage von Blättern, die über die Erde gestreut sind. Auf diesen brennen größere Holzstämme, zwei zu gleicher Zeit, die so gelegt sind, daß ihre Enden sich beinahe berühren, und zwischen ihnen stecken kleinere brennende Stäbe. Wo ein Mann mit 2 oder 3 Frauen einen Haushalt führt, hat jede Frau ihren eignen Herd. Hale schildert uns auch einen Sakaitanz, dem er zweimal beiwohnte. Ein Mann beginnt die Vorstellung, indem er eine Trommel schlägt. Dieses sehr primitive Instrument besteht aus einem Stammstück, das durch Feuer ausgehöhlt ist. Ueber das eine Ende ist das Fell eines Tieres, vielleicht eines Affen, gespannt und mit Schnüren festgehalten. Das ist das einzige gebräuchliche Instrument. Nach ungefähr 5 Minuten sehr monotonen Trommelns tritt ein andrer Mann auf und beginnt einen Tanz, oder es tanzen zwei Leute. Es ist ein außerordentlich einfacher Tanz, der nur aus bestimmten Armbewegungen besteht, die in gewissem Einklang zu dem Trommeln gebracht werden. Nach ungefähr einer Stunde beginnt der Mann zu derselben Musikbegleitung einen schwermütigen Sang. Der Sang schließt mit einem Schrei. Augenscheinlich enthält er nur die Wiederholung der Namen einer Anzahl von Bergen, Flüssen oder sonst

den Sakai bekannten Naturobjekten, später kommen auch die Weiber dazu, deren Hauptbewegungen in Händeklatschen und Verbeugungen bestehen. Nun werden auch als Musikinstrumente Bambusflöten, Pfeifen und eine einfache Guitarre verwendet. Das Zusammenklingen dieser Instrumente erwies sich als ganz harmonisch und machte trotz der Einfachheit einen besseren Eindruck als in der Regel die malaiische Musik.



Negrito-Frauen

Hale nahm auch Gelegenheit, sich nach den religiösen Vorstellungen der Sakai zu erkundigen, da er einen Sakai in einem Gemisch von Malaiisch und Sakaiisch beten hörte. Hierbei begann dieser jede Strophe, wenn uns dieser Ausdruck erlaubt ist, mit dem Worte „Sumbat", nachdem er den Rauch eines Räuchergefäßes von seiner Hand nach den vier Windrichtungen geblasen hatte. Der Befragte gab die Auskunft, daß „Sumbat" so viel wie das malaiische „Salamat" bedeute, das heißt, „Heil" oder „Friede sei mit euch". Auf die Frage, zu wem er bete, nannte er den Namen „Hantus", was im Malaiischen „Geist" bedeutet, nicht identisch mit „Gott", und weiter erzählte er von „Hantus" der Wälder, der Berge, der Flüsse, der Winde, auch von „Hantus", die früher Häuptlinge der Malaien und Sakaien gewesen, aber gestorben seien, auch von solchen, die Krankheiten des Kopfes oder des Magens verursachten, die sein Volk veranlaßten zu spielen, Opium zu rauchen, die alle Art Streit und die Moskitos sandten. Er betete zu diesen Geistern, ihm und seinem Volk gütig zu sein, reichlich Nahrung zu senden und nichts Uebles zu thun. Er betonte besonders, daß die Sakai nicht zu „Allah" beteten.

Wenn ein Sakai stirbt, geben seine Freunde dem Leichnam beim Begräbnis einige seiner im Leben gebrauchten Gegenstände mit, ein Halsband, wenn es eine Frau ist, eine Tabakbüchse aus Bambus, wenn es ein Mann ist. Das Haus des Toten wird niedergebrannt und der Platz verlassen, so daß er ganz in Vergessenheit gerät, selbst wenn der Verlust einer Tapioka- oder Zuckerrohrernte damit verbunden ist. Alle dem Toten gehörigen Gegenstände werden vertauscht oder weggegeben.

Als noch zurückgezogener lebende Stämme gelten die Semangs, die in ihrem Aeußern aber völlig den Sakai gleichen. Sie haben eine merkwürdige Legende von einem rätselhaften Volk großer Amazonen, die eines Tags kommen und das treulose Sakaivolk schlagen würden; denn dieses sei zu dem Lager ihres Feindes übergegangen und hätte sich nur mit ihm verbündet, um ihre eignen Verwandten zu verfolgen und auszurotten. Diese weiblichen Krieger, die in den Tiefen der dunklen Wälder hinter den Höhen von Gunong Korbu wohnen und stärker, größer, kühner und von blasserer Farbe als irgend welche Männer sind, seien sogar gesehen worden; ihre Bogen und Blasrohre, größer, regelmäßiger und besser ausgehöhlt als alle andern, würden jetzt noch dann und wann in den undurchdringlichen Wäldern gefunden. Ein Semanghäuptling erzählte, wie er und seine zwei Brüder vor manchen

Jahren, als sie die Spur eines verwundeten Wildes verfolgten, dieses bei einem Bach liegend fanden und von einem größeren Pfeil, als ihre eignen waren, getötet. In demselben Augenblick vernahmen sie einen Schrei in einer fremden Sprache, und aufschauend sahen sie ein riesiges Weib von heller Hautfarbe durch den Dschungel brechen. Der ältere Bruder des Häuptlings fiel alsbald von einem Pfeil durchbohrt, auch der andre kam nicht mehr zurück. Der Häuptling selber entfloh und blieb allein übrig, seine Geschichte zu erzählen.

Der Forscher, der uns diese Geschichte überliefert, beschreibt die Semang als „afrikanische Neger durch das umgekehrte Glas eines Fernrohrs gesehen". Ihre Farbe kann als rußschwarz bezeichnet werden; das Haar ist kurz und wollig; die Nasen sind flach, die Lippen vorspringend, die ganze Erscheinung hat etwas Negerhaftes. Sie sind kräftig gebaut, mit starken Beinen, aber fast unter Mittelgröße. Sie leben von der Jagd und haben infolgedessen keine festen Wohnsitze, sondern halten sich auf, wo gerade am meisten Aussicht auf Wild ist. Sie leben in kleinen Familienverbänden.

All ihre Fähigkeiten, sagt Professor Keane, sind nur in der einen Richtung entwickelt, ihre Beute zu erjagen und den Feinden zu entgehen, die sie in ihren Schlupfwinkeln in den dichtesten Wäldern von allen Seiten bedrohlich umgeben. Fühlen sie sich verfolgt und erscheint ein Entrinnen unmöglich, so klettern sie mit großer Gewandtheit auf die Bäume, werfen Rotangzweige von Ast zu Ast, und auf diesen dünnen, luftigen Brücken wandern sie alle von Baum zu Baum, Männer, Frauen, mit ihrer ganzen Habe, die Kinder an der Brust oder an den Händen führend, mit ihrem geringen Hausrat an Töpfen und dergleichen. So vermögen sie wohl den Malaien, die ihnen nachstellen, zu entgehen; aber wenn nicht die englische Regierung eingreift, wird doch ihr Schicksal bald besiegelt sein.

Geht ein Sakaimann auf Freiersfüßen, so holt er sich sein Weib meist aus einem andern Stamm, der oft sogar einen ganz verschiedenen Dialekt spricht. Er giebt den Eltern Geschenke von beträchtlichem Wert, die er von den Malaien erwirbt.



Eine Gruppe von Negritos



Negrito-Frauen

Die Straits Settlements

Schon seit über einem Jahrhundert hat Großbritannien auf der malaiischen Halbinsel festen Fuß gefaßt und seitdem seinen dortigen Besitz teils durch Eintausch holländischer Kolonien, teils durch Schutzherrschaften über bisher unabhängige kleine malaiische Fürstentümer der Halbinsel ausgedehnt. Dieser gesamte englische Besitz wird unter dem Namen Straits Settlements, das heißt Straßenansiedlungen, nämlich an der Straße von Malakka, zusammengefaßt. Es ist selbstverständlich, daß die Küsten- und Hafenstädte, unter denen Singapore heute den Hauptkreuzungspunkt des europäischen Handels mit Indien, China, Japan, den malaiischen Inseln und Australien bildet, eine bunt gemischte Bevölkerung aufweisen. Meistens besteht sie aus Chinesen, in zweiter Linie aus Malaien, ferner aus Indern, Siamesen und zwar tonangebenden, aber der Zahl nach bedeutend zurücktretenden Europäern. Trotz des üblen Klimas und der hohen Sterblichkeit vermehrt sich durch eine jährlich auf 18000 Menschen geschätzte Einwanderung, an der China einen wesentlichen Anteil nimmt, die Einwohnerzahl der Hafenstädte der Straits Settlements rasch. Die Bevölkerung des Innern setzt sich hauptsächlich aus Malaien zusammen, deren Zahl auf ungefähr 700000 geschätzt wird. Dazu kommen noch Siamesen und etwa 10000 Ureinwohner, die den schon erwähnten Negrito-Stämmen der Sakai und Semang angehören. Zum Teil sind sie Nomaden, teilweise auch Höhlenbewohner und stehen im ganzen auf einer sehr niedrigen Kulturstufe.



Eine Gruppe von Negritos



Nach dem Gemälde von Hugo V. Pedersen

Junge Siamesin



Fünftes Kapitel

Siam, Annam, Kambodscha und Birma

Hinterindien hat seine Bevölkerung von Norden her erhalten; denn während Vorderindien, wie dies Schurtz bei einer allgemeinen Charakteristik der Indochinesen hervorhebt, durch die Felsenmauern des Himalaja vor dem Einströmen der mittelasiatischen Mongoloiden fast geschützt ist, liegt Hinterindien offen da. Der Hauptteil der Bevölkerung trägt demnach einen mongolischen Charakter und ist den Chinesen und Tibetanern verwandt, doch läßt sich eine starke Mischung mit malaiischen Elementen nicht verkennen. Hauptsächlich sind es fünf Stämme, die man in Indo-China unterscheidet, die Siamesen, die Laos, die Shan, die Annamesen und die Kambodschaner.

Siam

Das Königreich von Siam erstreckt sich über einen Teil von Indochina und reicht auch noch herab in die malaiische Halbinsel. Unter den nur noch wenigen kleineren Staaten Asiens, die ihre Selbständigkeit bewahrt haben, nimmt Siam einen der ersten Plätze ein, als das einzige größere Reich Hinterindiens. Im Westen stößt daran Britisch-Birma, im Norden bilden die kleinen unabhängigen Shanstaaten einen Puffer zwischen Siam und China, im Osten grenzt Annam an und im Süden Kambodscha und Französisch-Cochinchina. Annam und Kambodscha sind, wie bekannt, vor nicht langer Zeit unter französische Botmäßigkeit geraten, und es ist nicht Schuld der Franzosen, wenn es Siam bis heute gelang, seine Selbständigkeit zu wahren.

Der natürliche und wirtschaftliche Mittelpunkt Siams ist das Delta des Me-Namflusses, der jedes Jahr zwischen Juni und November seine Ufer überschreitet. Die Bevölkerung wird von der siamesischen Regierung auf 7 Millionen oder mehr geschätzt. Bis vor wenigen Jahren fiel die Ostgrenze mit den Bergen zusammen, die Annam begrenzen. Aber Frankreich zwang den König von Siam zur Abtretung eines Teiles des östlichen Gebiets von ungefähr 80 000 Quadratmeilen und setzte als Ostgrenze den Mekongfluß fest. Durch die Intervention Englands wurden dann die erwähnten Shanstaaten im Norden zum Pufferstaat zwischen Großbritannien, Frankreich, China und Siam gemacht. Thatsächlich ist nun Siam auf das Me-Namthal reduziert; hierzu kommt noch ein Teil der malaiischen Halbinsel, der Nieder-Siam heißt.

Die Bevölkerung zerfällt ethnologisch in eine ganze Reihe von Abteilungen, indem sich zu den eigentlichen Siamesen besonders Shan- und Laosstämme gesellen. Shan und Siamesen nennen sich selbst Tai (Shan Tai), d. h. frei. Assam mag vielleicht eine Uebersetzung des Wortes Shan sein. Das alte siamesische Wort ist Siem und das chinesische Sien-lo, wonach die Sien ein Stamm gewesen seien, der ungefähr um 1341 von Norden kam. Die Siamesen nennen die Shan „große Tai“ und sich selbst „kleine Tai“. Sicher besteht zwischen beiden eine enge Verwandtschaft, aber die

Siamesen stehen physisch nach. Einst haben wohl die siamesischen Stämme unter der Herrschaft des sich weit nach Norden ausdehnenden Reiches von Kambodscha gestanden; die Sage meldet, daß die Stadt Lapong 575 gegründet worden sei. Ein halbmythischer König Phaa Gua befreite sein Land vom Joch von Kambodscha. Früher waren jedenfalls in Siam noch andre heute verschwundene Stämme mächtig, so im Innern von Hinterindien die Phutat, im Süden von Siam und nach Kambodscha reichend in älterer Zeit die Khmer. Eine gewaltige Kultur muß schon in dieser Zeit geblüht haben. Mächtige Tempel, Paläste und Behausungen, alles großartige Ziegelsteinbauten mit seltsamer Architektur, und riesige in Stufen abfallende Türme geben Kunde von der verschwenderischen Pracht vergangener Zeiten. Wahrscheinlich sind diese Bauten auf das 6. bis 8. Jahrhundert zurückzuführen, wie Berichte chinesischer Annalen vermuten lassen, und verdanken ihre Entstehung indischem Einfluß.



Ein siamesischer Edelmann

Die Siamesen erreichen kaum Mittelgröße, sind aber von wohlgestaltetem Körperbau, von gelblichbrauner Farbe und schwarzhaarig. Sie sind dunkler als die Chinesen, aber heller und zierlicher als die Malaien. Der Schädelindex ist mesocephal; die Augen nicht schiefgestellt, die Lippen etwas vorstehend, die Nase leicht abgeflacht, das Gesicht zwischen den Backenknochen breit, das Kinn kurz. Manche der Männer scheren völlig den Kopf, nur an der Spitze lassen sie einen dicken Schopf stehen; die Erhaltung dieses Schopfes und der Wechsel, dem er unter den verschiedenen Umständen unterliegt, sind Fragen von sozialer Wichtigkeit. Bei einem Kind wird der Schopf hübsch geknotet und durch eine goldene oder silberne Nadel zusammengehalten; bei Familien, die sich diesen Luxus nicht leisten können, thut es auch der Stachel eines Stachelschweins, aber immer ist der Schopf mit wohlriechenden Blumen durchflochten. Das Scheren der Haare der Kinder ist ein wichtiges Familienfest, zu dem Freunde und Verwandte eingeladen werden. Feuerwerk verkündet das Ereignis, Priester sprechen Gebete und waschen das Haupt des jungen Menschen, der mit allem Schmuck, den die Familie auftreiben kann, geziert ist. Musik spielt während der Feier, Gratulationen und Silbergaben werden dem jung Geschorenen überbracht. Selten sieht man einen bärtigen Mann, denn die Kinnhaare werden sorgfältig ausgezupft.

Allgemein ist die Leidenschaft für Schmucksachen; kaum ist eine Familie so arm, um nicht wenigstens einigen Schmuck zu besitzen. Ringe von Silber und Gold zieren die Arme und Beine der Kinder, und reicher Nackenschmuck, Ohrringe und Gürtel werden manchmal in solcher Zahl getragen, daß sie die Bewegungen des Trägers hindern.

Wie unter den Chinesen so gelten auch hier lange Nägel als ein Zeichen der Aristokratie, und viel wird darauf verwendet, mit Betel und Areca die Zähne schwarz zu färben und zu erhalten. Fußbekleidung ist im allgemeinen nicht bekannt. Mit großer Vorliebe werden Bäder genommen, und mancher Teil des Tages wird in den kühlenden Flüssen zugebracht. Das Opiumrauchen ist dank

der strengen Gesetze, die dagegen erlassen sind, nicht sehr im Schwang, dagegen wird Tabak viel geraucht, und eine große Rolle spielt, wie in China, der Thee.

Bischof Pallegoix, der die Siamesen sehr gut kannte, urteilt über den Charakter des Volkes günstig. „Sie sind," sagt er, „höflich, heiter, etwas ängstlich, fröhlich und sorglos und ebenso leidenschaftslos, dagegen neigen sie zu Faulheit und Unbeständigkeit. Sie geben gerne Almosen und halten in allen Stücken viel auf Wahrung der Form. Sie lieben allerlei Sport und bringen die halbe Zeit ihres Lebens mit Vergnügungen zu. In der Unterhaltung sind sie schlagfertig und selbst witzig und gleichen den Chinesen in ihrer Gewandtheit der Nachahmung." Ernste Streitigkeiten sind selten, und der Fremde darf sich darauf verlassen, gastlich aufgenommen zu werden. Große Achtung vor aller Autorität scheint der Grundpfeiler zu sein, auf dem alle Gesetze und Gewohnheiten aufgebaut sind, und ist oft geradezu bis zum unverständlichen Uebermaß gesteigert. Kein Mann niederen Ranges wagt es, sein Haupt in gleiche Höhe wie sein Vorgesetzter zu heben, keine Person geht über eine Brücke, wenn zufällig ein Höherer darunter hinwegfährt. Keiner darf den Flur betreten, wenn sich bereits Vornehme dort befinden. Großer Respekt wird, wie in China, dem Alter entgegengebracht. Der König gilt als göttliche Person, und die Zahl der Verbeugungen, mit denen man sich ihm nähern muß, ist in genauem Zeremoniell vorgeschrieben, ebenso wie dies für jeden Würdenträger bestimmt ist. Uebrigens ist das Königtum durch die Macht des Adels beschränkt. Die Herrscherwürde ist erblich, obwohl nicht immer der älteste Sohn der Thronfolger ist, die Prinzen stehen häufig an der Spitze der Verwaltung, die nach europäischem Vorbild eingerichtet ist. Die Beamten sowohl wie das Volk rangieren in einer Anzahl von Rangklassen.

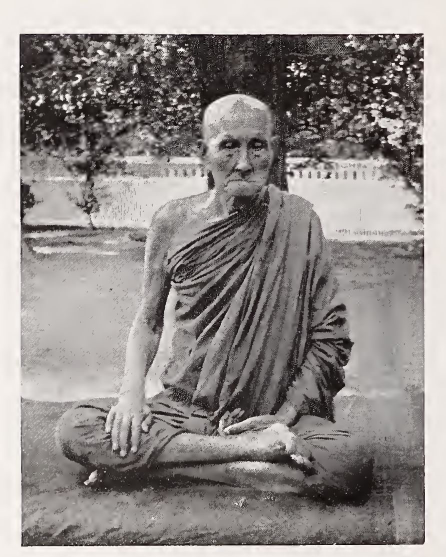
Soviel auch zurzeit Siam den europäischen Mächten in Bildung und Erziehung des Volks nachzuahmen bestrebt ist, so ist hier doch noch viel zu thun. Die Erziehung der Frau ist noch sehr vernachlässigt, wenige nur können lesen und schreiben; mehr Wert wird auf musikalische Kenntnisse gelegt, da den Frauen oft die Aufgabe zufällt, durch Gesang und Spiel zu erfreuen. Die in China mit so großer Virtuosität geübten Handarbeiten werden von den Frauen Siams weniger verfertigt, dagegen sind sie gewandt in der Herstellung von feinem Backwerk und andern Delikatessen.



Ein königlicher Priester (Siam)

Heiraten werden schon in jugendlichem Alter geschlossen. Wenn die geschäftlichen Vereinbarungen erledigt sind, begiebt sich der Bräutigam zu Wasser in einem großen, reich mit Blumen geschmückten und mit Geschenken beladenen Boot, mit Kleidern für seine zu-

künftige Frau, Tellern mit Früchten, Betelnuß und dergleichen zu dem Haus seiner Auserlesenen. Im Mittelpunkt befindet sich ein großer Kuchen in der Form einer Pyramide und mit leuchtenden Farben geschmückt. Musikanten spielen im Boot, und an seinem Bestimmungsort angetroffen, begiebt sich der Bräutigam in das Haus der Braut, um den Hochzeitstag zu bestimmen. Eine religiöse Zeremonie findet nicht statt; die Hochzeit ist ausschließlich ein großes Fest, bei dem Musik wiederum eine große Rolle spielt. Die Siamesen sind ein sehr musikalisches Volk und besitzen eine große Fülle von Blas- und Streichinstrumenten. Auffallenderweise existiert keine geschriebene Musik, sondern sie lernen sie durch das Gehör. Der Beruf eines Musikanten ist hoch geachtet, in dem Haus eines Edeln finden jeden Abend Tanz- und musikalische Unterhaltungen statt; Hahnenkämpfe, obwohl verboten, sind ein beliebter Sport. Eine dichte Menge umgiebt den Kampfplatz, ein mutiger Kampfhahn stellt ein Kapital dar und ist Gegenstand sorgfältiger Pflege. Die Leidenschaft für Spiele und Wetten scheint unbezähmbar, aber die Regierung bemüht sich, diese Uebel auszurotten und durch harmlose Volksfeste zu ersetzen. Jung und alt huldigt auch gern dem Spiel, Drachen fliegen zu lassen.



Buddhistischer Priester

Wird ein Siamese ernstlich krank, so sprengt der Priester heiliges Wasser über ihn und liest Stellen aus den heiligen Büchern unter lauten Wehklagen. Tritt der Tod ein, so versammelt sich die Familie zu gemeinschaftlichen Klagen. Der Körper, gewaschen und in weißes Gewand gehüllt, wird in einen Sarg gelegt, der mit vergoldetem Papier bedeckt und mit künstlichen Blumen geziert ist. Ein Katafalk wird in ähnlicher Weise wie der Sarg geschnitzt und mit Blumengewinden und Wachslichtern geschmückt. Nach ein oder zwei Tagen wird der Sarg aus dem Haus getragen, aber nicht durch die Thür, sondern durch eine besonders in die Wand gebrochene Oeffnung. Sodann wird er in vollem Trab dreimal um das Haus geführt, in der Hoffnung, daß der Geist des Verstorbenen den Weg, durch den er das Haus verlassen, nicht zurückfinden könne, um die Lebenden zu beunruhigen. Der Sarg wird sodann unter dem Klang melancholischer Musik in eine Barke gebracht und auf einem Katafalk aufgestellt. In Booten folgen die Freunde und Verwandte zu dem Tempel, wo die Verbrennung stattfindet. Bei der ärmsten Bevölkerung, die die Kosten der Verbrennung nicht erschwingen kann, wird der Leichnam öfters den Vögeln zur Beute überlassen. Nach der Verbrennung werden die Reste in eine Urne gesammelt, die in der Wohnung aufbewahrt wird. Die Trauerfeierlichkeiten der Reichen sind von Reden der Priester, Feuerwerk und Theatervorstellungen begleitet, Zelte sind in den Vorhöfen der Tempel errichtet, und Spiele begleiten die heiligen, mit dem Begräbnis verbundenen Gebräuche. Die Trauerfarbe ist weiß. Die Staatsreligion von Siam ist der Buddhismus, doch haben in neuester Zeit durch die Duldung des Königs auch europäische Konfessionen Eingang gefunden. Trotz der großen Zahl der Priester soll übrigens die Bevölkerung in religiöser Beziehung gleichgültig und der Kultus auf die Stufe reinen Formenwesens herabgesunken sein. Bei der Erwähnung des Kultus müssen wir noch der weißen Elefanten gedenken, dieses Symbols der Reinheit und des Lichtes. Lautet doch sogar einer der Titel des Königs „Herr der weißen Elefanten“. Ist wieder einmal ein

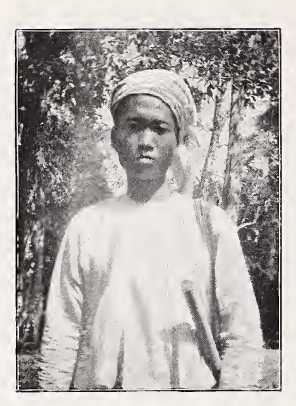


Eine siamesische Familie (Bangkok)

solches Tier, einfach ein Albino des gewöhnlichen Elefanten, entdeckt und unter Aussetzung höchster Belohnung eingefangen worden, so bildet sein feierlicher Einzug in die Hauptstadt des Landes, in Bangkok, ein nationales Fest. Die göttliche Verehrung dieses Tieres führt uns in die früheste Zeit des Buddhismus zurück, denn Gott Indra selbst ritt einen weißen Elefanten.

Im Hausbau der Siamesen herrscht der malaiische Pfahlbau vor, wie überhaupt ein wesentlicher Teil des Lebens auf dem Strom sich abspielt; auf ihm sind schwimmende Häuser verankert, daneben schwimmen chinesische Garküchen, Dutzende kleiner Kähne mit Früchten und Gemüsen beladen, soweit das Auge reicht Floß an Floß, eine zweite schwimmende Stadt, die der halben Einwohnerzahl Wohnung bietet.

Im nördlichen Siam und nördlich vom Reich überhaupt treffen wir die Shan und die Laos. Die Sitze der Laos sind in einzelne Provinzen geteilt, die von eingeborenen Fürsten unter der Verwaltung eines Gouverneurs des Königs von Siam regiert werden. Lange hatte man diese Laosstaaten im Verdacht, regelrechte Sklavenjagden zu unternehmen. Unter irgend einem Vorwand wird ein Lagerplatz ausersehen, von wo die Laos Vorstöße gegen die Niederlassungen andrer Stämme ausführen, die wir unter dem Namen Khas noch kennen lernen werden. Ist eine genügende Anzahl Sklaven jeden Alters und Geschlechts beisammen, so werden sie in die Städte geschafft, wo sie hauptsächlich von Chinesen und malaiischen Händlern erworben werden, um zum Teil bis in die Harems der Mohammedaner im malaiischen Archipel zu gelangen. Diese Sklavenjagden haben jetzt aufgehört.



Shan-Mann

Die Traditionen der nördlichen Shanstämme weisen auf ein altes, mächtiges Königreich hin. Sie sprechen alle die gleiche Sprache, aber in verschiedenen Dialekten. Die westlichen Shans gebrauchen Buchstaben sehr ähnlich denen der Birmanen und unterscheiden sich etwas von ihren östlichen Nachbarn sowohl in ihrem Anzug wie in ihrem Baustil. Der Anzug des Mannes, gewöhnlich weiß, besteht aus einer kurzen Jacke und weiten Hosen, aber bei festlichen Gelegenheiten wird gefärbte Seide und Sammethose getragen, und die vornehmste Tracht ist die, die sich am meisten einem Sack nähert, aus dem unten die Füße und oben die Arme durch Löcher hervorkommen. Die Frauen tragen Turbane und gestreifte Röcke, sackförmig gemacht, an beiden Enden offen und über der Brust und unter den Armen befestigt. Darüber werden kleine Jacken getragen.

Die Shanstämme legen hohen Wert auf Befolgung der Gesetze und sind den Familien ihrer Herrscher sehr ergeben. Ein Shan von guter Geburt ist sehr stolz auf seine Familie.

Unter den westlichen Shans ist die Verehelichung eine sehr einfache Sache. In der Regel essen die jungen Leute einfach Reis aus derselben Schüssel in Gegenwart ihrer Verwandten und der Dorfältesten zusammen, und der Bräutigam erklärt dann, daß er das Mädchen heiratet und sie erhalten will. Unter den östlichen Shans dagegen wird am Trautag etwas mehr auf Zeremonien gehalten. Ein Fest wird veranstaltet, zu dem alle Verwandten und viele Freunde eingeladen werden. An Getränken wird bei dieser Gelegenheit nicht gespart. Früh am Nachmittag begiebt sich der Bräutigam ins Haus der Braut, von seinen Verwandten und Freunden begleitet. Auf ihrem Weg findet die Gesellschaft den Pfad mehrfach durch Stricke gesperrt, und an jedem solchen Hindernis hat der Bräutigam Zoll zu zahlen. Als der Gouverneur eines Distrikts von Reng Tong die Tante eines Vornehmen Namens Sawba heiratete, fand er auf der Strecke einer halben Meile zwanzigmal den Weg gesperrt. Sawba selbst hielt einen Strick in der Hand und so jede der fürstlichen Damen, und der Bräutigam wurde bei dieser Gelegenheit um 70 Rupien erleichtert. Sawbas Schwester

verlangte 20 Rupien, um ihn passieren zu lassen, gab sich aber schließlich auch mit 15 zufrieden. Im Haus der Braut angekommen, nimmt der Bräutigam neben ihr Platz, und ihre Hände werden mit einem Strick zusammengebunden; sie essen zusammen, und ein alter Mann erklärt sie als Mann und Frau. Unterdessen amüsieren sich die Gäste damit, Reiskugeln zu drehen und sich und das glückliche Paar damit zu bewerfen.

Die Begräbnissitten der Shan sind interessant genug, um kurz geschildert zu werden. Wenn eine Person stirbt, so wird der Körper gewaschen, in ein neues Kleid gehüllt und ihm einiges Geld in den Mund gesteckt. Dieses Reisegeld wird als notwendig betrachtet, um der Seele bei ihrer Wanderung jedes Hindernis oder jede Verzögerung aus dem Weg zu räumen. Die Priester sprechen an der Leiche täglich Sterbegebete, bis der Tag des Begräbnisses gekommen ist, an dem der Leichnam in einem mit buntem Papier reich verzierten Sarg unter einem großen Baldachin getragen wird. Der älteste Sohn führt den Leichenzug mit einem bloßen Schwert in der Hand, um den Weg zu säubern, der nach der Annahme der Shan von bösen Geistern besetzt ist, und die Verwandten ziehen im Tanzschritt einher. Geschenke für die Priester, wie gelbe Kleider, Tücher, Regenschirme werden mit zum Grab geführt. Hier angekommen gehen die Witwe, die Kinder, des Bruders Frau, alle in Prozession rings um den Sarg, brennende Lichter tragend, als letztes Zeichen der Achtung für den Geschiedenen. Die Priester sprechen ein paar kurze Gebete, und der Leichnam wird begraben. Manchmal wird auch eine Rakete abgebrannt. Priester und Häuptlinge werden begraben, nicht verbrannt, da Begraben als ehrenvoller gilt. Die Shan glauben, eine Ansicht, die die Birmanen mit ihnen teilen, daß der Geist eines Mannes die Gestalt eines Schmetterlings annimmt und ihn verläßt, wenn er schläft oder bewußtlos ist; daher scheuen sie sich, einen Menschen plötzlich zu wecken, aus Furcht, der Schmetterling möchte nicht rechtzeitig zurückkehren. Hauptsächlich die Buddhisten räumen der Herrschaft der Geister, „Nats“, einen weiten Spielraum ein und bevölkern alle möglichen natürlichen und künstlichen Gegenstände, Steine, Berge, Flüsse, Bäume, Wolken, Winde mit ihnen. In manchen Gegenden sind ihnen die Büffel heilig, und es giebt auch Nats, die nur durch Menschenopfer besänftigt werden können. Der Hauptgeist einer bestimmten Furt verlangt jedes Jahr sein Opfer, mit Vorliebe einen Chinesen, und wenn keiner den Gefallen thut, zufällig an dieser Stelle zu ertrinken, so wird gelegentlich eine Fähre mit Passagieren umgestürzt, damit die Fähre für das nächste Jahr geschützt ist. Ein Menschenopfer ist für eine gute Ernte unbedingt nötig, und obwohl die Shan es nicht wagen, in unsern Tagen öffentlich einen Menschen als Opfer zu töten, so greifen sie bei so festlichen Gelegenheiten zum Gift. Trotzdem die Häuptlinge ihren Einfluß gegen diese alte Sitte geltend machen, kann sie noch nicht als ausgerottet gelten. Die Khas, deren wir schon gedachten, dürfen als die Ureinwohner Siams gelten. Während die Laos die Bergthäler bewohnen, hausen diese Stämme auf den Graten



Siamesische Straßensänger

und Höhen der Berge, nie tiefer als 3000 Fuß Meereshöhe; die Rodungen der Wälder auf den hohen Hügeln sind oft meilenweit zu sehen. Der siamesische Name Kha Cha wird gewöhnlich für diese wilden Gebirgsstämme angewandt. Nach dem gelehrten Reisenden Warington Smith sind sie untersetzte Leute. Sie leben in kleinen Gruppen, wie es scheint, ohne Anführer und ohne soziale Organisation. Smith sagt: „Trotz ihres wilden und abschreckenden Gesichtsausdrucks sind die Khas höfliche, harmlose Leute, sehr ausdauernd im Marsch und gewandte Kletterer." Zugleich spricht er von ihrer außerordentlichen Stupidität. Unsre Abbildung (Seite 143) zeigt ein junges Paar aus diesem primitiven Volksstamm, das sich auf ein geringes Maß von Kleidung beschränkt; aber Halsketten und Ohrringe und die wohl aus Rindenbast bestehende Manschette verraten doch Sinn für Schmuck.



Ein siamesischer Edelmann mit seiner Familie



Ein siamesischer Prinz

Annam

Das frühere Königreich von Annam nimmt die östliche Seite der indochinesischen Halbinsel ein und wird südlich von Nieder-Cochinchina und Kambodscha begrenzt. Der berühmte Reisende Marco Polo, der erste Europäer, der das innere und das östliche Asien in langen Reisen am Ende des 13. Jahrhunderts durchforschte, und dem wir unendlich viel Nachrichten über die frühere, sonst unbekannte Geschichte dieser östlichen Reiche verdanken, berichtet von einem Reiche Campa, dem auch das heutige Annam angehörte und das auf indischer Basis ruhte und von indischer Kultur durchtränkt war. Allmählich scheint aber dieses Reich von Chinesen aufgelöst worden zu sein, die immer mehr Einfluß gewannen, so daß schließlich Annam in vielen seiner Einrichtungen ein durchaus chinesisches Gepräge zeigt.

Christenverfolgungen im Jahre 1857 gaben Frankreich Veranlassung, gegen Annam Krieg zu führen, und die Einmischung Frankreichs in Tonking besiegelte auch das Schicksal Annams, das 1884 unter französisches Protektorat gestellt wurde. Die Bevölkerung des eigentlichen Annam, mit der wir die von Tonking und Cochinchina ethnographisch zusammenfassen können, zeichnet sich durch eine merkwürdige Einheitlichkeit ihrer körperlichen und geistigen Eigenschaften aus. Sie sind von kleiner Gestalt, die Männer 1,58 Meter im Durchschnitt, die Weiber 1,50 Meter. Ihre Hautfarbe ist braungelb, aber dunkler als die der Chinesen. Sie machen einen weniger häßlichen Eindruck als verwandte Völker. Das Gesicht ist flach, die Backenknochen vorstehend, die Nase klein, der Mund groß mit dicken Lippen, der Körper voll und stark. Das lange schwarze Haar, das in der Kindheit abrasiert, aber später niemals mehr geschnitten wird, wird am Hinterhaupt als eine Art Chignon getragen. Auffallend ist, daß die große Zehe von den andern Zehen ziemlich absteht, und der Name Giaoshi, unter dem die Annamiten früher bei vielen Völkern bezeichnet wurden, bedeutet getrennte Zehen; man war infolgedessen geneigt, diese auffallende Erscheinung geradezu als Rassenmerkmal zu nehmen. Allein Keane, den wir bereits kennen gelernt haben, betont, daß wir es hier mit einer Folgeerscheinung des eigenartigen Gebrauchs des Steigbügels beim Reiten zu thun haben, der zwischen die große und die andern Zehen eingeschoben wird. Nach alten chinesischen Chroniken war dieser eigenartige Gebrauch schon im Jahr 2285 v. Chr. in Uebung.

Ueber den Charakter der Annamiten äußert sich die überwiegende Mehrzahl ihrer Kenner in absprechender Form, und sie gelten vielen als das unangenehmste aller indochinesischen Völker. Halsstarrigkeit, Rachsucht, Hinterlist, Neigung zu Diebstahl und zur Lüge sind so ungefähr die Charaktereigenschaften, die ihnen zugeschrieben werden. Ihre Neigung zum Schmutz soll die geringe Sauberkeit andrer Völker noch wesentlich übersteigen und sich auch in der Wahl ihrer Nahrung geltend machen, bei der verfaulte Fische und Hunde ein Lieblingsgericht bilden. Andre Reisende freilich urteilen nicht so streng. Ohne ihre Neigung zu Hinterlist abstreiten zu wollen, schildert sie Lord Curzon als freundlich und liebenswürdig. „Sie sind," schreibt er, „unterwürfig und demütig, ohne die schreckliche Apathie der Hindu zu besitzen. Da ihnen technische Fähigkeiten nicht fremd sind, werden sie fleißige Arbeiter, und ein gewisser künstlerischer Sinn macht sie einerseits zu vorzüglichen Köchen und läßt sie andrerseits sehr hübsche Sachen verfertigen, so Schnitzereien mit Perlmuttereinlagen, Stickereien und Schmuckstücke. Obwohl kein mutiges Volk im Sinn des Aufsuchens der Gefahr und ihres freiwilligen Bestehens, sind sie doch sehr zäh im Widerstand und im Kampf mit asiatischen Feinden tüchtige Soldaten. Sie sind ferner gastfreundlich, höflich, lebhaft, empfindsam und leichten Tempera-

mentes; in ihrem Gang macht sich oft ein gewisses Selbstgefühl geltend, das als theatralisch bezeichnet werden kann und die Annamiten geradezu von andern indochinesischen Rassen unterscheiden soll."

Allgemein verbreitet ist Polygamie, aber es wird unterschieden zwischen der wirklichen Frau und den Nebenfrauen. Der Frau liegt die oft harte Arbeit im Feld ob, und bei den sozial höher gestellten Annamiten übernimmt sie häufig die Besorgung und Erledigung aller Geschäfte ihres Mannes. Die Toten werden begraben, nicht verbrannt. Große Achtung zeigt die Bevölkerung gegen Höhergestellte und gegen die Eltern, ohne daß dies jedoch ihrer sonstigen Freude an Spott und Scherz Eintrag thäte. Die Achtung vor den Eltern erstreckt sich auch auf die Vorfahren, und ein guter Teil ihrer religiösen Zeremonien bezieht sich auf den Ahnenkult, im übrigen zeigen die religiösen Anschauungen der Annamiten, die an und für sich nicht gerade als ein religiöses Volk bezeichnet werden können, in den Formen der Kulte wie in den Glaubensbekenntnissen ein buntes Gemisch. Der Buddhismus, die herrschende Religion, ist mit volkstümlichen, abergläubischen Vorstellungen, mit Geister- und rohem Dämonenglauben durchsetzt. Vor ihren Pagoden brennt ein Feuer zu Ehren des guten oder schlechten Genius loci oder zu Ehren des gefürchteten Tigers. Das Christentum hat ziemliche Ausbreitung gewonnen, und die Zahl der Christen wird in Tonking auf mehr als eine halbe Million geschätzt.

Die soziale und politische Einrichtung Annams ist natürlich durch die Dazwischenkunft der Franzosen völlig zerstört worden. Früher stand als absoluter Herrscher ein Kaiser an der Spitze, der nicht nur weltliches, sondern auch geistliches Oberhaupt war. Die einzelnen Landesteile wurden nach chinesischem Muster von Mandarinen verwaltet, und der chinesische Einfluß machte sich auch in der Praxis geltend, so daß alle öffentlichen Aemter einem jeden nach seinen Fähigkeiten offen standen.



Ein junges Paar vom Khas-Stamme

Zu den malerischesten und charaktervollsten Bildern annamitischen Volkslebens zählen die Märkte, in deren zahlreicher Abhaltung der ausgeprägte Handelssinn der Annamiten seinen Ausdruck findet. Der schon erwähnte Lord Curzon, der gegenwärtige Vizegouverneur von Indien, giebt von ihnen folgende Schilderung: „Die Märkte finden an bestimmten Wochentagen statt, entweder auf einem offenen Platz in der Mitte der Stadt, der häufig mit Ziegeln oder mit Stroh zum Schutz gegen die Sonne gedeckt ist, oder manchmal auf offenem Feld im Mittelpunkt zwischen verschiedenen Dörfchen. In der Stadt ist der Marktplatz Eigentum der Kommune und in einzelnen Plätzen oder Abteilungen verpachtet. Der Markt wird durchweg von den Frauen abgehalten, die man meilenweit herkommen sehen kann, im Gänsemarsch die engen Dämme entlang marschierend, die die sumpfigen Reisfelder trennen, und

ihre Waren in Körben tragend, die am Ende eines Bambusstabes hängen. Andre kommen auf dem Wasserweg auf Flüssen und Kanälen in den Sampans genannten Fahrzeugen. Ist der Markt im Gang, so herrscht das gleiche lebhafte Treiben wie anderswo, wobei die Frauen eine rege Unterhaltungsgabe entwickeln, dabei aber fortwährend Betelblätter kauen und spucken. Der Markt bietet eine Reihe Genüsse: „Schweinchen, Hühner, Enten in Netzen, frische Fische und schon etwas ältere, an der Sonne getrocknete große Garneelen, breite Landkrabben, Gemüse, Wurzeln, die Arekannuß, Nudeln, Cakes, Süßigkeiten und Eier. Auch Hausgeräte und Kleidungsstücke sind zu haben, Petroleumlampen, Töpfereisachen, Messing, Opiumpfeifen, Halsbänder, Räuchergefäße, Palmblätterhüte, Turbane, Seide von Bombay und Mäntel."

Einen wesentlichen Unterschied von der Mehrzahl der Bevölkerung, die in den Ebenen und Flußniederungen Annams seßhaft ist, machen die Gebirgsbewohner, die zu den Laosstämmen, zum Teil auch einer andern als Moi bezeichneten Rasse gehören, die aber in ihrem niederen Kulturzustand sich diesen von uns schon näher charakterisierten Bergstämmen völlig anschließen.



Birmanische Tänzerinnen

Kambodscha

In dem heute ebenfalls französischer Oberherrschaft unterstehenden Kambodscha haben wir nur die Ueberreste eines ehemals mächtigen Reiches zu sehen, das an dem Unterlauf des Mekongflusses blühte. In der letzten Zeit war es dem siamesischen Reich unterworfen, aber im 16. Jahrhundert umfaßte es umgekehrt einen großen Teil von Siam, Laos und Annam und erlebte unter der Dynastie der Khmer eine Kultur- und Kunstblüte, die es in ganz Südasien berühmt machte. Die großartigen Ruinen der Tempelbauten von Angkor und manche andre Reste sind heute noch Zeichen der Größe und Macht dieses untergegangenen Reiches. Ueber 20 Quadratmeilen erstrecken sich diese Ruinen, und Lord Curzon sagt von ihnen, daß er sie als die großartigsten der Welt betrachte, sowohl nach der Mächtigkeit des Grundplanes wie nach den riesenhaften Ausdehnungen der Paläste und Tempel und nicht minder wegen der entzückenden Schönheit und Feinheit der Reliefs und gefundenen Skulpturen. Wir haben dieser Denkmäler schon flüchtig bei der Besprechung Siams gedacht, müssen sie hier aber nochmals anführen, da die Ansicht Boden gefaßt hat, daß sie ihre Erbauung Leuten von Kambodscha unter der Leitung von Brahmanenmissionaren verdanken.



Leute vom Lao-Stamm

Ein Abglanz dieser alten Kultur ist es vielleicht, wie Keane Grund hat zu glauben, wenn sich einige Waldstämme von Kambodscha durch Höflichkeit und eine gewisse angeborne Feinheit des Verkehrs, wie auch durch einen überraschenden künstlerischen Geschmack und Gewandtheit in Kleidung, Schmuck, in ihren Pfeilen, Waffen und andern Gegenständen auszeichnen. In der Tiefe ihrer unergründlichen Wälder, in die sie sich wohl bei der Zertrümmerung ihres Reiches zurückgezogen haben, die sie als den Mittelpunkt der Welt betrachten, und die zu verlassen sie nichts zwingen kann, mögen wohl manche dieser Naturkinder in kleinen, unter der Asche glimmenden Funken die Erinnerung alter Größe bewahrt haben. Von der Mehrzahl der Bevölkerung Kambodschas freilich ist nach Urteil ihrer Kenner zu sagen, daß sie von der alten Macht und Größe nur Anmaßung und Hochmut behalten haben. Auch hier stehen wir vor der großartigen Erscheinung des Verschwindens uralter Kulturen, die entstanden, geblüht und dahingegangen sind, ohne daß sie europäische Buchweisheit in die von ihr verfaßte Geschichte aufgenommen hat.

Birma

Werfen wir einen Blick auf die Abbildungen birmanischer Männer, Frauen und Kinder unsers Buches, so erkennen wir, daß sie sich als Individuen des mongolischen Zweiges der Völkerfamilie erweisen. Sie sind kräftig, wohlproportioniert, mit 1,67 Meter Körpergröße die höchstgewachsenen unter den Hinterindiern, von brauner Farbe und dichtem, langem schwarzem Haar. Zu den eigentlichen Birmanen werden aus sprachlichen Gründen noch eine Reihe wenig kultivierter Gebirgsstämme hinzugezählt, wie die Palung, die Lohitavölker, die Kotsch, die Karen, die Kachin, zum Teil große Stämme, die, auf ziemlich niederer Kulturstufe stehend, ein nomadisierendes Leben führen und an den Grenzen die friedlichen Eingebornen in hohem Maß belästigen.

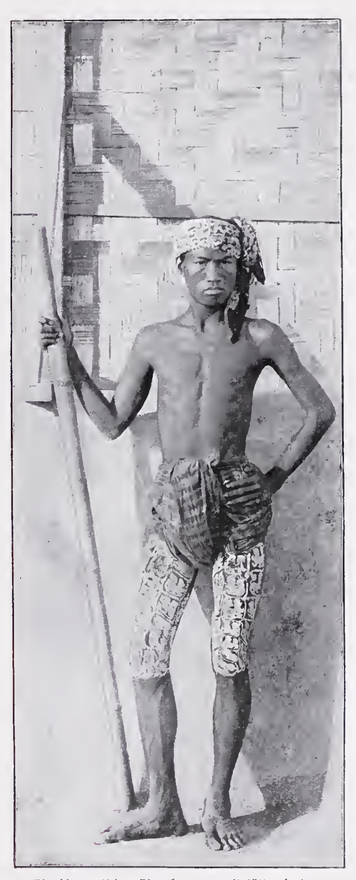
Die Birmanen haben viel mit den Chinesen gemein, wie denn auch niemals zwischen diesen beiden Staaten eine scharfe Grenze bestand. Sie wurde durch die Shanstämme gebildet, die bald China, bald Birma Tribut zahlten. Obwohl mehrfache Angriffe Chinas auf Birma in weit zurückliegender Zeit immer wieder abgeschlagen wurden, so breitete sich doch allmählich chinesischer Einfluß in Birma immer mehr aus. Nachdem vielfache Wirren, Krieg im Innern und außen jahrhundertelang in Birma geherrscht hatten, erreichte es Ende des 18. Jahrhunderts seinen höchsten Glanz. Kriege mit Assam ließen das Reich jedoch bald in Konflikt mit England geraten, womit naturgemäß



Birmanische Mädchen

der Niedergang auch dieses indischen Reiches besiegelt war. Heute gehört ganz Birma dem indisch-englischen Kolonialreich an und wird seinen Verwaltungsgebieten nach in Ober- und Niederbirma getrennt.

Gemäß des chinesischen Einflusses finden sich in Birma manche chinesische Züge. Die Frauen sind tüchtige Hausfrauen und besitzen kein geringes Geschäftsverständnis. Bis zur Besitznahme des Landes durch England galt das niedere Volk, sowohl die gewöhnlichen Arbeiter wie auch die kleineren Bürger, geradezu als Sklaven des Königs, der sie jederzeit zu seinen Diensten heranziehen konnte als Arbeiter oder als Soldaten. Es konnte daher kein Mensch ohne spezielle Erlaubnis das Land verlassen. Es gab sieben Klassen von Sklaven. Als Ausgewiesene, von jeder Gemeinschaft Ausgestoßene galten die Sklaven der Pagoden, die Totengräber, die Kerkermeister, die Nachrichter, die gewöhnlich verurteilte Verbrecher waren, Aussätzige und andre Unheilbare, die mit großem Abscheu betrachtet und mit ausgesprochener Grausamkeit behandelt wurden. Die Regierung war rein despotisch. Die Zivil- und Militärverwaltung, die Gerichtspflege und die fiskalische Ordnung der Provinz lag in den Händen eines Gouverneurs, der die Macht über Leben und Tod hatte, mit Berufung an den Hauptgerichtshof des Königs in Mandalay. Kein Beamter erhielt einen festen Gehalt. Die höheren Beamten wurden entweder durch Ueberweisung von Land bezahlt oder durch Arbeit, die für sie vom Volk verrichtet wurde, die niederen Beamten durch Gebühren und Sporteln, ein System, das naturgemäß in weitgehendstem Maß Bestechlichkeit und Ausbeutung nach sich zog.



Ein birmanischer Eingeborener mit tättowierten Oberschenkeln

Erbliche Ehren gab es nicht. Jeder freie Mann konnte zu den wichtigsten Stellungen des Staates emporsteigen. Jeder Gegenstand, den ein Mensch besaß, sei es ein Gebrauchsgegenstand oder ein Schmuck, zeigte seinen Rang an, ob dies nun seine Ohrringe waren, seine Kopfbedeckung oder ein Regenschirm. Der letztgenannte Artikel ist allgemein im Gebrauch und besteht aus braunem, gefirnißtem Papier, rot, grün, vergoldet oder nur weiß. Wer sich die Abzeichen eines höheren Ranges anmaßt, darf von dem ersten, der ihm begegnet, ungestraft geschlagen werden.

Kinderheiraten wie in Indien giebt es in Birma nicht, und das Volk scheint in seinen häuslichen Verhältnissen glücklich zu sein. Obwohl die Mädchen als das Eigentum ihrer Eltern betrachtet werden, werden sie selten gezwungen, gegen ihren Willen zu heiraten. Die jungen Männer erbitten sich erst die Zustimmung der Eltern, wenn sie auf ein Mädchen ihr Auge geworfen haben. Die birmanische Mutter ist eine große Heiratsstifterin, aber sie vertraut mehr ihrer Ueberredungskunst als dem Zwang. Freilich kommt es auch vor, daß ein Mädchen mit dem Mann seiner Wahl entflieht oder Selbstmord begeht. Die Frauen führen in vorzüglicher Weise den Haushalt und betreiben auch Handel.


Andrian, ein russischer Haarmensch im Alter von über 55 Jahren

Jedes Gefängnis in Birma enthält eine Anzahl von Gefangenen, meistens schwere Verbrecher, verzweifelte Kerle, deren Anwesenheit eine Quelle stetiger Angst für das Bewachungspersonal ist. Die Birmanen fürchten Gefängnisstrafe über alles. Von Natur gleichgültig und indolent und an die ungebundene Freiheit des Dschungels gewöhnt, ziehen sie selbst den Tod dem Aufenthalt zwischen den Wänden des Gefängnisses vor. Ein Typus von abschreckender Häßlichkeit ist so ein birmanischer Galgenvogel mit seinem geschorenen Schädel und einer oft scharf ausgeprägten Verbrecherphysiognomie.


Shwe Maong, der Begründer einer asiatischen Familie von Haarmenschen

Die Dakoits tragen bestimmte Zeichen als Schutz gegen Tod und Gefangenschaft auf dem Körper eintättowiert. Manche haben Reihen von kleinen Warzen gleich großen Erbsen auf der Brust und den Armen, Narben, in denen kleine Amulette eingefügt sind, Stückchen von Metall oder andrer Substanz, beschrieben mit Zauberworten, die nur dem weisen Mann bekannt sind, von dem sie sich der Birmane verschafft hat.

Im Norden von Birma sitzen die schon erwähnten Katschin und die ihnen nahe verwandten Singpo. Letztere beanspruchen, der ältere Zweig der Familie zu sein. Die Stämme sind den Naga und den Arbor von Assam nahe verwandt, und ihr Wohnort war früher ein Grenzland zwischen Birma im Osten und Indien im Westen. Sie sind alle „Kuki", das heißt Bergstämme. Die Katschin haben viereckige Gesichter mit stark ausgebildeten Kinnladen und schrägen Augen.

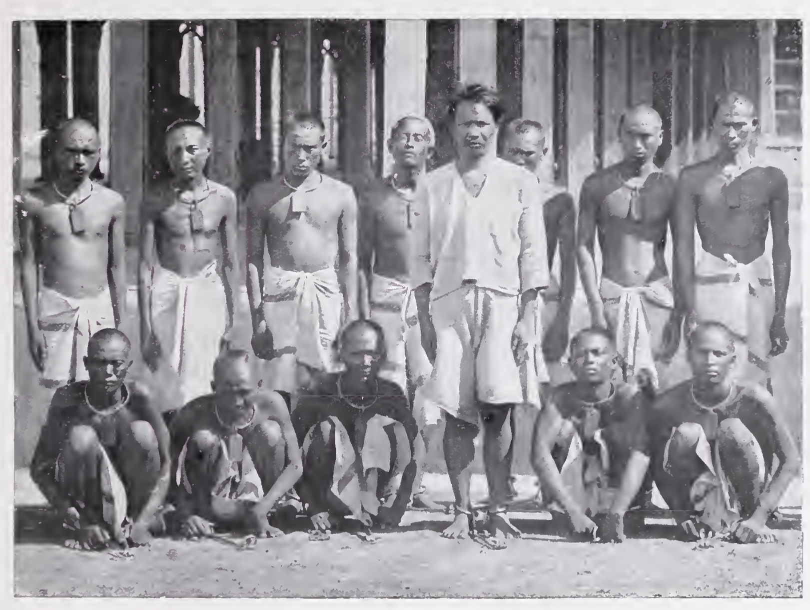
Auf den Chinhügeln wohnen die Chinstämme, die als eine hübsche Rasse geschildert werden, größer und kräftiger als ihre Nachbarn in den Ebenen, sowohl im Norden wie im Osten. Sie sind kräftig und heben schwere Lasten mit Leichtigkeit. Im ganzen machen sie wegen ihres Schmutzes keinen angenehmen Eindruck. Das Haar wird zum Teil in einem Chignon im Nacken getragen. Hüte und Kleider aus Baumbast, Gras oder Bambus oder den Blättern der Palme gemacht, dienen nur dazu, gegen


Julia Pastrana, das behaarte Weib aus Mexiko


Ein zweijähriges Mädchen mit dichtem Haar auf Nacken, Schultern und Rücken

Regen zu schützen. Sandalen und Stiefel sind bei den Bergstämmen ungewohnt. Früher gingen die Frauen halbnackt bis zu den Hüften; aber die Mode hat auch hier gewechselt, und heute zeigen sie sich in einem Kleid, das die Brust bedeckt. Die Häuser sind aus Holz gebaut, einstöckig und mit Stroh gedeckt. Sie haben weder Fenster noch Schornsteine, und der Rauch muß sich den Ausgang durch das Dach suchen. Der Flur ist einige Fuß hoch über dem Boden angelegt, der Raum darunter dient zum Aufenthalt der Schweine und des Viehes. Wegen Fällens der Holzstämme und Herbeischaffens des Holzes nimmt der Bau eines Hauses viel Zeit in Anspruch und erfordert viel Mühe und Arbeit.

Die Chinleute bemühen sich, nach ihrem alten Sprichwort zu handeln: Ein Mann soll trinken,



Dakoits im Gefängnis

fechten und jagen, die Arbeit ist die Sache der Frauen und der Sklaven! Man kann kaum ein Dorf besuchen, ohne eine Gesellschaft beim Trunk vereinigt zu sehen, wobei die weithin schallenden Töne des Gong verkünden, daß ein Fest gefeiert wird. Die Kunst, die Feste zu feiern, wie sie fallen, ist zu einer hohen Vollkommenheit ausgebildet. Geburt und Heirat, Tod und Unglücksfall, die Bezahlung einer Schuld, Brautwerbung, Abschluß eines Geschäftes, Ermordung eines Feindes, glückliche Jagd, alles verlangt sein Fest, und ein Fest besteht in einem ordentlichen, tagelang währenden Trinkgelage. Die Musik beschränkt sich auf Blasen von Hörnern und Schlagen des Gongs in regelmäßigen Zwischenräumen, während die Tänzer in einem großen Kreis, die Arme umeinander gelegt, den Körper hin und her schwingen und zu gleicher Zeit in leiser, monotoner Weise singen. Sind gefährliche Waffen im Haus, in dem das Fest gefeiert wird, so werden sie vorher vorsichtigerweise zum Nachbar geschickt, um aus dem Bereich der Trunkenen zu sein, so daß sehr häufig Streitigkeiten im Faustkampf ausgefochten werden. Im Süden spielen hierbei nicht selten große Nadeln, die

im Haar getragen werden, eine Rolle. Die jungen Leute ringen oft, worin sie sehr geübt sind. Die Schädel der zum Fest getöteten Tiere sind bestimmt, die Veranda des Hauses zu zieren.

Ist ein Kind geboren, so werden bald seine Ohren mit einem Stachel oder einer Nadel durchbohrt, und nach ungefähr einem Monat wird das Haar geschoren und so ein paar Jahre lang gehalten. Im Norden erhält der älteste Knabe den Namen des Großvaters väterlicherseits und die älteste Tochter den der Großmutter mütterlicherseits; im Süden werden die Namen unabhängig von irgend welcher Regel gewählt. Stirbt ein Chinmann, so wird der Leichnam in vollem Schmuck seiner Kleider und Waffen aufrecht gesetzt, während Freunde und Verwandte um den Leichnam herumtanzen und trinken, Schüsse abfeuern und in Gesängen den Verstorbenen, die Zahl seiner Kriegszüge, die Zahl der Sklaven, die er erbeutet, die Zahl der von ihm erlegten Feinde verherrlichen. Der Körper wird dann aus dem Hause geschafft und auf ein Gestell gesetzt, unter dem langsame Feuer brennen, bis der Körper ausgetrocknet und thatsächlich in eine Mumie verwandelt ist. Hierauf wird er in Stoffe gewickelt und im Hause aufbewahrt, bis das große Leichenfest kommt, das manchmal auf Jahre hinausgeschoben wird. Im Norden errichten die Chinstämme hohe Grabdenkmäler zur Erinnerung an ihre Häuptlinge. Sie bestehen einfach aus dicken Holzplanken, an deren Spitze der roh geschnitzte Kopf eines Mannes den verstorbenen Häuptling darstellt. Darunter sind allerlei Schnitzereien angebracht: Männer, Frauen und Kinder, Tiere, Gongs, Perlen, Flinten u. s. w. Die Figuren stellen des Häuptlings Weib und Familie dar, die Tiere und Feinde, die er erlegt, die Sklaven und die Beute, die er gemacht. Der abgeschiedene Held wird oft verewigt, wie er einen Elefanten oder Tiger erlegt. Aber heutzutage haben die Chinleute aufgehört, diese interessanten Denkmäler zu errichten. „Wir dürfen nicht länger Köpfe erjagen und Sklaven machen,“ sagen sie, „so ist die Geschichte unsers Lebens auch nicht wert, der Nachwelt überliefert zu werden.“



Knabe und Mädchen vom Stamme der Katschin

Beamte oder Missionare, die näher mit den Chinleuten vertraut sind, bezeichnen sie schlankweg sämtlich als Diebe und Lügner. Als raffinierteste Diebe im ganzen Distrikt der Chingebirge gelten die Siyinstämme, mit denen die Haka wetteifern. Sie ziehen es vor, in Trupps auf Beute auszugehen, wobei den einen die Aufgabe zufällt, die Aufmerksamkeit abzulenken, während die andern stehlen.

Die nördlicher wohnenden Angehörigen des Chinstammes scheinen nicht an ein höheres Wesen zu glauben. Die südlichen opfern einem Kozin genannten Wesen, ohne es jedoch zu verehren, außerdem spielen mancherlei Geister eine große Rolle. Jedes Dorf hat seinen eignen Schutzgeist. Der Schutzgeist der Familie oder des Stammes lebt in Bäumen oder in bestimmten Strecken Landes, die der Stamm bewohnt. Der Schutzgeist des Ackerbaues lebt im Feld, auch die Luft, der Strom, der Dschungel und die Berge haben ihre Geister. Diese Geister müssen versöhnt werden, damit sie den Menschen kein Leid zufügen, nicht die Ernte vernichten, Krankheit senden. Wenn ein Mann stirbt, vereint sich seine Seele mit dem Geist des Waldes. Stirbt er eines natürlichen Todes, so ist



Eine Familie von Haarmenschen aus Mandalay



Eine birmanische Dame

der Geist zufrieden, ist er aber erschlagen worden, so verfolgt er seine Verwandten, bis sein Tod blutig gerächt ist. Der Erschlagene wird in der Welt der Geister der Sklave seines Mörders; so wird ein Mann, der in seinem Leben viele Leute umgebracht hat, im Jenseits bereits von einer Anzahl von Sklaven erwartet. Daß bei diesen Ansichten ein besonders friedlicher Zustand herrscht, wird man wohl kaum erwarten dürfen.

Wird ein Mann krank, so ist an seiner Krankheit ein böser Geist schuld, dem darum ein Vogel oder ein junger Hund geopfert werden muß. Geht es ihm wieder besser, so ist es ein Zeichen, daß der Geist wieder versöhnt ist. In allen Dörfern giebt es natürlich einen weisen Mann oder eine weise Frau, die mit den Geistern in regem Verkehr stehen und demgemäß konsultiert werden, welches Opfer wohl genehm sei. Der Vermittler mit der Geisterwelt unterläßt natürlich nicht, sich nach des Bittstellers Leben zu erkundigen, und bald bringt er vielleicht heraus, daß irgend ein Stromgeist schwer beleidigt ist. Solch ein Vergehen kann nur durch das Opfer eines roten Hahns auf einer vom Geist näher bezeichneten Strombank gesühnt werden. Manchmal wird auch ein Schwein als Opfer verlangt, worauf der Vermittler dem Geiste zuredet, sich nun zufrieden zu geben und die Krankheit von dem Manne zu nehmen. Bei den südlichen Stämmen der Chinhügel herrscht der Glaube, daß der Geist in das Land der Zukunft alles mitnehmen könne, was man ihm in das Grab giebt, und so finden wir hier wie in der prähistorischen Zeit Europas in den Gräbern reiche Beigaben, Flinten, Gongs, Kochtöpfe, kurz, allerlei Waffen und Hausrat. Krankheit und Tod sind natürlich auch hier die That böser Geister. Früher wurde als Sühneopfer, besonders beim Ausbruch der Epidemien, ein Sklave geopfert, doch hat sich diese Sitte allmählich in das Schlachten einiger Hunde gemildert. Allgemein verbreitet ist der Glaube, daß die Geister nächtlich umherwandern, und dieser Ansicht hat auch schon mancher Dieb seine Rettung



Eine Schönheit vom Shan-Stamme

verdankt, indem eingeborene Wachtposten sich nicht auf ihn zu schießen trauten aus Furcht, es sei ein Geist, der ihnen dann Uebles zufügen könne.

Die Häuptlinge haben einen geheiligten Wald, in dem ein Felsen aufgestellt ist, der gewissermaßen als Altar dient, auf dem Nahrung und allerlei Ueberbleibsel niedergelegt werden. Im Verkehr mit einem Chinmann muß man sich stets daran erinnern, welche hervorragende Rolle die Geister bei ihm spielen und daß sein Hain oder sein Fels von ihm so verehrt wird, wie die Pagoden von einem Buddhisten. Der Fremde wird natürlich gut thun, auf die Gefühle der Eingeborenen Rücksicht zu nehmen und zum Beispiel das Fällen von Bäumen in solchen geheiligten Wäldern zu vermeiden.



Eine Shan-Talok-Frau

Von Zeit zu Zeit opfert ein Mann auch seinem Hausgeist; hierbei verschließt er die Thüre der Hütte und steckt als Zeichen, daß er allein gelassen sein will, einen grünen Zweig vor sie. Manchmal opfert auch ein ganzes Dorf seinen Geistern, und dann muß der Reisende anderswo Gastfreundschaft suchen.

An der ursprünglichen Stelle der jetzt verschwundenen Stadt Taksatte und wohl auch noch an andern Stellen stehen als Zeugen alter Kultur mächtige steinerne Säulen. Wenn die Eingeborenen nach diesen Denkmälern gefragt werden, hüllen sie sich in Schweigen oder sie erklären, nichts von ihnen zu wissen. Gelingt es endlich, ihr Vertrauen zu erlangen, so berichten sie mit leiser, geheimnisvoller Stimme, daß diese Steine von Geistern errichtet worden seien, aber flehentlich bittet der Mann, der dieses verraten, das Geheimnis zu bewahren, um nicht der Rache der beleidigten Geister ausgesetzt zu sein; denn rachsüchtig sind sie, und manche Erzählung geht um, daß das Fällen eines Baumes in einem geheiligten Wald von den erzürnten Geistern trotz freigebigst gespendeter Opfer mit Tod bestraft wurde.

Die Leute der Chinstämme sind Zeichendeuter trotz den alten Römern. Die Zeichen werden befragt, bevor eine Reise, ein Fest, ein feindlicher Streifzug oder ein feierliches Opfer unternommen wird. Die trivialsten Dinge müssen als Zeichen dienen. Gewöhnlich wird ein Tier geschlachtet und seine Leber untersucht. Wenn sie geschwollen ist oder sonst etwas von der gewöhnlichen Beschaffenheit abweicht, so ist dies ein Zeichen, daß die Zeit ungünstig und das Unternehmen aufzugeben ist. Doch hängt dies auch von der Art des Unternehmens ab. Handelt es sich um

einen feindlichen Kriegszug, oder um eine Hochzeit, oder um sonst ein in den Augen der Beteiligten unaufschiebbares Unternehmen, so wissen sich die schlauen Naturkinder vortrefflich zu helfen. Sie schlachten einfach ein zweites Tier, und es müßte wunderbar zugehen, wenn zum zweitenmal die gleichen Zeichen Unheil prophezeiten. Der Ruf bestimmter Vögel gilt als ein besonders günstiges Vorzeichen und wird hauptsächlich in Erwägung gezogen, wenn es sich um Antritt einer Reise handelt.

Wer denkt nicht auch hierbei an die alten Römer, und an das Mal'occhio der neuen Italiener, den „bösen Blick", werden wir erinnert, wenn wir hören, daß auch die Chinleute diesen Glauben teilen, mit dem die felsenfeste Ueberzeugung von der Existenz von Hexen verbunden ist. So glauben die Leute vom Hakastamm, daß andre Stämme, wie die Siyin, Zauberer sind, deren Blick allein verzaubern könne. Sie vermögen auch Eidechsen in den Körper zu zaubern oder Fadenknäuel in den Magen. Als einmal ein Lushaihäuptling zu den Haka kam, um im Auftrag der Regierung Maulesel zu holen, war er von Kulis begleitet, und als diese sich dem Dorf näherten, entstand eine allgemeine Flucht der Hakaweiber; sie erklärten, daß der bloße Anblick einer dieser Lushaileute genüge, Krankheit und Tod zu verursachen. Daß bei diesen Ansichten die Chinstämme von der englischen Regierung direkt die Erlaubnis erbaten, die im Verdacht des Hexentums stehenden Personen erschießen zu dürfen, ist nicht zu verwundern, ebensowenig wie daß sie sich über die Verweigerung der Erlaubnis und ihre Begründung, es dürfe nur hingerichtet werden, wer Blut vergossen habe, nicht beruhigen konnten; denn den Hexen steht ja die noch viel gefährlichere Macht zu, Menschen zu schädigen, ohne das Opfer äußerlich zu verletzen. Der Glaube an Hexerei ist allgemein. So erzählt ein englischer Offizier Namens Newland, daß ein Mann zu ihm kam und ihm klagte, er habe eine Ratte im Magen. Nachdem der Mann ein Brechmittel erhalten, berichtete er am nächsten Tag, daß er die Ratte von sich gegeben, und ging froh und gesund von dannen.



Eine birmanische Prinzessin

Schließen zwei Stämme einen Freundschaftsbund, so wird dazu unter eignen Zeremonien ein Stück Vieh geopfert. Die Priester jedes Dorfs bespritzen es und flehen ihre entsprechenden Geister an, ihren Blick auf die Feier zu richten. Die Häuptlinge auf jeder Seite nehmen einen Speer, und auf der dem Tiere entgegengesetzten Seite stehend, stoßen sie die Waffen in sein Herz. Wenn statt der Speere Flinten verwendet werden, so feuern die beiden Häuptlinge gleichzeitig auf des Tieres Kopf oder Herz. Ist das Tier gefallen, so wird die Kehle durchgeschnitten und das Blut in Schüsseln gesammelt. Der Schwanz des Tieres wird abgeschnitten und in das Blut getaucht, und damit beschmieren sich die Häuptlinge und Aeltesten der beiden Stämme gegenseitig die Gesichter, während die weisen Männer den Spruch sagen: „Möge der, der den Vertrag bricht, sterben, wie dieses Tier gestorben, möge



Birmanisches Mädchen aus Mandalay

sein Dorf verbrennen und sein Geist keine Ruhe finden. Möge auch seine Familie sterben, und möge jedes Unheil sein Dorf treffen.“ Wenn ein Stamm oder eine Gemeinde sich formell der britischen Oberherrschaft unterwirft, so erleidet die Zeremonie natürlich eine kleine Abänderung. Der Vertreter der englischen Gewalt und der Häuptling schießen gleichzeitig auf das Tier, der Schwanz wird abgeschnitten, und indem der Häuptling ihn in die Hand nimmt, schwört er, sein Wort zu halten, die Regierung anzuerkennen, die Telegraphen nicht abzuschneiden, nicht auf die Truppen zu schießen und regelmäßig seinen Tribut zu bezahlen, und er fleht die Geister an, den Regierungsbeamten zu töten, wenn dieser grundlos die Chinmänner angreift, und jedes Unheil ihm und seiner Stadt zuzufügen, wenn er seinen Eid brechen sollte. Die Eidesleistung scheint einseitig zu sein, denn trotz dieser feierlichen Zeremonie ist bei dem Eingeborenen oft der Treueid nicht von langer Dauer, und meistens hält der Häuptling ihn gerade so lange, als er gezwungen wird, ihn zu halten. Eine andre Zeremonie, die noch bindender sein soll als das sogenannte „Ueberblutschwören“, ist der Genuß von Erde bei dem Gelöbnis.



Karen-Frauen

Vom Weib wird Treue verlangt, und bei gegenteiliger Aufführung kann der Mann die Frau verstoßen, aber wenn er dies thut, verliert er die Kaufsumme, die er für sie ihrem Bruder oder ihren Eltern bezahlt hat; findet er den Verführer, so kann er ihn zur Zahlung zwingen oder ihn zum Kampfe herausfordern, der letztere Fall ist jedoch der seltenere, da nach allgemeiner Ansicht die Treue der Frau nicht des Blutvergießens wert sei.

Die Karenstämme des Hochlandes von Tenasserim leben in großer Abgeschiedenheit und wurden früher von den Birmanen, die sie unterwarfen, sehr bedrückt. Gelegentlich kommen sie in die Städte des Flachlandes, um Sachen einzukaufen. Sie wohnen in kleinen Ansiedelungen in der Nähe der Flüsse, in den Wäldern, kultivieren Reis, Bananen, Betel und andre Pflanzen oder Fruchtbäume wie auch die uns schon bekannte Süßkartoffel oder Bataten. Unter normalen Verhältnissen sind sie ein ruhiges und friedliches Volk, aber ein Zweig von ihnen, die Rotkaren, zählt zu den brutalsten Wilden, die jeder Grausamkeit fähig, jedoch keine Kannibalen sind. Das Gewand der Karenmädchen ist nett und malerisch, der Tamein ist ähnlich dem von den birmanischen Mädchen getragenen, aber die Karen ziehen einfachere Farben vor. Ein dunkles, ärmelloses Jäckchen, an der Brust und am Rücken etwas spitz geschnitten, ersetzt das birmanische weiße Jäckchen und das farbige Tuch. Es ist mit Schnörkelmustern geziert, mit farbigen Fäden ausgenäht und mit schmalen roten und weißen Litzen und manchmal mit in Bazaren gekauften Spangen eingefaßt. Gelegentlich sind die Jäckchen auch mit engen



Ein birmanisches Zwergenpaar

Bändern von rotem Flanell verziert, die paarweise an den Armlöchern, um die Brust und auf dem Rücken aufgenäht sind. Der Gesamteindruck dieses Kleidungsstückes ist, wenn es von einem hübschen Karenmädchen getragen wird, durchaus nicht unschön.

Die Karen haben eine eigne Sitte, Hochzeiten und Beerdigungen miteinander zu verbinden und zugleich zu feiern. Stirbt ein Mann, so wird vor seinem Haus eine Plattform aus Bambus errichtet und mit Stücken von Kleidern und dergleichen geschmückt; auf ihr findet der Leichnam, auf einem Tuch gebettet, Platz. Zahlreich strömt von den Nachbardörfern die Bevölkerung herbei. Aber wenn alles für die Trauerfeierlichkeiten bereit ist, so werden sie aufgeschoben, bis die jungen Leute gegenseitige Bekanntschaft geschlossen und hierbei häufig den Gefährten für das Leben gewählt haben. Und so gewinnt die Zusammenkunft dieser Menschen mehr den Charakter einer allgemeinen Freiwerberei als den eines Leichenbegängnisses. Die ganze Sache spielt sich meist in folgender Weise ab. Die jungen Männer und die jungen Mädchen trennen sich in zwei Chöre und nehmen einander gegenüber Platz. Was die einzelnen an Schmucksachen zu besitzen so glücklich sind, wird natürlich hierbei zur Schau gestellt. Nun eröffnen die jungen Männer das Geplänkel mit einem Chorgesang, in dem sie die Schönheit der Mädchen, den Reiz ihrer Bewegungen, ihr bescheidenes Wesen preisen. Hierauf antworten die Mädchen in eignen, gezogenen, schleppenden Tönen, die ihnen gespendeten Lobpreisungen huldvoll annehmend. Diese Lieder, die den Verkehr eröffnen, sind zum Teil von alters feststehende Weisen oder Uebersetzungen irgend eines bekannten birmanischen Liedchens in die Karensprache. Nach dem allgemeinen Chorgesang beginnen nun die jungen Leute einzeln und abwechselnd, indem sie den Namen bestimmter junger Schönen nennen, liebesglühende Strophen zu singen. Auch diesen Liebesliedern im fernen Osten bei einem auf niedriger Kulturstufe stehenden Volk fehlt nicht der poetische Zauber, der ja gerade dem Orient in ganz besonders hohem Maße eigen ist. Wir dürfen uns nicht



Eine Nachmittags-Spazierfahrt

wundern, daß die angesungene junge Schönheit bald mit einem Stern, bald mit einer Blume oder einem Edelstein verglichen wird. Erfolgt eine etwas ausweichende Antwort, so stimmt der Jüngling elegische Töne an. Die Antworten der Mädchen tragen meist einen etwas stereotypen Charakter. Sie erklären, daß es zwar eine Schande wäre, nicht zu heiraten, allein noch viel schlimmer, später wieder fortgeschickt zu werden, „gleich einem Kleid, das gewaschen wird". Eine andre erklärt, daß sie sich nicht zu billig weggebe, sie läßt den feurigen Liebhaber wissen, sie sei nicht wie ein von Nebeln erfüllter Tag, nicht wie ein Diamant, der sein Feuer verloren, nicht wie ein Pfau, der seinen Schwanz durch die Regenlachen gezogen. Aber auch bei den Karen weiß der Jüngling, daß die Augen oft eine andre Sprache reden als die Lippen, und daß Beharrlichkeit zum Ziele führt. Eine direkte Abweisung wird selten erteilt, sondern in diesem Fall eine mildere Form gewählt. Aber diese Ausnahmen sind selten. Meist kommen die jungen Leute rasch zum Ziel, und ist dies geschehen, dann kommt auch der Tote zu seinem Recht, und die zurückgestellte Leichenfeier nimmt ihren vorgeschriebenen Verlauf.



Opiumraucher

Sechstes Kapitel

China

Sicher ist kein Name eines Reiches aus dem fernen Asien in den letzten Jahren so oft im Munde der Bevölkerung aller gebildeten Nationen gewesen als China. Hat doch der Geist modernen Lebens auch an die so lang verschlossenen Pforten des asiatischen Riesenreiches geklopft, und hie und da öffnete sich widerwillig ein Thürchen, um den fremden Barbaren und ihren Ideen Einlaß zu gewähren, bis der chinesische Geist des Althergebrachten in trotzigem Wagemut die Kühnheit hatte, die Völker Europas nicht nur, sondern was sich in Asien und Amerika modern nennt, in die Schranken zu fordern.

Es wäre ein mehr als kühnes Unterfangen, auf dem kurzen Raum einiger Seiten, die uns in diesem Buche zur Verfügung stehen, der Bedeutung dieses uralten Riesenreiches und seiner Bewohner auch nur annähernd gerecht werden zu wollen, eines Reiches, dessen Ausdehnung nur durch die britischen und russischen Kolonialreiche übertroffen wird, dessen Einwohnerzahl aber die dieser beiden großen europäischen Weltmächte zusammengenommen beinahe erreicht; dessen ununterbrochene Geschichte aber weit über alle Dauer irgend eines andern Reiches der Welt hinausgeht, um schließlich im Dunkel der Vorgeschichte zu verschwinden; mit dessen Kultur an ehrwürdigem Alter nur noch die alte ägyptische und chaldäische Kultur in Vergleich gebracht werden kann, die aber sicher auch für das Abendland in weit höherem Maß befruchtend gewirkt hat, als es sich heute noch im einzelnen nachweisen läßt.

Mit über 11 Millionen Quadratkilometern nimmt China, wobei wir in diesen Angaben dem Geographen Sievers folgen, mehr als den vierten Teil ganz Asiens ein, übertrifft Europa an Größe und ist ein Viertel größer als die Vereinigten Staaten von Nordamerika. In seiner Einwohnerzahl aber beträgt es mit etwa 362 Millionen fast ein Viertel der Gesamtbevölkerung der Erde, übertrifft die des britischen Reiches in seiner weitesten Ausdehnung noch um 10 Millionen, die des russischen um mehr als das Dreifache seiner Kopfzahl und stellt nahezu die Hälfte der Gesamtbevölkerung Asiens.

Es ist selbstverständlich, daß diese enorme Bevölkerung keineswegs gleichmäßig verteilt ist, wie überhaupt das Reich in drei Abteilungen gegliedert werden kann: das eigentliche China, die Mandschurei und die unterthänigen Länder, von denen besonders Tibet und die Mongolei zu nennen sind. Am dichtesten ist die Bevölkerung im eigentlichen China zusammengedrängt, und hier sind es wieder die großen Tiefländer des Reiches am untern Hoangho und Jantsekiang in den Küstenprovinzen, in denen die Bevölkerungsdichte auf den Quadratkilometer 150, 200, ja bis zu 300 und darüber beträgt. Zum Vergleich sei herangezogen, daß die Gegend von Zwickau in Deutschland, die eine der am stärksten bevölkerten Gegenden des reichbesiedelten Mitteleuropas ist,

301 Individuen auf den Quadratkilometer zählt. Im Gegensatz hierzu sinkt zum Beispiel in der Mandschurei die Bevölkerungsdichte auf 7 und in der Mongolei gar auf 0,6.

So groß hierin die Unterschiede in dem weiten chinesischen Reich sind, so machen sich natürlich auch Unterschiede in der äußeren Erscheinung geltend, wenngleich nicht so weitgehende. Alle Chinesen zählen zur mongolischen Rasse, deren Vertreter wir schon in Hinterindien kennen gelernt haben. Bei durchgehender Brachycephalie ist der Kopf verhältnismäßig groß, die Stirne hoch und breit, die Nase breit und stumpf. Als besonders charakteristisch ist die sogenannte Schlitzäugigkeit zu erwähnen, die dadurch entsteht, daß die Augenspalte nach innen und unten schräg gestellt ist. Diese Eigentümlichkeit unterscheidet die Mongolen von allen andern Rassen des Menschengeschlechtes. Der Körper ist kräftig und untersetzt, der Hals kurz. Als Durchschnittsgröße der Chinesen wird die hohe Zahl von 1,70 Meter angegeben, die aber von sehr vielen bedeutend übertroffen wird. Das Kopfhaar ist schwarz, schlicht oder gekräuselt und meist von beträchtlicher Länge, der Bart ist stets schwarz und sehr spärlich, das Gleiche gilt auch von der Behaarung des Körpers. Die Hautfarbe ist bei den südlichen Stämmen dunkler als bei den nördlichen und kann als gelb bis braun bezeichnet werden, weshalb die ganze Rasse die bekannte Bezeichnung der „gelben" Rasse erhalten hat.



Ein chinesischer Barbier

Die Herkunft der chinesischen Stämme verliert sich wie ihre Geschichte ins Dunkel der Vorzeit. Ihre Ursitze sucht man am Südrand des Tarymbeckens in dem heutigen Ostturkestan. Nach dem um die Geographie Chinas an erster Stelle verdienten Freiherrn von Richthofen mag sie die zunehmende Versandung der Oasen zur Auswanderung nach Osten veranlaßt haben, und schon im 23. Jahrhundert v. Chr. finden wir sie zwischen 94 und 98° östlicher Länge, und noch vor Ablauf des 3. Jahrtausends v. Chr. besiedelten sie bereits als reine Ackerbauern die große Ebene zwischen dem Hoangho und Jantsekiang. Von der ältesten Zeit giebt ein Buch, „Jüking" genannt, Kunde, eine Sammlung historischer Dokumente, die die Zeit von 2357 bis 720 v. Chr. behandeln. Es ist naturgemäß zugleich die älteste Geographie der Erde und schildert in fünf Teilen die 9 Provinzen Chinas, die um die Zeit des Kaisers Jau (2357—2286 v. Chr.) bestanden und von dessen Minister der öffentlichen Arbeiten bereist wurden. Von dieser Zeit an ist uns die Geschichte des chinesischen Reiches in großen Zügen bekannt, ein Zeitraum von über 4000 Jahren!

Wie jede Geschichte eines großen Reiches ist auch die chinesische reich an Umwälzungen, Unruhen im Innern und äußeren Kriegen, wenn auch verhältnismäßig die durch äußere Feinde herbeigeführten Veränderungen gering sind. Hauptsächlich war es das bewegliche Steppenvolk der Tataren, die den Chinesen vielfach zu schaffen machten und gegen die auch die berühmte große Mauer errichtet wurde. Von den mehrfachen Dynastien verdienen einige auch in diesem Buche erwähnt zu werden. 1260 n. Chr. eroberten die Mongolen China, und der erste Herrscher dieser Dynastie, Kublai-Chan,



Eine chinesische Dame

war einer der bedeutendsten Herrscher Chinas nicht nur, sondern vielleicht aller Zeiten und Völker. 1368 n. Chr. wurde die Ming-Dynastie gegründet, die erwähnenswert ist, da mancher der heute in China existierenden Geheimbünde die Wiederaufrichtung dieser national-chinesischen Dynastie zum Ziele hat und den Kampf gegen die heute regierende Mandschu-Dynastie predigt, denn auch diese wiederum gehört einem von auswärts hereingekommenen Volke an, den Mandschu, die 1644 das Reich eroberten; und heute noch ist der Gegensatz zwischen den Mandschu und den Chinesen besonders in den höchsten Staats- und Beamtenstellen tief klaffend und fand in hervorragendem Maße auch



Chinesische Kulis in Regenmänteln

bei den letzten Wirren einen bezeichnenden Ausdruck. Die Eroberung durch die Mandschu war die letzte große Umwälzung, die China erfuhr, wenn es auch noch im Innern vielfach zu Wirren kam, so in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu dem furchtbaren Taiping-Aufstand, dem unter entsetzlichen Greueln 13 Millionen Menschen zum Opfer gefallen sein sollen. Er lenkte zuerst in höherem Maße die Aufmerksamkeit Europas auf China; denn er konnte nur mit fremder Hilfe niedergeschlagen werden. Seit dem 19. Jahrhundert überhaupt waren es der Berührungspunkte manche geworden. An verschiedenen Punkten der Küste setzten sich zunächst Franzosen und Engländer fest, nachdem im Opiumkrieg England die Eröffnung einiger chinesischer Häfen und die Abtretung von Hongkong erzwungen hatte. Die neueste Phase chinesischer Geschichte ist noch in aller Erinnerung. Alle Staaten Europas in Gemeinschaft mit dem andern mächtigen Glied der gelben Rasse in Asien,

mit Japan, und mit den Amerikanern hatten sich gegen das Reich der Mitte verbündet. Gewiß hatten die Chinesen durch die mit wahren Scheußlichkeiten verbundenen Ermordungen zahlreicher Missionare strenge Bestrafung verdient, aber gerechterweise muß auch in Betracht gezogen werden, daß es im Grund genommen patriotische Beweggründe waren, die die Chinesen gegen die Fremden auftreten ließen. Wir können nicht unterlassen, hier auf einen trefflichen Vortrag hinzuweisen, den der bekannte Professor Bälz in Tokio, ein Württemberger von Geburt, aber seit Jahrzehnten in Japan heimisch und einer der besten Kenner ostasiatischer Verhältnisse, vor nicht langer Zeit über China gehalten hat. „Da war," schreibt Bälz, „die Besitznahme von chinesischem Land mitten im Frieden, Kiautschou durch Deutschland, Port Arthur durch Rußland, Wei-hai-wei durch England, das Wettrennen der Mächte um Eisenbahnkonzessionen tief im Innern des Reiches, um Minenkonzessionen, das fortdauernde Gerede der europäischen Presse von dem Zerfall und der bevorstehenden Aufteilung Chinas. Es wäre in der That unnatürlich, wenn diese Schlag auf Schlag folgenden Dinge zusammen mit den Mißgriffen der Missionare und den beständigen diplomatischen Reklamationen wegen der Missionen die Chinesen nicht aufgeregt und erbittert und in ihnen die Ueberzeugung erweckt hätten, daß durch die Fremden die Existenz ihres Reiches und ihre ganze Zivilisation aufs schwerste bedroht seien."



Chinesische Frau mit Nagelschützer (linke Hand

Wenden wir uns nach diesem historischen Exkurs zu einer Schilderung der Chinesen in ihrer äußeren Erscheinung und in ihrem ganzen Thun und Treiben. Die Tracht der Chinesen dürfte im allgemeinen bekannt sein und geht auch zur Genüge aus unsern Abbildungen hervor. Sie ist bei Männern und Frauen so ähnlich, daß es für den Fremden im Anfang schwer ist, die beiden Geschlechter zu unterscheiden, und obwohl auch bei den Chinesen hie und da ein Wechsel der Mode eintritt, so macht sich doch ihr konservativer Charakter auch in der Beibehaltung der Tracht durch Generationen hindurch geltend; „ein ähnliches Beharren an althergebrachten Trachten," sagt der bekannte Reisende Hesse-Wartegg, der viele Länder sah und ihrer Leute Sitten kennen lernte, „eine ähnliche Standhaftigkeit habe ich bisher bei keinem Volke angetroffen. Wie ihre Urgroßmütter, so kleiden sie sich auch heute noch, und so werden sich auch voraussichtlich ihre Enkelinnen kleiden." Dazu kommt, daß im ganzen großen chinesischen Reich eine merkwürdige Gleichheit der Frauentracht herrscht. Bei den ärmsten Frauen beschränkt sich die Kleidung auf ein blaues, bis über die Kniee reichendes Oberhemd, das an

der Seite zugeknöpft ist, und ein paar blaue Beinkleider aus Baumwollstoff, die bis nahe an die Knöchel reichen. Unterwäsche ist unbekannt; anders freilich ist die Toilette der vornehmen Chinesinnen, obwohl sie in Schnitt und Farbe jener der niederen Stände ähnlich ist. Ueber dem Beinkleid tragen sie noch einen langen blauen Rock, der bis an die Füße reicht und über den Hüften zusammengehalten wird. Das gestickte blaue Oberhemd fällt über diesen Rock bis nahe an das Knie herab. Jede Seite des Unterrocks zeigt sechs senkrechte Doppelfalten, und auf die Vorder- und Rückseite sind viereckige Stücke aus den schwersten Seidenstoffen aufgenäht, die die herrlichsten und zartesten Stickereien tragen, Bären, Drachen, Reiher, Pfauen, wie sie der Gatte je nach seinem Mandarinsrang zu tragen berechtigt ist. Die Aermel sind weit und lang, so daß bei herabfallenden Armen die Hand davon bedeckt wird. Bekannt ist, welch große Rolle Seidenstoffe bei den Chinesen spielen, und im Winter werden die kostbarsten Pelze angelegt, oft mehrere übereinander, was im Norden Chinas bei der strengen Kälte und den schlechten Heizeinrichtungen sehr notwendig ist.



Chinesische Frau mit verkrüppeltem Fuß

Besondere Sorgfalt wird von den Damen Chinas auch der Haarfrisur zugewendet. Junge Mädchen tragen das Haar lang herabfallend, bei verheirateten Frauen dagegen wird eine künstliche Haarfrisur arrangiert, bei der dann ein reicher Schmuck mit Blumen und Juwelen angebracht wird. Die hübschesten Blumen werden manchmal in ein kleines, schmales Gefäß gesteckt, das im Haar verborgen wird, andre Chinesinnen wiederum tragen das Haar glatt nach hinten gestrichen, Hüte sind auch bei den vornehmsten Damen unbekannt, ebenso eine der unsern ähnliche Frisur. Außer dem Schmuck im Haar finden wir noch Ohrgehänge und Armspangen aus Halbedelsteinen und Perlen oder Edelmetall.

Für die Haartracht des Mannes ist bekanntlich der Zopf charakteristisch. Diese originelle Tracht erscheint uns so merkwürdig, daß sie für viele Menschen das hauptsächlichste Merkmal eines Chinesen darstellt, womit zugleich dem ganzen Volk der Charakter des Komischen aufgedrückt wird. Wir vergessen dabei, daß die Zeit noch gar nicht so lange zurückliegt, wo unsre Truppen in einem schön gepuderten Zopf ein wesentliches Merkmal kriegerischer Ausrüstung erblickten, und manchem Leser ist es vielleicht unbekannt, daß der Zopf in China eine politische Bedeutung hat. Erst durch die Mandschu wurde der Zopf eingeführt. Sie waren Zopfträger, und als sie nach dem Sturz der Ming-Dynastie den Drachenthron usurpiert hatten, wurde der Zopf das Zeichen der Unterwerfung.

Für die Chinesen, die bis dorthin ihr Haar ähnlich wie wir getragen hatten, handelte es sich nun um Zopf oder Kopf, die überwiegende Mehrzahl entschloß sich für den ersteren, um auch letzteren zu behalten; und als vielfach Aufstände gegen die drakonische Maßregel stattfanden, erließ der erste Mandschu-Kaiser, wie uns Hesse-Wartegg erzählt, das originelle Gebot, daß Verbrecher, Sträflinge und die Angehörigen der geächteten Klassen keinen Zopf tragen durften. Dadurch machte er den Zopf zum Wahrzeichen der Ehrbarkeit und des guten Bürgertums, und der Zopf war gerettet. Um einen möglichst langen Zopf flechten zu können, wird natürlich vielfach falsches Haar verwendet. Um den Zopf herum wird der ganze Schädel kahl geschoren. Den Knaben wird der Zopf erst mit etwa 14 Jahren geflochten, bis dahin wird ihnen manchmal der Schädel in der Weise rasiert, daß ihnen über den Ohren, am Scheitel und am Nacken einzelne kleine Haarbüschel stehen gelassen werden. Der Bart ist den Chinesen von der Natur vorenthalten worden.

Bei der Charakterisierung der äußern Erscheinung der Chinesen dürfen wir eine Sitte nicht unerwähnt lassen, die ebenso merkwürdig wie unerklärlich und für unser Gefühl widerwärtig ist, die Verkrüppelung der Füße bei den Frauen. „Goldene Lilien“, chinesisch Kin lien, nennt der Chinese die verkrüppelten Füße, und diese häßliche Erscheinung mit dem schönen Namen wird von den Dichtern als die größte Schönheit besungen. Sie wird meist in den Heiratskontrakt aufgenommen, und ohne goldene Lilien hat ein chinesisches Mädchen wenig Aussicht, zu einem Mann zu kommen. Die grausame Marter, die die künstliche Verkrüppelung der Füße erfordert, beginnt im vierten oder fünften Jahr. Die Zehen, mit Ausnahme der große Zehe, werden nach unten gebogen und fest bandagiert. Nach einigen Wochen geben die weichen Knochengelenke nach und gewöhnen sich an die unnatürliche Lage. Die Füße behalten die Größe der Kinderfüße, die Zehen wachsen in die Fuß-



Ein chinesisches Gartenfest

sohlen, die Ferse ist nach vorn gezwängt, so daß der Abstand zwischen dem fleischlosen Fersenknochen und der Spitze der großen Zehe kaum 12 Centimeter beträgt, die gerötete Haut zeigt tiefe Falten und Runzeln, und das Bein bleibt bis zum Knie fleischlos, ohne Wadenmuskeln. Daß die hübschen bunten Seidenschuhe in ihrer Winzigkeit sehr zierlich und kokett aussehen, läßt trotzdem den Europäern den goldenen Lilien keinen Geschmack abgewinnen; denn die Füße zeigen sich, um mit Hesse-Wartegg zu sprechen, wie schmale Ponyhufe mit weißen Baumwollstreifen umwunden. Bei Damen der vornehmsten Gesellschaft ist das freie Gehen durch die Verkrüppelung fast vollständig ausgeschlossen; sie werden gewöhnlich gestützt, aber der Gipfel chinesischer Vornehmheit ist es, sich auf dem Rücken einer Sklavin tragen zu lassen. Merkwürdig aber ist es, daß trotzdem vielfach chinesische Frauen ohne Schmerz herumgehen, ja selbst weitere Gänge machen können, wobei es allerdings aussieht, als ob sie auf Stelzen gingen, da die Kniee nicht gebeugt werden. Der Ursprung der merkwürdigen Sitte ist unbekannt. Sie fehlt bei den Frauen niederer Stände und bemerkenswerterweise völlig bei den Mandschu, also auch bei der Kaiserfamilie. Aber während es den Mandschukaisern gelang, den Zopf einzubürgern, so blieben wiederholte Versuche, die goldenen Lilien abzuschaffen, noch fruchtlos, und es ist fraglich, ob das neuerdings, wie es heißt, von der Kaiserin-Witwe erlassene Verbot der Verkrüppelung der Füße bessere Aussicht auf Erfolg hat. Hesse-Wartegg erhielt von einem aufgeklärten Kaufmann in Shanghai bei Besprechung dieses Themas statt aller Antwort die sarkastische Gegenfrage: „Verkrüppeln denn Ihre europäischen Damen nicht auch ihre Füße, verkrüppeln sie nicht ihre Körper, indem sie sie ebenso zusammenzwängen, wie unsre Frauen ihre Füße?“



Eine Frau aus der Mandschurei

Mit der chinesischen Industrie können wir uns kurz fassen. Nicht etwa, weil von ihr nichts zu sagen wäre, aber wer sollte noch nichts von chinesischen Seidenstoffen, von chinesischem Porzellan, von der chinesischen Lackindustrie, der bewunderungswürdigen Schnitzereitechnik in Holz und Stein, der Verarbeitung des Metalls gehört haben! Schon im Jahre 2600 v. Chr. war der Seidenbau in China ein bekannter Erwerbszweig, und in der Mehrzahl der Städte, selbst der kleinsten, werden Seidenstoffe gewebt; aber noch sind keine Fabriken entstanden, sondern dieselben plumpen Webstühle, die schon vor Hunderten von Jahren im Gebrauch waren, thun heute noch ihren Dienst, aber welche Kunstwerke entstehen auf diesen vorsündflutlichen Geräten, und die



Musikantinnen und Sängerinnen
(Jedes Instrument hat nur eine Saite)

Stickereien auf diesen Seidenstoffen, die bunten Blumen und Vögel, die Schmetterlinge sind mit einer Technik, besonders bei den alten Sachen, hergestellt, die unübertrefflich scheint. Beinahe ebenso unerreicht ist die Genauigkeit in Schnitzereien in Holz, Stein und Elfenbein. Aus knorrigen Wurzeln, aus Speckstein werden die groteskesten Figuren mit bewundernswerter Raschheit und gewandter Benutzung der Eigenheiten des Materials hergestellt.

Ebenso bekannt ist die Fertigkeit der Chinesen in der ebenfalls seit uralten Zeiten betriebenen Herstellung feinsten Porzellans. Eines der bedeutendsten Gewerbe in China ist die Papierbereitung, die schon im 1. Jahrhundert v. Chr. bekannt war, und geradeso wie damals wird das Papier auch heute noch aus Bambusfasern hergestellt. Der Papierverbrauch ist in China ungeheuer. Das Reis-



Chinesische Theetrinker

papier, worauf mit Wasserfarben in reizender Weise allerlei kleine Scenen aus dem Volksleben, Landschaften u. s. w. gemalt werden, ist übrigens, nebenbei bemerkt, kein Papier, sondern das Mark einer Abart des Brotfruchtbaumes, das sehr sorgfältig abgelöst und dann mit dünnen breiten Messern in ganz dünne Scheiben geschnitten wird.

Auch in der Industrie macht sich bei den Chinesen der charakteristische Zug des zähen Festhaltens am Althergebrachten geltend. Neuerungen sind sie, wie es scheint, wenig zugänglich, und es wird interessant sein, zu sehen, in welcher Weise sie sich mit der Industrie der einander zum Teil unterbietenden Ausländer abfinden werden. Wenn die Chinesen auch unleugbar früher schon große Erfindungen gemacht haben, so scheint bei ihnen doch in weit höherem Maße ein allerdings ganz außerordentliches Nachahmungstalent ausgeprägt zu sein.

So hervorragend die Industrie in China vertreten ist, so sind die Chinesen als Ganzes genommen doch als ein ackerbautreibendes Volk zu bezeichnen. Sie haben das jedem Nationalökonomen ein Problem aufgebende Kunststück fertig gebracht, zum Beispiel am Hoangho, bei freilich

intensivster Ausnutzung des Terrains, als reine Ackerbauern eine Bevölkerungsdichte zu erreichen, wie sie bei uns nur die größten Industriebezirke aufweisen. Reis, Thee und Weizen sind die Hauptprodukte der Bodenkultur. Der Reis überwiegt in Mittel- und Südchina, die Umgebung der Jantsekiangmündung scheint ein einziges Reisfeld zu sein, reicht aber trotzdem nicht ganz zur Ernährung des Volkes aus, so daß Reis auch noch aus Hinterindien eingeführt wird. Für Weizen ist das ertragreichste Gebiet die Provinz Schensi. Thee wird hauptsächlich im Stromgebiet des Jantsekiang gebaut. Auch bei der Theekultnr macht sich wieder der konservative Charakter der Chinesen geltend, der sie die von Indern und Japanern angewendeten Neuerungen verschmähen und an der althergebrachten Bearbeitung festhalten läßt. Außer dem in China selbst konsumierten Thee wurden in der letzten Zeit jährlich 120 Millionen Kilo ausgeführt.

Eine große Rolle spielt natürlich auch wegen der Seidenindustrie die Kultur des Maulbeerbaums. Diese Bäume werden zum Teil von den Bauern angepflanzt, wo immer nur ein Plätzchen vorhanden ist, oder auch in größeren Pflanzungen. Sie werden bis auf einen halben Meter Höhe zurückgeschnitten und erinnern dadurch an unsre knorrigen Weidenbäume. Ganz eigenartig für China ist die Kultur der Mohnpflanzen, die hauptsächlich in Szetschwan und Jünnan zur Gewinnung von Opium betrieben wird. Obwohl jährlich etwa 5 Millionen Kilogramm dieses gefährlichen Narkotikums hergestellt werden, so genügt dieses Quantum noch nicht, um den Bedarf der Bevölkerung zu befriedigen, und es sei daran erinnert, daß der von den Engländern schwunghaft betriebene Schmuggelhandel mit Opium es war, der 1840 zu dem schon erwähnten Opiumkrieg führte.



Eine Frau aus Shanghai

Betrachten wir die Lebensweise der Chinesen, so ist das hervorragendste Kennzeichen des chinesischen Charakters in dieser Hinsicht die außerordentliche Genügsamkeit, und darin liegt nicht zum mindesten das Geheimnis der Möglichkeit einer so hohen Bevölkerungsziffer, wie wir sie schon kennen gelernt haben, und der Eingenommenheit aller fremden Staaten gegen die Chinesen und deren Einwanderung, wie sie uns besonders in Amerika so auffällig entgegentritt; denn die chinesische Genügsamkeit ermöglicht es diesen Zopfträgern, in ähnlicher Weise, wie dies mit den Italienern in Deutschland der Fall ist, die einheimische Bevölkerung in ihren Ansprüchen zu unterbieten. Dazu kommt die große Fertigkeit der Chinesen, die sie als Köche, Wäscher, Hausdiener auch für europäische Familien geradezu unentbehrlich macht. Es soll damit aber nicht gesagt sein, daß ein vornehmer Chinese nicht auch ein gutes Diner zu würdigen verstände. Spricht man von chinesischen Mahlzeiten, so denkt vielleicht

der Leser an Ratten, Mäuse, Katzen, Hunde, Regenwürmer, faule Eier und ähnliche als chinesische Delikatessen berüchtigt gewordene Dinge; unstreitig figurieren auch sie auf dem Speisezettel der Chinesen, aber meist nur der allerärmsten Klassen, die auch anderswo nicht gerade wählerisch sind, und schließlich handelt es sich auch hier um Geschmacksachen, und wir müssen Hesse-Wartegg recht geben, wenn er glaubt, daß die zarten, mit Reis gemästeten Hündchen mindestens ebenso schmackhaft sein müssen, wie unsre von ekelhaftem Futter lebenden Schweine. Dazu kommt, daß die Chinesen, wie dies auch die deutschen Truppen während der letzten Wirren zu konstatieren Gelegenheit hatten, geradezu geborene Köche sind. Die Hauptnahrung der Chinesen sind Vegetabilien, und vor allen Dingen steht der Reis im Mittelpunkt. Ja, „Reisessen" ist gleichbedeutend mit einer Mahlzeit einnehmen, und wie bei uns die Unterhaltung mit „Wie geht es Ihnen?" eingeleitet wird, so fragt der Chinese „Haben Sie Reis gegessen?" Neben Reis sind in ganz China alle unsre Gemüse zu finden, und die Liste der vegetabilischen Nahrung wird noch durch eine Fülle von Wasserpflanzen, Wurzeln, Blättern, Stengeln, ja auch durch Seetang bereichert. Aehnlich bunt ist die Liste der Fleischspeisen. Hier steht an erster Stelle das Schwein, während das Rind zu Nahrungszwecken überhaupt nicht gezüchtet wird und auch, nebenbei bemerkt, der Genuß von Milch und selbstverständlich auch von Butter verabscheut wird. Der Hündchen wurde schon gedacht. Reichlich steuert zum Tisch der Chinesen das Meer bei; Fische bilden einen großen Teil der Nahrung, und die Fischerei ist in China außerordentlich ausgedehnt. Das Meer liefert auch als kostbare chinesische Delikatesse den Trepang, Tiere, die die Zoologie in die Nähe der Seesterne stellt und die, wenigstens nach persönlicher Ansicht des Verfassers dieser Zeilen, auch für den europäischen Gaumen recht annehmbar sind. Sollten wir uns an manchen chinesischen Delikatessen stoßen, wie z. B. an den faulen Eiern, so hält uns der Chinese unsre Liebhaberei für Käse entgegen, der, chemisch gesprochen, eine ähnliche Wandlung durchmacht. Daß es für einen Europäer etwas schwierig ist, sich bei einem chinesischen Diner korrekt zu benehmen und statt mit Messer und Gabel mit den langen Eßstäbchen aus Holz oder Elfenbein den Bissen herauszufischen und graziös zum Mund zu führen, dürfte dem Leser nicht neu sein. Seit Jahrtausenden hat der Chinese den Gebrauch dieser Eßstäbchen geübt, während noch die Kaiserin Maria Theresia von Oesterreich ihren Offizieren verbieten mußte, an der Hoftafel in Wien mit den Fingern zu essen.



Eine chinesische Amme mit Kind

Weniger reich besetzt als die Speisekarte ist die Getränkekarte. Weinkarte dürfen wir nicht

Chinesische Mandarine



Ein chinesischer Wahrsager

sagen, da den Chinesen die Kunst der Weinbereitung unbekannt ist und der Samschui, der bei keinem Diner fehlt, mit Trauben nichts zu thun hat, sondern ein warmer Reiswein ist. Allerdings hat bei Festmahlen ein Getränk Eingang gefunden und sich rasch großer Beliebtheit erfreut, gegen das selbst die fremdenfeindlichsten Mandarinen nichts einzuwenden haben: der Champagner. Für die große Masse der Chinesen aber ist das Hauptgetränk der vorzügliche Thee, in dessen Zubereitung sie natürlich Meister sind.

Gehen wir auf die Bildung der Chinesen über, so ist ein großer Bildungsdrang unbedingt nicht abzuleugnen; aber auch hier ist alles verknöchert und geht oft schablonenmäßig. In keinem Land der Welt werden so viele Examina gemacht wie in China, in keinem Land der Welt spielt das Litteratentum eine so hervorragende Rolle, und dem gelehrten und klugen Kopf stehen, wie auch Li Hung-Tschang, der Vielgenannte, gezeigt hat, die höchsten Stellen des Staates offen. Worin der junge gelehrte Chinese im Examen seine Kenntnisse beweisen muß, das sind die Werke der Dichter und Geschichtschreiber, die viele Jahrhunderte vor ihm gelebt haben. Selbst das Schulbuch, mit dem der Abc-Schütze in China beginnt, hat ein Zeitgenosse Karls des Großen geschrieben. Alle praktischen Wissenschaften, Geographie, Geschichte, aber auch Mathematik u. s. w. sind der chinesischen Schule bis jetzt unbekannt. Vielleicht stehen wir auch hier an einer Wendung der Dinge. Der Eifer ist groß, und obwohl es keinen staatlichen Unterricht und keinen Schulzwang giebt, sondern nur für die Beamten eine ganze Reihe Examina vorgeschrieben sind, so hat doch jedes Dorf seine Schule, und europäische Lehrer betonen die Lernbegierde, das rasche Auffassungsvermögen der chinesischen Schüler.

Für die Entstehung der chinesischen Kultur und Religionsideen müssen wir auf Confucius zurückgehen. „Er hat," wie Bälz sagt, „auf das geistige Leben, die Moral und die Gesittung eines großen Teils der Menschheit einen Einfluß ausgeübt, wie kein Sterblicher vor ihm und auch keiner nach ihm. Mehr als 400 Millionen Menschen haben die Prinzipien, die er vor nun 2500 Jahren niedergelegt hat, bis auf den heutigen Tag als ihre alleinige Richtschnur betrachtet, und diese Millionen haben während dieser langen Zeit einen Kulturzustand festgehalten, den wir allerdings heute nicht als auf der Höhe der Situation stehend ansehen, der aber in mancher Beziehung dem unsrigen keineswegs nachsteht." Außer dem Einfluß des Confucius ist noch von Bedeutung, wenn auch von geringerer, der des Laotse, des Stifters des Taoismus, einer mystischen Weisheit- und Tugendlehre, und im ersten Jahrhundert n. Chr. kam von seiner ursprünglichen Heimat in Indien auch der Buddhismus nach China.

Diese drei Lehren wirken in China friedlich neben- und miteinander. Der Taoismus wird

bei dem abergläubischen, niedrigen Volk zur Versöhnung der Wasser- und Luftgeister benutzt. Der Buddhismus befriedigt das instinktive Bedürfnis der Massen nach einem Jenseits und macht durch Opfer und Bußgebete die Absolution von Sünden so leicht als möglich. Der Confucianismus ist als System praktischer Lebensweisheit die Richtschnur der fast durchweg agnostischen oder atheistischen gebildeten Klassen. In seiner Auffassung der Familie als Grundlage aller Gesellschaft, gegen die bei den Chinesen im Gegensatz zu unsrer Zivilisation das Individuum ganz zurücktritt, hat er den Ahnenkultus, die Verehrung der Vorfahren geschaffen, die dem Chinesen das Höchste ist. Solange das Christentum nicht an dieser Ahnenverehrung rüttelte, war auch für dieses in China Platz, und schon dreimal ist es im Reich der Mitte zu großer Blüte gediehen. Es ist eine geradezu frappierende Thatsache, daß, wobei wir, wie in allen diesen Ausführungen, wiederum Bälz folgen, fast 100 Jahre ehe der Apostel der Deutschen, Bonifacius, die Donarseiche bei Geismar fällte, ein chinesischer Kaiser in seiner Hauptstadt von Staats wegen eine christliche Kirche erbauen ließ. Dies geschah 638 in Shinganfu durch Kaiser Tatsong, von dem ein englischer Schriftsteller sagt: „Er war ein Alexander und ein Cäsar in einer Person, ohne ihre Fehler, ein gewaltiger Eroberer, Gesetzgeber und Organisator und dabei ein Mann, der durch sein tadellos reines Leben seinen Unterthanen ein glänzendes Beispiel gegeben hat.“ Unter ihm lehrten die Nestorianer das Christentum, und keine Stadt sei gewesen, berichtet eine Inschrift, wo nicht ein christlicher Priester die Messe gelesen habe. Allmählich scheint das Christentum zurückgegangen zu sein, aber um 1250 sandte der schon genannte gewaltige Kaiser Kublai eine Botschaft an den Papst mit der Bitte, ihm 100 Männer zu schicken, sowohl in der christlichen Religion als in der Wissenschaft bewandert, „und wenn diese mit Vernunftgründen beweisen können, daß die christliche Religion höher stehe als alle andern, so will



Eine chinesische Familie (drei Generationen)

ich, der Kaiser Kublai, mit meinem ganzen Reiche den christlichen Glauben annehmen.“ Es war nicht Kublais Schuld, daß die Gesandtschaft keinen Papst antraf, da man sich jahrelang nicht über die Person eines solchen einigen konnte, und daß dann schließlich statt der gewünschten 100 nur zwei Priester sich zu der Reise entschlossen, aber auch diese unterwegs wieder umkehrten. „So hatte,“ schreibt Bälz, „das Christentum die großartigste Gelegenheit, die ihm je gegeben war, vorbeigehen lassen.“

Mit dem Sturz der Mongolendynastie fiel auch das Christentum in China. Eine dritte Blüte begann im 17. Jahrhundert mit der Mandschudynastie, als die Jesuiten mit großer Weltklugheit



Chinesische Mandarine (Kanton)

speziell unter den chinesischen Beamten Fuß zu fassen verstanden. Sie ließen den Bekehrten vor allem ihren Ahnenkultus. Zugleich gewannen die Jesuiten auch sonst größten Einfluß; der Deutsche Adam Schaal wurde zum Direktor des astronomischen Instituts ernannt; Jesuiten haben als die ersten das ganze Reich vollständig vermessen, 1710 eine noch heute als Grundlage geltende Karte Chinas hergestellt, nebenbei auch Kanonen gegossen, und von ihnen stammen bekanntlich die neuerdings so vielfach genannten astronomischen Instrumente auf der Stadtmauer von Peking.

Streitereien zwischen Jesuiten, Dominikanern und Franziskanern führten den Niedergang des Christentums herbei, und schließlich verbot der Kaiser, angewidert durch diese Zwistigkeiten und besorgt wegen der Einmischung des Papstes, das Christentum völlig. Auf die vierte Periode der Christianisierung Chinas, die gegenwärtige, brauchen wir, da sie sich vor aller Augen abspielt, nicht näher einzugehen.

Ahnen- und Familiendienst greifen direkt in das Staatsleben ein, da der Kaiser, der Sohn des Himmels, dem Himmel gegenüber die gleiche verantwortliche Stellung hat, wie das Familienhaupt



Eine chinesische Mutter mit Amme und Kindern

gegenüber seinen Ahnen. Ein nationales Unglück ist, da nach chinesischer Ansicht die Menschen von Natur gut sind, daher charakteristischerweise ein Zeichen, daß der Kaiser unfähig ist, die Gebote des Himmels zu erfüllen, und dafür vom Himmel bestraft wird. Die direkte Macht des Kaisers ist bei großer Selbständigkeit der Gouverneure der Provinzen relativ beschränkt, und diese Selbständigkeit erstreckt sich auch auf die Gemeindeorganisation und Verwaltung. So entsteht ein bezeichnender Mangel an Patriotismus, an „politischem Nationalismus“ in unserm Sinn. Mit der Zahlung der Abgaben hat der Chinese nach seiner Ansicht seine Pflicht gegen die Regierung erfüllt. Dagegen zeichnet ihn eine eminente Heimatsliebe aus, und auch der ärmste chinesische Kuli, der weit in Francisco oder im fernen Indien stirbt, wird einbalsamiert und seine Leiche nach dem geliebten China gebracht. Daß die höchsten Würden und Aemter im Staate jedem offen stehen, wurde schon erwähnt; freilich steht dieses Prinzip häufig nur auf dem Papier, denn kaum irgendwo ist die Bestechlichkeit und Korruption größer als in China.



Die Strafe des Kangtragens
Aus Eugen Wolf, Im Innern Chinas (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt)

Dies macht sich auch bei der Gerichtspflege geltend, die sich zum Teil durch ihren grausamen Charakter auszeichnet. Das chinesische Gericht kennt keine Rechtsgelehrten, keine Advokaten und Staatsanwälte. Der Mandarin des Ortes oder eines Distriktes ist der alleinige Richter, nur das Recht über Leben und Tod liegt in den Händen des Kaisers. Das durchweg öffentliche Verfahren ist bei den vielen Obliegenheiten des Mandarins meistens etwas summarisch. Die gewöhnlichsten Strafen sind Stockstreiche, die mit elastischen Streifen, die aus armdicken Bambusröhren herausgespalten sind, ausgeteilt werden. Die Zahl der Streiche ist dabei zum Teil bestimmt, etwa 50 oder 100, oder die Züchtigung wird auch bis zur Bewußtlosigkeit des Angeklagten fortgesetzt. Der erfinderische Geist der Chinesen hat außerdem noch manche mehr oder weniger grausame Strafen erfunden. Bei Frauen werden häufig die Streiche mit einem Stück zähen, elastischen Leders auf Lippen und Backen verabreicht. Eine gewöhnliche Strafe ist das Knieen auf Ketten oder auf Salz, das mit Glassplittern gemischt ist, wobei aber nicht nur die Angeklagten, sondern auch Kläger und Zeugen den Foltern unterworfen werden; denn es ist Rechtsgrundsatz, daß kein Verbrecher verurteilt werden darf, ohne daß er selbst das Verbrechen eingestanden hat. Eine häufige Strafe ist ferner das sogenannte Kangtragen. Der Kang, der an ein Instrument unsrer mittelalterlichen Rechtspflege erinnert, besteht aus zwei Brettern, die, an den Innenseiten mit Ausschnitten für den Hals versehen, dem Verurteilten als eine Art Halskrause angelegt werden. Das Schreckliche an dieser Art der Bestrafung ist, daß der etwa 15 Kilogramm wiegende Kang nicht nur auf ein paar Stunden getragen werden muß, sondern oft für die ganze Dauer der Strafe, die Monate betragen kann. Während dieser ganzen Zeit kann der oder die Verurteilte, denn auch Frauen müssen den Kang tragen, sich nicht niederlegen, so daß sie stehend und sitzend schlafen müssen, und zu gleicher Zeit sind sie auf Gefüttertwerden durch mitleidige Vorübergehende oder Freunde angewiesen, da sie selbst die Hände nicht zum Kopf führen können.

Auch sonst kennt die chinesische Rechtspflege mancherlei Torturen ähnlich denen des europäischen

Mittelalters, Daumenschrauben, Beinschrauben und ähnliche Erfindungen menschlicher Grausamkeit. Die Todesstrafe wird auf verschiedene Weise vollstreckt und ist stets öffentlich. Das Erdrosseln gilt als die weniger schmachvolle Art der Hinrichtung. Die Enthauptung, die sehr häufig vorgenommen wird, ist aus religiösen Motiven besonders gefürchtet, da dann im Jenseits der Körper nicht vollständig ist und ihm die Ahnenopfer nicht gebracht werden können. Als besonders schreckliche Arten der Hinrichtung möchten wir nur andeutungsweise das Zersägen erwähnen, ein furchtbarer Tod, dem bei den letzten Wirren hervorragende, durch ihre Fremdenfreundlichkeit der Kaiserin-Witwe verhaßte chinesische Würdenträger verfielen. Bei der Hinrichtung wie auch bei den andern Strafen trägt der Verurteilte stets ein Blatt Papier, das sein Vergehen, die Art der Bestrafung und den Namen des bei der Gerichtssitzung Präsidierenden verkündet.

Die eigenartigen Militäreinrichtungen Chinas sind durch die Ereignisse der letzten Jahre in weiteren Kreisen bekannt geworden. Auch sie basieren noch wie das meiste in diesem merkwürdig konservativen Reich auf den vor ein paar Jahrhunderten getroffenen Verordnungen. Fast kann man sagen, daß sich seit der Eroberung Chinas durch die Mandschu nichts in militärischer Beziehung geändert hat. Bekanntlich haben zwar auch die Chinesen den Forderungen der Neuzeit so weit entsprochen, daß sie sich mit einer beträchtlichen Zahl moderner Waffen versahen; allein der Besitz Kruppscher und andrer Geschütze schien ihnen eine hinreichende Leistung zu sein; daß es nicht die Waffen allein thun, sondern daß auch die Fähigkeit, sie zu gebrauchen, dazu gehört, diese Weisheit blieb ihnen zu ihrem Schaden verborgen.

Nach der Eroberung Chinas durch die Mandschu teilte der Kaiser seine Truppen in vier „Banner“, das rote, gelbe, blaue und weiße. Bald genügte aber diese bescheidene Anzahl nicht mehr, und es wurden weitere Banner geschaffen, und zwar 12 Chinesenbanner und 8 Mongolenbanner. Diese 24 Banner bilden die eigentliche kaiserliche Armee. Ihre Stärke ist übrigens durch-



Chinesische Bettler

Aus Eugen Wolf, Im Innern Chinas (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt)

aus verschieden; am stärksten sind die Mandschubanner, die je 85 Compagnien mit je 80—90 Mann umfassen. Die kaiserlichen Bannertruppen sind nicht oder nur zum geringsten Teil in Kasernen vereint, sondern bewohnen in jeder Stadt ein eignes, mit Mauern umgebenes Stadtviertel, die sogenannte Tatarenstadt, in der sie mit Weib und Kind in kleinen Häuschen leben. Die Hauptmasse des chinesischen Heeres besteht jedoch nicht aus diesen kaiserlichen Truppen, sondern aus den Truppen des „grünen Banners", die man als Privattruppen der einzelnen Vizekönige bezeichnen kann. Jeder der 18 Vizekönige des Reiches hat die Verpflichtung, eine bestimmte Anzahl Truppen zu halten; er gewinnt dadurch eine Selbständigkeit wie Fürsten und Landesherren eines Bundesstaates. Selbstverständlich wird es im Belieben des einzelnen Vizekönigs liegen, ob er seine Truppen besser ausgestalten will oder nicht. So sind die Truppen der Vizekönige der Küstenprovinzen, wo das Vorbild der Europäer nicht ohne Einfluß bleibt, besser geschult und bewaffnet als die der Vizekönige im Innern des ungeheuren Reiches, und manche Fürsten, wie der bekannte Li-Hung-Tschang, zeigen einen gewissen Stolz in dem Besitz guten Militärs. Die Ansprüche, die an die Soldaten gestellt werden, sind nicht allzu groß, und das Gleiche gilt von den Anforderungen an die Offiziere. Zwar bleiben auch ihnen nicht die in China üblichen Examina erspart, allein sie erstrecken sich besonders auf körperliche Uebungen, unter denen auch Bogenschießen noch eine bedeutende Rolle spielt; große strategische Kenntnisse werden nicht verlangt. Auch in der Bewaffnung konnten sich die Chinesen noch nicht von dem Althergebrachten frei machen. Wohl sind, wie schon erwähnt, auch in China die modernsten europäischen Schußwaffen eingeführt; aber die Reisenden wissen von ihrem Gebrauch die ergötzlichsten Geschichtchen zu erzählen, wie Soldaten, nachdem die Zahl der gefaßten Patronen verschossen waren, die nun doch unnütz gewordenen Gewehre verkauften oder wegstellten und wieder zu ihren altgewohnten Bogen zurückkehrten. Die originelle Form, die viele Waffen zeigen, ist aus unsrer Abbildung ersichtlich. Daß trotzdem der chinesische Soldat kein schlechtes Material ist, wurde von vielen Seiten während des letzten Krieges bezeugt. Leistungsfähigkeit und persönliche Tapferkeit würden den Chinesen unter guter Führung wohl zu einem nicht zu verachtenden Gegner machen.



Eine chinesische Braut mit Perlenschleier

Werfen wir noch einen Blick auf das Familienleben, so ist hier natürlich vor allen Dingen der Stellung der Frau zu gedenken. Im ganzen ist sie keine beneidenswerte. Dem Mann allein gehört das öffentliche Leben, die Frau ist vollständig auf das Haus beschränkt, und sehr selten nur dringt ein Fremder bis in die Frauengemächer seines Gastfreundes; im gesellschaftlichen Leben werden die Frauen vollständig ignoriert, im Hause aber ist die Frau dem Willen des Mannes unterworfen. Die Frauen haben in den Häusern, die freilich bei den Reichen wenigstens nicht einzelne Häuser, sondern ganze Komplexe darstellen, mit Gärten und Teichen, Lusthäusern und Hallen, ihre eignen Häuser und Gemächer und werden schon als Kinder von 6—7 Jahren selbst von ihren Brüdern und Vettern möglichst abgesondert. Die Absonderung geht sogar so weit, daß die Frau nicht einmal



Chinesische Damen beim Fünf-Uhr-Thee
Aus Eugen Wolf, Im Innern Chinas (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt)

mit dem Manne essen darf, was sich, wie alle diese strengen Bestimmungen, natürlich nur für die höheren Klassen durchführen läßt, während es sich bei den unteren von selbst verbietet. Von 13 Jahren an können die Mädchen verlobt werden, wobei von einer Selbständigkeit der Wahl natürlich nicht die Rede ist. Die Vertragsbestimmungen, wenn wir so sagen wollen, besonders die Höhe der Summe, die die Eltern des Bräutigams den Eltern der Braut zu zahlen haben, werden von den beiderseitigen Familien ausgemacht. Mit der Ehe tritt sie so vollständig in die Familie ihres Gatten ein, daß sie nicht einmal ihre eignen Eltern mehr besuchen darf.

Bei der großen Rolle, die der Ahnenkult im Leben der Chinesen spielt, ist natürlich die Geburt eines Sohnes ein Ereignis von größter Bedeutung, während die Geburt eines Mädchens höchst gleichgültig aufgenommen wird; doch scheinen die Erzählungen von vielverbreiteter Sitte der Ermordung neugeborener Mädchen zum mindesten auf großer Uebertreibung zu beruhen. Interessant ist die Vorstellung, die sich die Frauen von dem Jenseits machen. Sie erscheinen hier als Baum, und Zahl und Farbe der Blüten zeigt Zahl und Geschlecht der Kinder an. Rote Blüten bedeuten Mädchen, weiße Knaben.

Gesetzlich ist nur eine Frau als rechtmäßig anerkannt, allein Nebenfrauen sind dem Manne gestattet, unterstehen jedoch der Hauptgattin und werden einfach ohne weitere Zeremonie gekauft. Auch die chinesischen Ehen sind trennbar, und das Gesetz kennt verschiedene Gründe für Ehescheidung. Je älter die Frau wird, desto höher steigt ihr Ansehen. Eine Wiederverheiratung nach dem Tode ihres Mannes gilt als Schande, und wie hoch trotz der sonstigen niedrigen Stellung der Frau der Entschluß geschätzt wird, Witwe zu bleiben, beweist die Sitte, daß sogar auf Staatskosten solchen standhaften Witwen Triumphbogen errichtet werden.

Im ganzen kann man sagen, daß die Frauen der unteren Stände Chinas ein günstigeres Los haben als ihre sozial besser gestellten Schwestern. Die Pflicht, mit für den Unterhalt zu sorgen,



Ein chinesisches Ehepaar

verbietet ihre Beschränkung auf das Haus. Besonders in Kanton und den südlichen Provinzen sieht man sie allen möglichen Berufen nachgehen. Schneiderinnen kauern an den Straßenecken, um Kleider zu flicken; Dienerinnen durchwandern die Gäßchen, um Einkäufe oder Besorgungen für ihre Herrinnen zu machen; auf dem Flusse und im Hafen verkehren die Frauen ungezwungen, durch keine gesellschaftlichen Formen eingeengt, mit den chinesischen oder fremden Männern. Die ärmsten der Frauen ziehen in den Städten durch das Gewirr von Gäßchen, um allerhand Abfälle und Unrat für ihre Schweine zu sammeln. Draußen auf dem Lande sind sie in den Seidenzüchtereien oder auf den Reisfeldern thätig; sie schneiden Gras oder suchen auf den Bergabhängen nach Wurzeln, Zweigen und sonstigem Brennmaterial; Hunderte pflücken Theeblätter an den sich meilenweit hinziehenden kleinen Stauden; überall sind es kräftige, gut gebaute Gestalten.

Siebentes Kapitel

Japan, das Aino-Volk, Korea, Liu-kiu-Inseln, Formosa, Mandschurei, Mongolei, Ost-Turkestan und Tibet

Japan

Wir haben bei unsrer Schilderung der bezopften Träger des Reiches der Mitte besonders die Bewohner Chinas im engeren Sinn im Auge gehabt. Es würde uns noch übrig bleiben, einige charakteristische Völkerschaften zu schildern, die ebenfalls unter dem Zepter des Sohnes des Himmels stehen, zum Beispiel die Bewohner der Mongolei und des sagenumwobenen Tibet. Allein wir glauben, wenn wir diese schildern, zugleich auch weiter in der Charakterisierung der mongolischen Rasse gehen zu müssen, und möchten vorher noch unser Augenmerk den andern Völkern mongolischer Rasse zuwenden, die wir ebenfalls als Kulturvölker bezeichnen können.

Vom „Reich der Mitte" begeben wir uns nach dem „Reich der aufgehenden Sonne"! Von China nach Japan! Vor wenig Jahrzehnten war Japan bei den meisten Europäern fast mit einem noch geheimnisvolleren Zauber umgeben als China; allerdings müssen wir gestehen, daß vielleicht bei manchen sogar das Unterscheidungsvermögen zwischen den beiden großen Reichen des Ostens nicht ganz ausgebildet war und es nicht so genau genommen wurde, ob man von Japan oder von China sprach. Japanische Lackwaren erweckten das größte Interesse für das Inselreich des Ostens. Da kam auf einmal, fast plötzlich, die Kunde von dem Erwachen Japans. Mit einer in der Geschichte aller Völker einzig dastehenden Schnelligkeit verwandelte sich ein Staat und ein Volk, das man nach landläufigen Begriffen als barbarisch oder zum mindesten als Halbkulturvolk bezeichnen konnte, in ein Kulturvolk! Ohne zunächst auf die Beantwortung der Frage eingehen zu wollen, ob diese Umwandlung nicht zu rasch geschehen ist, müssen wir jedenfalls als unwiderleglich hinstellen, daß heute Japan das führende Volk der gelben Rasse ist und für die



Drei japanische Mädchen



Ein japanischer Gemüsehändler

Mächte des alten Europa nicht mehr eine quantité négligeable bedeutet. Erst in unsern Tagen hat Japan ein Bündnis mit England abgeschlossen, das erste Mal, daß ein europäischer Staat mit diesem Staat des Ostens Verträge einging, und wer kann wissen, ob nicht einst dieser junge Riese berufen ist, eine führende Rolle in der Geschichte des Ostens zu spielen, ob nicht einst in dem Reich der aufgehenden Sonne eine neue Geschichtsepoche anhebt, die unter dem Zeichen der gelben Rasse steht!

Das Kaisertum Japan ist ein Inselreich und hat hierdurch schon eine äußere Aehnlichkeit mit England, mit dem es manchmal verglichen wird. Nach der Einverleibung der Kurilen und der Liu-kiu-Inseln, deren wir aber später noch besonders gedenken wollen, hat es eine Größe, die ungefähr der Preußens samt Württemberg und Baden gleichkommt. Die Bevölkerungsdichte ist aber größer als die der genannten Länder und kommt der von Großbritannien gleich. Hierbei wird die Durchschnittsziffer der Bevölkerungsdichte noch durch einige schlecht bevölkerte Distrikte, wie es die Kurilen und Jesso sind, heruntergedrückt; dagegen besitzen andre Gebiete Japans bei 234 Personen auf den Quadratkilometer eine Bevölkerungsdichte, die selbst die von Belgien und Sachsen übertrifft. Nach dem Zensus von 1891 besaß Japan damals eine Bevölkerung von 40 719 000 Menschen. Da schon von 670 n. Chr. an der Zensus zu einer regelmäßigen Einrichtung wurde, so wissen wir, daß die Bevölkerung Japans alle 427 Jahre sich verdoppelt hat.

Die Geschichte Japans verliert sich naturgemäß in das Dunkel der Vorzeit, und an Stelle historischer Ueberlieferungen treten Mythen und Schöpfungssagen von zum Teil großer Poesie. Als die Erde noch weich war wie Schlamm, sproßte aus diesem Sumpf eine Lotosblume, von der der landformende Gott Kuni-Soko-Tatsino-Mikoto seinen Ursprung nahm, und es wurden nun Land und Wasser geschieden. Dem Gott Iza-Na-Gi und seiner Gemahlin Iza-Na-Mi verdanken die japanischen Inseln im besonderen ihre Entstehung. Sie standen auf der Himmelsbrücke und stießen einen Speer in das schlammige Wasser. Als sie ihn herauszogen, bildete jeder der abfallenden Tropfen eine Insel. Auf Nipon, der größten Insel, dem Land der aufgehenden Sonne, ließ sich das Götterpaar in der Nähe der Lotosblume nieder, die unterdessen zu einer mächtigen Säule herangewachsen war. Das erste Kind, das ihrem Liebesbund entsproß, wurde in eine Schilfwiege gesetzt,

in der es auf den Wassern umhertrieb, um endlich nach mancherlei Gefahren der Ahnherr der japanischen Rasse zu werden. Darum ist Nipon heute noch die japanische Bezeichnung für die Hauptinsel wie für das ganze Reich. Freilich kam auch gleich Unglück mit in die Welt; denn die Göttin war leider nicht frei von menschlicher Schwäche und brach das Verbot des Schweigens, und alles Uebel, was den Menschen passiert, ist darauf zurückzuführen.

In die Geschichte tritt Japan mit Jimmu Tenno, dem ersten historischen Herrscher Japans ein, der von 660 bis 585 v. Chr. regierte. Er soll aus China gekommen sein, und sicher ist wohl auch die Besiedelung Japans von China aus über Korea erfolgt. Allmählich wurden die Einwanderer Herren der Mehrzahl der Inseln, indem sie die Eingeborenen immer mehr zurückdrängten; heute finden wir diese, die merkwürdigen Ainos, die wir noch näher kennen lernen werden, nur noch auf der nördlichen Insel Jesso. In den folgenden Jahrhunderten verbreitete sich chinesische Kultur immer mehr über Japan, und bis etwa zum Jahr 1200 n. Chr. ist wenig zu berichten. Es war die Zentralregierung, nachdem allmählich alle Inseln unterworfen waren, 794 nach Kioto verlegt worden, wo sie bis 1868 blieb. Nachdem etwa um das 11. Jahrhundert schon eine Militärdespotie in den Vordergrund getreten war, wurde mit der Erhebung eines Generals zur höchsten militärischen Würde das sogenannte Shogunat gegründet, und dieser dualistische Charakter der Regierung blieb bis zum Jahr 1868 erhalten. An der Spitze der Zivilregierung, wenn wir so sagen wollen, stand der Kaiser mit dem Titel Mikado, an der Spitze der Militärherrschaft der Shogun. Je nach der persönlichen Tüchtigkeit hatte bald der eine oder der andre die Hauptmacht in der Hand, manchmal allerdings auch waren die Mikados wie die Shogunen nur Schattenherrscher, und die Macht lag in den Händen des Buddhismus. Schwere innere Fehden wechselten mit Zeiten langen Friedens und gesicherter Zustände im Innern ab. Interessant ist im Vergleich mit der deutschen Geschichte die große Ausbildung des Feudalsystems, die wir in Japan finden. Mächtige Adelsgeschlechter, fast unumschränkte Herren auf ihren großen Besitzungen, geschützt durch eine stattliche Gefolgschaft niederen Adels, spielen als Lehensfürsten die gleiche Rolle wie die stolzen Adelsgeschlechter Deutschlands im Mittelalter, und um ihre Gunst bewerben sich Mikado und Shogunen. Die Geschichte Japans dieser Zeit ist nicht nur reich an schweren inneren Fehden, sondern auch an den großartigsten Zügen der Lehens- und Vasallentreue, und ein mächtiger kriegerischer Geist wuchs im Gegensatz zu China in diesem Inselvolke heran.



Japanische Mädchen

Die übrige Welt freilich erfuhr nichts von diesen geschichtlichen Vorgängen, die sich in merkwürdiger Parallele im fernen Osten abspielten; denn seit Beginn des 17. Jahrhunderts war Japan nach außen völlig und auf das schärfste abgeschlossen, und wenigen Europäern war es möglich, auch nur in die Küstenstädte zu kommen. Da führte das Eingreifen der fremden Mächte zur letzten großen Umwälzung in Japan. 1854 erreichte der amerikanische Kommodore Perry die Eröffnung einiger Häfen, vor denen er mit seinen Kriegsschiffen erschien. Aufstände im



Kopfputz einer Japanerin

Innern und Angriffe gegen europäische Schiffe beschleunigten den Gang der Dinge. Da hob 1868 der Mikado das Shogunat auf, und von diesem Jahr an datiert die neue Aera Japans. Mit einer Kühnheit sondergleichen zerbrach die Regierung des Mikado die bisherige Ordnung der Dinge. Mit einem Federstrich wurde das Feudalsystem aufgelöst, der mächtige Adel mediatisiert, die große Klasse der lehenstragenden Zweischwertmänner, Samorai, ihrer Besitzungen fast ganz beraubt, das Land den Fremden eröffnet. Wohl kam es in den nächsten Jahren zu Aufständen, die aber alle niedergeschlagen wurden, und mit einer Raschheit, die nicht ihresgleichen hat und der beinahe ein beängstigender Zug anhaftet, löste sich Japan von seiner Vergangenheit, um in der Kultur des fernen Westens sein bis in die Details kopiertes Vorbild zu finden. Zum Erstaunen der Welt ist das Experiment bis heute geglückt. Nachdem die Japaner einige Jahrzehnte auf allen Gebieten der Technik und der Wissenschaft gelehrige Schüler gewesen, haben sie sich auf eigne Füße gestellt. In einer Reihe von Städten dampfen heute Fabrikschlote, auf eignen Werften bauen die Japaner ihre Kriegsschiffe, fast scheint sich bereits die Umwandlung dieses alten Agrarstaates in einen Industriestaat zu vollziehen; an Universitäten und höheren und niederen Schulen wird europäische Wissenschaft gelehrt; japanische Gelehrte stehen mit in der ersten Reihe der Forschung, und die kleinen braunen Japaner haben sich als Soldaten, in China Schulter an Schulter mit den Militärmächten der übrigen Welt kämpfend, die vollste Achtung ihrer Lehrmeister errungen. Ein gut Teil des Zaubers des alten Japans freilich ist mit dieser Metamorphose wohl auf immer verschwunden.

Als Angehöriger der mongolischen Rasse zeigt der Japaner natürlich deren charakteristische Merkmale, die wir schon früher erwähnt haben. Es lohnt sich aber wohl, an der Hand des von uns schon erwähnten Professors Bälz von Tokio noch ein paar weitere Worte über die körperlichen Eigenschaften der Japaner zu sagen. Wie kein andrer ist Bälz, der an mehreren tausend Individuen genaue Messungen angestellt hat, berechtigt, auf den Namen einer Autorität auch auf diesem Gebiet Anspruch zu erheben. Nach ihm lassen sich unter der Bevölkerung Japans, wobei wir, wie schon erwähnt, die Aino außer acht lassen, zwei wesentlich verschiedene Typen unterscheiden. Der eine Typus charakterisiert sich durch schlanken, eleganten, fast zu zierlichen Wuchs, durch dolichocephalen Schädel, schmales, langes Gesicht, schiefe Augen, eine feine konvexe Nase und kleinen Mund; ihm gehören die Mehrzahl der höheren Familien Japans an; im Volke verbreitet ist ein andrer Typus von untersetzter, derber Gestalt, kürzerem Schädel, breitem, dickem Gesicht, stark hervortretenden Backenknochen, weniger schiefen Augen, platter Nase, großem Mund. Die Gegensätze dieser beiden Typen haben sich am reinsten und markantesten bei den Frauen erhalten, während bei den Männern der schwach angelegte Körper durch Erziehung und Arbeit oft gekräftigt wird. Nichts ist aber frappanter als das in den Städten häufige Bild, daß eine zierliche, schmächtige, fast krankhaft zart gebaute, ernste Herrin von der plumpen, dicken, blühenden, rotbackigen, immer fröhlichen Dienerin mit der „fast pöbelhaften Gesundheit" gefolgt wird. Dieser Unterschied im Körperbau und in den Gesichtszügen zwischen den höheren Klassen, der Aristokratie, und der Masse des schlechter situierten Volkes findet sich zwar mehr oder weniger überall, aber in keinem europäischen Land annähernd so ausgeprägt wie in Japan; hieraus lassen sich die verschiedenen Ansichten über die ethnographische Stellung des japanischen Volkes erklären, das bald als mongolisch, bald als malaiisch bezeichnet wird, bald als ein Gemisch von beiden. Der feine Typus stimmt allerdings in keiner Weise mit dem überein, was man gewöhnlich



Japaner mit künstlerisch ausgeführter Tättowierung

unter einer Mongolenphysiognomie versteht; allein solange die Chinesen als Mongolen gelten, muß er als mongolisch betrachtet werden, da er auch das Kennzeichen der höheren Klassen in China ist; unter den Malaien existiert dieser Typus in keiner Weise.

Ist es überhaupt berechtigt, Mongolen und Malaien in scharfen Gegensatz zu stellen? Sehen wir uns den Begriff der mongolischen Rasse näher an, wie er von den Anthropologen im Sinn Cuviers gebraucht wird, so finden wir, daß er eine große Anzahl über weite Länderstriche verbreiteter Völker in sich begreift, die zwar im Gegensatz zu andern Rassen gewisse Merkmale gemeinsam haben, aber andrerseits unter sich doch wesentlich verschieden sind. Die gemeinsamen Merkmale sind: gelbliche Haut, schlichtes, walzenförmiges Haar, spärlicher Bart, spärliche Behaarung am Körper, brachycephaler oder dem brachycephalen nahestehender Schädel, meist stark hervortretende Backenknochen und mehr oder weniger schiefe Augen. Alle diese Merkmale sind den Mongolen und den Malaien gemeinsam. Besser ist es daher, mit Peschel die Malaien mit der gewöhnlich sogenannten mongolischen Rasse als mongolenähnliche Völker zusammenzufassen. In gleicher Weise sind auch die beiden in Japan vertretenen Typen als mongolisch zu bezeichnen.



Aus einem japanischen Dorfe

Die Differenz beider Typen wird leicht durch eine verschiedenzeitige Einwanderung zweier verschiedener mongolischer Stämme erklärt; die zuerst Eingewanderten gehören dem feineren Typus der Chinesen an; der später eingewanderte Stamm kam vermutlich aus den südlichen Teilen Ostasiens. Die Einwanderung erfolgte höchst wahrscheinlich beidemal über Korea. Hierfür sprechen nicht nur die geographische Lage, indem die Entfernung beider Länder nur 200 Kilometer beträgt und in ihrer Mitte, im Gesichtskreis beider, die Insel Tsushima liegt, nicht nur die Thatsache, daß sich auch in Korea die beiden verschiedenen Typen finden, sondern auch historische Ueberlieferungen, die zwar schwer aus dem Wust mythologischer Verzierungen herauszuschälen sind, aber durch noch heute bestehende Verhältnisse ihre Bestätigung finden.

Die Haut der Japaner ist von einer hellgelben Farbe, die sich in ihren Abstufungen nach der einen Seite der weißen Hautfarbe der Europäer nähert, andrerseits alle Uebergänge vom tiefen Gelb zum hellen Braun zeigt. Von lokalen Pigmentierungen ist ein dunkelblauer Fleck hochinteressant, den alle neugeborenen japanischen Kinder auf der Kreuzbeingegend oder auf den Hinterbacken tragen. Die Lippen der Japaner sind meist ebenso rot gefärbt wie beim Europäer. Die Haut hat etwas Weiches, Sammetartiges, selbst bei den unteren, arbeitenden Ständen. Die Hautpflege ist bei den Japanern sehr entwickelt, namentlich durch die Nationalsitte des heißen Bades, das jeder Japaner nahezu täglich gebraucht. Zugleich ist übrigens der Japaner in hohem Grade gegen Temperatureinflüsse abgehärtet.

Der Haarwuchs der Japaner am Körper ist wie bei allen Gliedern der malaio-mongolischen Rasse schwach; die Kopfhaare sind dicht, kräftig und schlicht; Locken sind überaus selten und gelten für sehr häßlich; der Bart des Japaners ist spärlich, dürftig und erscheint spät; er ist schlicht wie das Haupthaar, die Haare stehen dünn, und die Verteilung des Bartes erinnert lebhaft an einen Ziegenbart. Die Farbe der Kopf- und Barthaare ist durchweg sehr dunkel, und unter den Begriff des verabscheuten Rot fällt noch, was wir als Dunkelbraun oder Schwarzbraun bezeichnen

würden. Auf Pflege und Kultur des Haares wird namentlich bei Frauen eine hervorragende Sorgfalt verwandt.

Die Größe der Japaner ist beim Mann durchschnittlich 158 Centimeter, bei den Frauen 146 Centimeter; sie sind also ein kleines Volk. Die höheren Klassen sind größer als die unteren. Während bei dem Europäer die Spannweite mit sehr seltenen Ausnahmen größer ist als seine Länge und beim männlichen Geschlecht circa 105 beträgt (die Größe = 100 gesetzt), so geht sie bei den Japanern bis 102,6 %, bleibt aber auch oft hinter der Körpergröße zurück, besonders bei Frauen, wo sie auch bloß bis 101 % geht.

Der japanische Kopf ist im Verhältnis zum Körper groß. Die Schädelwölbung ist dieselbe wie beim Europäer, die Stirn ist gut ausgebildet.



Japanisches Fuhrwerk

Besondere Erwähnung verdient die Erklärung, warum dem Europäer das Gesicht an Japanern so auffallend breit und die Jochbeine so stark vorstehend erscheinen. In ersterem Fall handelt es sich um eine reine Augentäuschung: die größte Gesichtsbreite liegt beim Ostasiaten weit vorn, etwa in der Fläche des äußeren Augenwinkels, beim Europäer liegt sie viel weiter hinten; bei letzterem wird sie ganz allmählich, beim Japaner sozusagen plötzlich erreicht. Die Jochbreite bei 64 Schädeln im Mittel 13,2 Centimeter ist zwar größer als die des Europäers, aber doch lange nicht in dem Maße, wie man nach dem Anblick der Lebenden glauben möchte. Den wichtigsten Anteil aber an dem Vorstehen der Jochbeine hat der Oberkiefer; er ist breiter, aber niedriger als der europäische. Durch diese große Breite der Oberkiefer wird die größere Jochbreite des japanischen Gesichtes wesentlich bedingt.

Als ein Hauptrassenmerkmal mongolischer Völker gelten auch die Schlitzaugen. Das Charakteristische dieses Auges liegt, wie schon früher angedeutet wurde, in der eigentümlichen Beschaffenheit der Falte am oberen Lide und dem Fehlen oder der Flachheit der Einsenkung zwischen Lid und Stirnrand. Der Verlauf der Falte bedingt nicht nur die schiefe Richtung der Augen, sondern

es liegt dadurch auch der Augapfel tief hinter der Oberfläche der Lider, und das Auge erscheint hierdurch länger. Ist die Hautfalte sehr dick, fettreich, sinkt sie tief herab und verlängert sie sich weit nach außen, so erscheint das Auge als eine lange, schmale Spalte, als ein Schlitz ohne deutliche Modellierung. Alle japanischen Augen sind dunkel, und zwar sind unter hundert 95 braun und 5 schwarz.

Werfen wir einen Blick auf die Tracht der Japaner und beginnen dabei, wie es sich gebührt, mit der Japanerin. In Zusammensetzung und Zuschnitt ist sie von klassischer Einfachheit und erinnert am ehesten an jene der Griechinnen aus altklassischer Zeit. Aber zu den langfaltigen Gewändern treten noch die Feinheit und Kostbarkeit der Stoffe und vor allem die herrlichen Farben. „Wer jemals," schreibt Hesse-Wartegg, „eines der zahlreichen Volksfeste mitgemacht hat, den wird neben der Anmut und Lieblichkeit der japanischen Frauen nichts so sehr in Entzücken versetzt haben wie diese zarten, duftigen, farbenreichen Trachten, die den Volksmassen, aus der Ferne gesehen, das Aussehen lebendiger Blumenbeete geben, umflattert von den herrlichsten Schmetterlingen." Der Schnitt der japanischen Damenkleider ist bei hoch und niedrig, bei arm und reich, bei jung und alt im ganzen Lande der gleiche, und überall sind auch die Kleidungsstücke dieselben. Die Kleidung besteht im Sommer aus einem hellfarbigen, den ganzen Körper bis zu den Füßen leicht verhüllenden Unterkleidungsstück, dem Dschiban, und dem in gleicher Weise geschnittenen Ueberkleid, dem Kimono; im Winter wird noch ein weiteres Unterkleid getragen. Der Kimono ist stets aus wertvollerem Stoff als die Unterkleider, und an der Farbe, an dem Stoff und an der Ausschmückung erkennt man die gesellschaftliche Stellung, ja selbst das Alter der Trägerin. Jede vornehme Japanerin besitzt oder leider besaß für die verschiedenen Feste und Jahreszeiten Prunk-Kimonos von oft ganz außerordentlicher Schönheit; in zartester Seidenstickerei waren Blüten, Bäume und so weiter aufgestickt. Die gewöhnlichen, für den Verkehr auf der Straße getragenen Kimonos entbehren natürlich solchen Schmuckes. Um den Leib wird der Kimono durch ein breites Band, den Obi, zusammengehalten, ein Kleidungsstück, auf das die Japanerinnen aller Stände die meiste Sorgfalt ver-



Japanische Berufsringer

wenden. Der Obi ist ein 3—4 Meter langes, etwa 1 Meter breites, viereckiges Stück Stoff von schwerster, oft außerordentlich kostbarer Seide und wird in kunstreicher Weise unter Beihilfe einer zweiten Person um den Leib gewunden und zu einer riesigen Schleife gebunden; 12—15 Lagen dieses ungemein schweren, dicken Stoffes bilden dann schließlich unterhalb des Rückens ein eigenartiges Kissen, das die sonst so graziöse Japanerin nicht zu ihrem Vorteil kleidet.

Für das europäische Auge ebenfalls nicht schön erscheint die Fußbekleidung der Japanerin, die von den ersten Jahren der Kindheit an in schweren Holzschuhen besteht, zum Teil stelzenartig erhöht, die, wie auch auf unsrer Abbildung zu sehen ist, mit einem Riemen zwischen der großen und den andern Zehen befestigt werden. Strümpfe sind unbekannt. An ihrer Stelle trägt die Japanerin, wenn überhaupt eine Fußbekleidung, ganz kurze Socken mit einer Extra-Abteilung für die große Zehe. Zu Hause wie im Theater, in den Tempeln, in den Theehäusern werden die Holzsandalen stets abgelegt.

Mehr Geschmack wird auch der Europäer an den Haarfrisuren der Japanerinnen finden, deren es eine große Mannigfaltigkeit giebt, und von denen neben den häufigeren Formen ein besonders auffallender Kopfschmuck zur Abbildung gelangt ist. Die Herstellung einer solchen Frisur, auf die peinlichste Sorgfalt verwendet wird, erfordert einen bedeutenden Zeitaufwand, und so ist es natürlich, daß ein solches Kunstwerk nicht jeden Tag geschaffen werden kann, sondern ungefähr eine Woche lang halten muß. Die Japanerin schläft aber auch nicht, wie ihre europäischen Schwestern, auf weichem Kissen, sondern legt sich unter den Nacken die uns schon vom malaiischen Archipel her bekannte Nackenstütze. Allerlei Schönheitsmittel, Puder und Schminken sind auch den japanischen Damen nicht unbekannt, und sie machen kein Hehl daraus, wie überhaupt eine wunderbare Naivität oft dem Vorübergehenden den freisten Einblick in alle Gemächer gestattet. Es ist bekannt, daß niemand im japanischen Volk an öffentlichen und gemeinsamen Bädern den geringsten Anstoß nimmt.



Ein japanischer Arzt und seine Patientin

Etwas einfacher als die Tracht der japanischen Frau ist die des Mannes. Auch er trägt den Kimono, der durch den Obi gehalten wird. Letzterer aber ist hier nicht aus schwerem Stoff, sondern es sind nur weiche, schmale Schärpen. Früher war vielfach, und dies gilt noch von der Landbevölkerung, ein schmales Hüfttuch die einzige Bekleidung, dafür aber trug der Japaner oft an seinem Körper die wunderbarste Hautkleidung mit herum. Wir haben die Maori und Südseebewohner als Meister der Tättowierkunst kennen gelernt; der Japaner darf ihnen vielfach die Palme streitig machen. Unser Vollbild zeigt einen tättowierten Japaner und zugleich auch, besser als jede Beschreibung es vermöchte, das Charakteristische der japanischen Tättowierung, die den ganzen menschlichen Körper zu einem förmlichen Bilderbuch umgestaltet. Blumen, Tiere, menschliche Gesichter und allerlei Gegenstände wechseln mit Arabesken und sonstigen Zeichnungen ab, und alles dies ist in feinster Zeichnung, in wunderbarer Abtönung der Farben ausgeführt. Die große Ausbildung der Kunst der Tättowierung in Japan hat schon manchen Reisenden veranlaßt, sich auf seinem Arm ein kleines Bildchen als dauerndes Andenken an den fernen Osten und seine zierlichen Menschen mit nach Hause zu nehmen.

Das moderne Japan freilich hat in seinem Uebereifer, es den alten Kulturmächten nachzuthun, bedauerlicherweise auch mit der alten Tracht gebrochen. Das Tättowieren ist verboten, die Prachtkimonos alter Zeiten wanderten in Museen, und auf kaiserlichen Befehl verschwand — wenigstens für alle, die am Kaiserhofe ein und aus gehen — die alte Nationaltracht; der Kaiser dekretierte die europäische Tracht. Die Mehrzahl der Japaner hat aber glücklicherweise noch die alte Tracht beibehalten.

Wir wollen, an diese kurze Schilderung der äußeren Erscheinung der Japaner anknüpfend, auch einen Blick auf deren Familienleben werfen.

Nicht selten wird Japan das Paradies der Kinder genannt, und alle Reisenden stimmen darin überein, daß sich ein großer Teil japanischen Lebens um die Kinder dreht. Sehr komisch ist das Aeußere dieser Liliputaner. Sie stecken vollständig in dem gleichen Anzug wie die Erwachsenen, und sehr drollig erscheinen uns ihre Haartrachten. Dem Säugling werden zuerst alle Haare abrasiert, höchstens daß ein Schwänzchen im Nacken stehen bleibt. Später läßt die Mutter einen Haarschopf stehen, über den Ohren oder auf dem Scheitel. Ganz allgemein erfreuen sich die Kinder der rücksichtsvollsten Behandlung und der größten Zärtlichkeit. Hesse-Wartegg behauptet sogar, die Liebe zwischen Eltern und Kindern sei vielleicht die einzige wahre Liebe, die die Japaner kennen. „Nie," sagt auch Selenka, „sieht man die Eltern ihre Sprößlinge züchtigen, dagegen spielen selbst die Erwachsenen stundenlang mit ihnen, und wie von den Eltern, so werden die kleineren Geschwister auch von den größeren mit größter Liebe bewacht; den ganzen Tag sieht man fünf- bis achtjährige Mädchen sich auf der Straße tummeln, dabei aber ihre jüngeren Geschwister auf dem Rücken." Allgemein wird aber auch die Wohlerzogenheit japanischer Kinder gerühmt. „Selten habe ich," schreibt Hesse-Wartegg, „ein japanisches Kind weinen sehen, niemals schreien gehört; niemals nahm ich schlechtes, ausgelassenes Benehmen wahr, niemals Prügeleien unter Jungen, niemals eine Bestrafung durch die Eltern." So wachsen die Kinder in glücklicher Jugend heran, werden zugleich aber bald etwas altklug. Der Stolz der Familie ist natürlich der Sohn, denn nach den Lehren des Confucius hat der Sohn seinen Eltern später, wenn sie alt geworden sind, ihre früheren Wohlthaten zurückzuzahlen, und wie in China ist Elternliebe das erste Gebot. Aus dieser großen Bedeutung, die die Familie für das ganze japanische Leben besitzt, erklärt sich die weitverbreitete Sitte der Adoption. Sterben Kinder vorzeitig oder bleibt die Ehe kinderlos, so werden einfach Kinder adoptiert. Die Adoption ist förmlich zur Volkssitte geworden.



Japanisches Mädchen

Weniger günstig als die harmlose Jugend gestaltet sich später für das heranwachsende Mädchen das Leben. Es muß vor allem lernen, keinen eignen Willen zu haben und alle Gefühle unter freundlichem Lächeln, unter höflichen und unterwürfigen Manieren zu verbergen. Hat das junge Mädchen das heiratsfähige Alter erreicht, so verliert es mit dem Eintritt in das Haus seines Gatten jegliche Selbständigkeit. Es wird nicht um die Wahl gefragt, sondern dies ist Sache der Eltern.

Ein Liebesleben in unserm Sinne ist den Japanerinnen unbekannt, ja selbst der Kuß ist etwas, wovon das frühere Japan nichts wußte. Polygamie ist gesetzlich nicht erlaubt, doch wird es dem Mann nicht verwehrt, Konkubinen ins Haus zu nehmen. Wie in dem ganzen Erziehungswesen der Umschwung Japans viele Aenderungen nach sich gezogen hat, so werden die Nachwirkungen hiervon sicher auch nicht ohne Einfluß auf die Familienverhältnisse der Japaner bleiben.

Das Haus des Japaners nennt Selenka primitiv, fügt aber gleich hinzu, daß seine Bauart durch die häufigen Erdbeben bedingt sei. Denn da es lediglich aus Holz und Papier besteht und niedrig ist, gefährdet es bei einem Erdbeben die Menschen viel weniger durch Einsturz als die Steinhäuser und vermag zugleich auch viel besser den Erschütterungen zu widerstehen. Mittelwände und



Ein Ruheplatz an einer Straße in Japan

Fensterrahmen sind kulissenartig, sie können beiseite geschoben und wieder eingesetzt werden. An Sommertagen steht so das ganze Haus nach zwei oder selbst drei Seiten offen. Bei Nacht oder bei schlechtem Wetter wird es geschlossen, und ebenso wird der schmale Umgang, der sich verandaartig um das Haus zieht, durch hölzerne Schiebethüren abgesperrt, die in Nuten zwischen dem Dachrand und der Veranda laufen; so gleicht das japanische Haus bei Nacht einer geschlossenen Schachtel. Glasscheiben werden nicht benutzt; die Innenräume erhalten ihr Licht durch Holzgatterthüren, die mit Papier beklebt sind.

Das Mobiliar einer japanischen Einrichtung ist einfach: die phantastischen Möbel, mit denen die Europäer sich ein „japanisches Zimmer" einrichten, finden wir in einem wirklichen japanischen Heim nicht. „Fast der einzige Schmuck des japanischen Zimmers," schreibt Selenka, „ist die Reinlichkeit." Niemals darf aber auch eine Sandale oder der Stiefel des Abendländers die in Sauberkeit schimmernden Fußmatten betreten; denn sie dienen dem Bewohner zugleich als Sitz, als Tisch und als Bett. Das ganze Innere der Zimmer ist mit gepolsterten Matten belegt, die im ganzen Land

das Einheitsmaß von ein zu zwei Metern haben, so daß man danach den Flächeninhalt der Zimmer berechnet. Nur hie und da findet man in den Wohnungen Sitz- oder Standmöbel; selbst in den Wohnungen der Bessersituierten und sogar derer, die durch langjährigen Aufenthalt in Europa unsre Kultur kennen gelernt haben, besteht das ganze Mobiliar aus einigen fußbankähnlichen Serviertischen, Schlafmatratzen, Schlafklotz, dem nötigen Küchen-, Eß- und Trinkgeschirr und einigen Dekorationsstücken, Büchern und Spielen. Ein Nischen- oder Wandschrank dient zur Aufbewahrung der Kleider.

Als ein notwendiger Bestandteil der Wohnung wird von dem bessersituierten Japaner der am Hausgarten liegende Ziergarten betrachtet; nach unsrer Ansicht freilich stellt er nur eine sehr kindliche Spielerei dar; denn obwohl häufig nur einige Quadratmeter, bisweilen nur einige Quadratfuß groß, ahmen diese Liliputgärtchen eine natürliche Landschaft nach, wie dies auch der japanische Name „San-sui", das heißt „Berg und Wasser", bezeichnet. Seltsam geformte, verwitterte Felsstückchen, ein fließendes Wässerchen mit einem winzigen Teich, in dem sich Goldfische tummeln, allerlei zwerghafte Bäume und Pflanzen, Steinlaternchen, kleine Brücken, winzige Tempelchen — alles in kunstvoll perspektivischer Weise geordnet — stellten den Garten dar, an dem nicht nur die Kinder, sondern auch die Erwachsenen ihre naive Freude haben.

Sehen wir uns japanisches Leben außerhalb des Hauses an. Als Verkehrsmittel dienen die bekannten Jinrikscha, die „Manneskraftwagen", einsitzige, elegante zweiräderige Wägelchen, die von einem kräftigen Mann gezogen werden. „Anfangs," schreibt Selenka, „sträubt sich unser Gefühl gegen die Ausnutzung des Menschen als Zugkraft; aber diese Bedenken schwinden, sobald wir die fabelhafte Leistungsfähigkeit dieser ‚Menschenpferde' kennen gelernt haben. In raschem Trab legen diese Wagenzieher große Strecken am Tag zurück, sich nur mit einer kurzen zweimaligen Ruhepause und einer geringen Reisnahrung begnügend."

Auch auf den Straßen kommt der von den meisten Kennern und Besuchern Japans gerühmte liebenswürdige Charakter der Japaner zur Geltung. Ueberall tiefe Verbeugungen, ein höfliches Voreinander-Ausweichen, lebhafte Begrüßung, heiteres Plaudern sind charakteristische Züge japanischen Straßenlebens.

Der ganze heitere Charakter der Japaner aber offenbart sich bei ihren Festen, die auf das engste verbunden sind mit dem außerordentlich tief eingewurzelten Blumenkult. Die bevorzugteste Blume ist bekanntlich die Chrysanthemumblüte, die Wappenblume des Mikado, und einmal im Jahre, im November, öffnen sich auch die Pforten der kaiserlichen Gärten zum Chrysanthemumfest. Es ist ja jetzt auch in Europa bekannt, welch prächtige Blütenformen japanische Gärtnerkunst aus der anspruchslosen Aster gezogen hat. Beim Chrysanthemumfest kommt diese hohe Kunst zur besonderen Geltung, und nicht nur in den kaiserlichen Gärten, sondern überall sind die großartigsten Chrysanthemumausstellungen. Die Pflanzen sind nicht nur, wie in Europa, in wirkungsvoller Weise zusammengestellt, sondern lebensgroße Figuren, aus Chrysanthemum gebildet, sind zu dramatisch bewegten Gruppen vereint. „Flatternde Gewänder, herabhängende Aermel, Ueber- und Unterkleider sind in feinsten Farbenkombinationen aus verschiedenen Pflanzen zusammengesetzt, goldgesternte Kleider mit violettblütiger Kante, weiße Gewänder, von farbigen Mustern durchsetzt — alles hergestellt aus lebenden Topfpflanzen. Nur Hände und Gesicht, Kunstwerke japanischer Holzschnitzerei und Malerei, sind eingesetzt. Plötzlich taucht aus der Versenkung eine Frauengestalt empor in langem, schleppendem Gewande, und von oben, an unsichtbaren Fäden herabgelassen, schwebt eine Geistererscheinung herab, eine Blumenkomposition von prächtiger Wirkung. — Da beginnt das ganze lebende Blumenbild sich zu schieben; es ist auf einer zehn Meter großen Drehscheibe aufgestellt, deren andre Hälfte allmählich zum Vorschein kommt: ein vom Sturm bewegtes Meer, dessen Wellenthäler von grünen Blättern und blauen Blüten, dessen Schaumkämme von schlohweißen Blumen gebildet werden. Auf den Wogen schaukelt ein Nachen aus braunen Kikus, darin drei rudernde und kämpfende Männer." (Selenka, „Sonnige Welten".)

Wie dem November der Kiku, das Chrysanthemum gewidmet ist, so haben auch die andern Monate ihre spezielle Blüte. An Großartigkeit kann mit dem Chrysanthemumfest fast das Kirsch-

blütenfest wetteifern, das im Frühjahr zur Zeit der Kirschenblüte Tausende und Abertausende hinauswandern läßt, um sich unter den blühenden Bäumen bei kleinen Schälchen heißen Reisweins dem lustigen Spiel des wechselseitigen Dichtens hinzugeben. Die kleinen, meistens vierstrophigen Liedchen werden an Zweigen aufgehängt, und bald erscheinen die kleinen Wälder versgeschmückt. Ein nicht minder anmutendes Bild als Selenka von diesen Blumenfesten, bei denen „die Lieblichkeit der Landschaft harmoniert mit der naiven Heiterkeit der Menschen und alles zusammenfließt zu einem lachenden Gemälde", giebt Hesse-Wartegg von dem Treiben des japanischen Volkes: „Ist der Abend angebrochen, so erscheint alles in den Straßen; Tausende pilgern hinaus unter die gewaltigen, uralten Fichten des Shiba- oder Uyeno-Parkes und lagern sich auf dem Rasen oder in den Theehäusern, die rings um die Lotosteiche oder an den Ufern des Sumidagawa massenhaft stehen, andre mieten Vergnügungsboote, gehen in Theater oder Klubs, um Tanz und Gesang der zahllosen Geishamädchen zu bewundern; in den Straßen leuchten allmählich lange Reihen von buntfarbigen Lampions auf, aus vielen Häusern ertönt Gesang und Samisenspiel, überall ist Leben und Fröhlichkeit, als gäbe es bei diesem leichten Phäakenvölkchen gar keinen Ernst, keine Arbeit, und als wäre die ganze Hauptstadt des Mikadoreiches nichts als ein ungeheurer Badeort in der Hochsaison."



Aino-Kinder

Das Theater ist in ganz Japan außerordentlich beliebt. Die Stücke dauern meistens den ganzen Tag, und für den Fremden giebt es keine bessere Gelegenheit, die Japaner kennen zu lernen, als im Theater, in dem eine ganze Familie es sich den Tag über in ihrer Loge bequem macht. „Die Kinder werden auf den Boden gebettet, der Aschenbehälter mit den glimmenden Kohlen dazwischen gestellt, die winzigen Pfeifchen, ohne die man sich die Japanerin kaum denken kann, angezündet, und in kauernder, unbequemer Stellung auf sauberen Matten lauschen die Theaterbesucher andächtig den Vorstellungen, deren ungemeine Realistik für die japanische Bühne charakteristisch ist." Wie in Deutschland hat sich auch das Theater in Japan aus religiösen Gesängen und Vorführungen entwickelt. Für seine hohe Wertschätznug verweisen wir abermals auf Hesse-Wartegg und Selenka, von denen der erstere besonders die großartige Darstellungskunst schildert, wie sie sich zum Beispiel bei dem berühmten Schauspieler Danjuro findet, während Selenka eine höchst interessante Analyse eines bekannten Dramas, der „Siebenundvierzig Ronin", giebt: Schrankenlose Ergebenheit gegen den Feudalherrn, Todesverachtung, hochgeschraubtes Pflichtbewußtsein und Ehrgefühl, Kindesehrfurcht und Treue spiegeln sich in diesem Drama wieder, das die wichtigsten nationalen Charakterzüge und Lebensanschauungen der Japaner zum Ausdruck bringt.

Neben dem Theater sind die Theehäuser der Hauptvergnügungsort der Japaner, und der Name „Geisha" ist ja durch die gleichnamige Operette auch in Deutschland wohlbekannt geworden. Die Reisenden geben prächtige Schilderungen von diesen zierlichen, bunten Schmetterlingen, deren Erinnerungsbild, wie Selenka schreibt, „noch heute, wo ich wieder an Mikroskop und Seziertisch sitze, eine rosige Stimmung über mich auszugießen vermag". Durchweg sind die Geishas junge Mädchen, die jahrelang von Tanzmeistern, Gesang- und Schreiblehrern nicht nur im Gesang und dem Spiel

der Samisen, das heißt der japanischen Guitarre oder des Koto, einer Art Zither, unterwiesen worden sind, sondern auch in netten Manieren und in dezentem, zurückhaltendem Benehmen. So begreift sich die Vorliebe der Japaner für die Theehäuser, und die Langmut der Ehefrauen mag oft genug auf eine harte Probe gestellt werden, obwohl die besseren Theehäuser nicht notwendigerweise ein schlechtes Renommee haben müssen. Auch braucht — wie selbst europäische Damen urteilen, die durch jahrelangen Aufenthalt einen Einblick in diese uns so schwer verständlichen Verhältnisse gewonnen haben — eine Geisha nicht notwendigerweise unsittlich zu sein; allein die Grundanschauungen sind in diesem Punkt von dem, was wir als Sittenkodex bezeichnen, so verschieden, daß hierüber schwer ein Urteil zu fällen ist.

Gern möchten wir noch näher eingehen auf die japanische Kunst, auf Reisen in Japan, möchten den Fusijama, den Götterberg Japans, besuchen, dessen schneebedeckter Gipfel uns auf der Mehrzahl aller japanischen Bilder entgegentritt, allein wir würden uns den Vorwurf nicht ersparen, allzulange im Reich der aufgehenden Sonne und bei seinen liebenswürdigen Menschen zu weilen, und wir wollen darum nur noch kurz einen Blick auf die religiösen und philosophischen Ansichten der Japaner werfen.

Auf die Frage, zu welcher Religion der gebildete Japaner sich bekenne, erhielt Selenka von einem Kollegen lächelnd die Antwort: „Wir werden als Shintoisten geboren, leben als Confucianer und sterben als Buddhisten.“ Dieses Wort giebt zu gleicher Zeit das Auftreten der drei japanischen Morallehren der Zeitfolge nach an. Der Shintoismus kann als japanische Staatsreligion bezeichnet werden; denn im Jahre 1872 wurden als Quintessenz des Shintoismus von der Regierung folgende drei Glaubenssätze erlassen: die Götter zu ehren und das Vaterland zu lieben; das Verhältnis zum Himmel und die Menschenpflicht zu erkennen; dem Mikado Ehrfurcht und Gehorsam zu erweisen. Aeußere Lehren erscheinen unnötig; um Tugend zu üben, soll man die Götter fürchten, im übrigen der Stimme des Gewissens folgen.

Von China kam über Korea nach Japan die Lehre des Confucius, die wir schon kennen gelernt haben — eigentlich keine Glaubenslehre, sondern ein Sittenkodex —, und endlich breitete sich um die Mitte des sechsten Jahrhunderts nach Christus der Buddhismus aus. Der imponierende Pomp und das kirchliche Gepränge, Heiligenbilder und Musik, Standarten und Räucherwerk, sinnbethörende Aeußerlichkeiten, die der ursprünglich asketischen Lehre Buddhas im Laufe der Zeit angehängt wurden, haben im Zusammenhang mit der großen Duldsamkeit gegen Andersgläubige, die den Buddhismus so vorteilhaft auszeichnet, dieser Lehre bei den Massen gleich Eingang verschafft.

Zu der Geburt wie zu der Eheschließung werden Priester nicht herangezogen, wohl aber zu der nach buddhistischem Ritus erfolgenden Bestattung, wobei die Leiche in ein weißes Gewand, die Farbe der Trauer, gekleidet wird. Die Stätte wird durch einen Gedenkstein geschmückt. Hie und da wird auch noch nach der im elften Jahrhundert überkommenen Sitte verbrannt.

Es dürfte allgemein bekannt sein, daß in einer früheren Zeit auch schon einmal das Christentum in Japan festen Fuß gefaßt hatte. Etwa um 1580 zählte man in Japan bereits 150000 Christen. Allein auch hier, wie in China, war der Aufschwung des Christentums vorübergehend, und unter blutigen Verfolgungen wurde das Christentum völlig ausgerottet.



Aino-Mann und Frau

Das Aino-Volk

Bei der Schilderung von Japan haben wir schon der Aino gedacht, in denen wir wahrscheinlich die Urbevölkerung Japans sehen dürfen. Wie erwähnt, sind sie heute auf Jesso beschränkt, finden sich außerdem in einem Teil von Sakalin und den südlichen Inseln der Kurilen, aber früher war jedenfalls ihre Ausdehnung über die an der Ostküste Asiens liegenden Inseln weit größer. Selbst nationale Erinnerungen beschäftigen sich noch mit der Zeit der einstmaligen Größe des Ainoreiches, und wir finden noch ein Sprichwort, das darauf hinweist: „Götter der See, öffnet unsre Augen; wohin wir sehen, sendet das Echo die Sprache der Aino zurück." Heute teilen sie das Schicksal so vieler ursprünglichen Völker, versprengte Reste einer einst großen Bevölkerung, vielleicht auch einer mächtigen Nation, die einem siegreichen Eindringling unterlegen und von ihm immer mehr aus ihren ursprünglichen Sitzen zurückgedrängt worden sind.



Aino-Frauen

Für den Ethnographen zählen die Ainos jedenfalls zu den interessantesten Stämmen. In der Schilderung ihres Aeußeren wollen wir wiederum Bälz folgen, der sich in sehr eingehender Weise auch mit den Ainos beschäftigt hat und nachweisen konnte, daß sie sich an einigen Orten in einer Reinheit erhalten haben, wie sie selbst bei Naturvölkern nicht häufig ist; daß aber Ainoblut auch im japanischen Volke mehr sich findet, als man früher annahm, und daß naturgemäß auch in den übrigen, einst von ihnen besessenen Gebieten, dem Amurgebiet, den Liu-kiu-Inseln, die Ainos ihre Spuren zurückgelassen haben.

Die Ainos sind klein, noch kleiner als die durchschnittlich 159 Centimeter hohen Japaner, aber sie sind von sehr starkem, gedrungenem Bau, kurzem Hals, breiten, muskulösen Schultern und Extremitäten. Die Hände und Füße sind groß und breit. Der Kopf ist länglicher als bei den Mongolen, das Gesicht ist kurz, rund, die Jochbeine stehen meist etwas vor, die buschigen Augenbrauen bedecken das tiefliegende, rundliche, geradgestellte

Auge, dem die für die Mongolen charakteristische Falte meist fehlt. Die Nase ist kurz, am Sattel schmal, nach unten breit ausladend. Der Mund ist groß, die Lippen oft wulstig, die Kinngegend breit. Dies sind nach der Beschreibung von Bälz die anthropologischen Merkmale der Ainos. Was aber am allermeisten auffällt, ist ihre starke Behaarung, und Aino bedeutet nichts andres als haarige Menschen; manchmal zwar mag in den in Reisewerke übergegangenen Bildern etwas übertrieben worden sein, wenn Ainos geradezu als zottig dargestellt wurden, aber die photographischen Aufnahmen, nach denen unsre Bilder gemacht sind, zeigen ihren stattlichen Bartwuchs. Kein ost- und nordasiatisches Volk hat dieser Haarfülle etwas Aehnliches an die Seite zu stellen. Das Haar ist



Aino-Männer in einem Kanoe

schwarz und struppig, die Augenbrauen sind oft über der Nase zusammengewachsen. Diese starke Behaarung fällt dem Reisenden freilich ganz besonders durch den Kontrast mit den, wie erwähnt, wenig behaarten Ostasiaten auf. Bälz hat nachgewiesen, daß die Behaarung im Gesicht nicht früher als beim Europäer oder beim Semiten erscheint, und er hat unter Südeuropäern, Juden, Armeniern, Parsis, Indiern meistens ebenso reichliche und lange Behaarung an Schultern, Brust und Bauch gesehen als bei den haarigsten Ainos.

Anthropologisch von hohem Interesse ist, daß die Ainos keinesfalls als ein mongolischer Stamm zu betrachten sind, sondern daß wir in ihnen einen Splitter kaukasischen Volkstums sehen müssen. Von den älteren bärtigen Ainos haben Bälz viele Russen versichert, daß sie sie in keiner Weise von den großrussischen Bauern unterscheiden könnten, und Bälz fügt hinzu, daß thatsächlich der alte Leo Tolstoj auf seinen neuesten vielverbreiteten Bildern als Typus eines Aino gelten könne.

Wahrscheinlich das erste, das dem Besucher von Jesso zwar nicht in die Augen fällt, aber sich ihm sonst bemerkbar macht, ist die Vorliebe der Ainos für Fische, und Fischgeruch fehlt nie, wo man Ainos begegnet; auch andre Gerüche mischen sich diesem bei, denn die Ainos gelten als ein nicht gerade reinliches Volk. Ackerbau in größerer Ausdehnung verbietet sich durch das Klima von Jesso, und so sind sie wesentlich Fischer und Jäger, in geringerem Maße auch Viehzüchter. Charakteristisch ist ihre Gastfreundschaft, die es dem Reisenden gestattet, einen Einblick in das Leben dieses aussterbenden Volkes zu thun. Die kleinen Hütten sind aus Fachwerk mit Binsenbekleidung errichtet, teils direkt auf den Erdboden gesetzt und bis zum Dachfirst spitz zulaufend, teils auf Gerüste gestellt. Sind wir eingetreten, so sehen wir, daß die Behausung nur ein einziges kleines Fenster hat. Hat sich das Auge an die Dunkelheit gewöhnt, so bemerken wir vielleicht zunächst einen alten, sehr wenig



Koreanische Staatssekretäre

bekleideten Mann mit ausdrucksvollem, schönem Kopf, weißem Haar und Bart, der beschäftigt ist, Tangmassen, die auf dem Boden ausgebreitet sind, zu ordnen. Ein junger Mann und eine junge Frau mit hellen, intelligenten Augen helfen dabei. Zur Begrüßung streichen sich die Männer den langen Bart mit dem Handrücken, während sich die Frau mit den Fingern die Oberlippe reibt. Die Kleidung, die aber auch innerhalb des Hauses, wie erwähnt, beschränkt sein kann, wird aus Fellen von Seetieren und Vögeln und aus Rindenbast gemacht; bei beiden Geschlechtern ziemlich gleich besteht sie aus engen Beinkleidern, Jacken, langen Röcken und Schuhen. Hierzu kommt aber noch mancherlei Schmuck. Männer und Frauen tragen große Ohrringe aus roten oder schwarzen Stoffstücken oder auch aus Metall, dazu silberne Halsbänder, Kopfbinden und Messingspangen. Ferner ist bei Frauen allgemeine Sitte die Tättowierung, die zum mindesten auf der Oberlippe in Form eines bläulichschwarzen, künstlich vorgetäuschten Schnurrbarts ausgeführt wird, der sich von Ohr zu Ohr erstreckt. Unstreitig liegt hier das Bestreben vor, die von Natur den Frauen versagte, ihnen augenscheinlich sehr sympathische Männerzierde wenigstens künstlich nachzumachen. Außerdem schmücken rohe Zeichnungen in Form von künstlich verschlungenen Linien Arme und Hände der Frauen. Obwohl sie in keiner Weise an Grazie mit den Japanerinnen wetteifern können, so finden

sich doch auch unter den Aino-Frauen hübsche Erscheinungen, und ein hübsches Mädchen mit großen Augen, schlankem Wuchs, weißen Zähnen, langem, schwarzem, fliegendem Haar, auf der Lippe den tättowierten Schnurrbart und in den Ohren rote Tuchringe, mag wenigstens koloristisch eine interessante Erscheinung sein.

Eine große Zahl Ainos haben sich in kleinen Dörfern längs des Saruflusses in der Nähe der Küste niedergelassen. In der Nachbarschaft der Wohnungen finden sich zeltartige, aus Bambusstäben und Matten aufgerichtete Häuser, die sich etwa sechs bis acht Fuß über dem Boden erheben und als Vorratshäuser dienen. Die Erhöhung über dem Boden schützt gegen wilde Tiere und gegen die bei Sturmflut landeinwärts dringenden Wogen.

Eine politische Organisation fehlt; immerhin aber stehen kleinere Trupps unter einer Art Häuptling. Seine Hütte ist größer als die der andern. Bei feierlichen Gelegenheiten trägt er eine Krone aus Holzspänen und Seegras, die mit einem roh in Holz geschnitzten Bärenkopf geziert ist. Außer dieser Krone zählt ein Imi genanntes Kleid und ein großes Schwert zu den Insignien seiner Würde. Das Kleid besteht aus roten, weißen und blauen Stoffstreifen japanischen Ursprungs, das die Ainos freilich nicht so gewandt zu tragen verstehen wie die Japaner.

Größeren Festlichkeiten begegnen wir bei den Ainos wenig. Bei einem Lapkara genannten Tanz ordnen sich die mit langen gelben, bis zu den Füßen reichenden oder mit weißen und roten Kleidern angethanen Mädchen zu einem Kreise, in den ein Kind gestellt wird; in die Hände klatschend und dazwischen rufend, tanzen sie im Kreis herum in einer Weise, die beinahe an den als Sir Roger de Coverley bekannten englischen Tanz erinnert.

Die Hauptnahrung der Ainos besteht, wie schon erwähnt, aus Fischen, vornehmlich Lachsen, die in den Flüssen in zahlloser Menge gefangen und teils frisch, teils gedörrt und gesalzen verzehrt werden. Die Fangweise ist, wenn auch primitiv, so doch originell. Zwei einfache rohe Boote fahren parallel miteinander in einer ungefähren Entfernung von sieben Fuß langsam den Fluß herunter. In jedem Boote befinden sich drei Leute, an Stern und Heck eine Frau, in der Mitte des Bootes ein Mann. Diesem liegt der Fischfang ob, der in primitiver Weise mit einem Netz, das an einer sieben bis acht Fuß langen Rute befestigt ist, betrieben wird, aber erstaunlich ist die Gewandtheit, mit dem die Fischer alle Augenblick einen vom Meer zu Berg gehenden Lachs erbeuten.

Eine Schriftsprache fehlt den Ainos völlig. Ihre Geisterwelt wird durch allerlei Haus-, Feuer-, Berg- und Flußgötter, den Donnergott nebst andern höheren Göttern im dritten, zweiten und obersten Himmel gebildet, denen sie Trankspenden von Reisbier darzubringen pflegen. Besondere Verehrung scheint der Bär zu genießen, der aber zugleich auch eine wichtige Nahrung bildet. Ein junger, zu Anfang des Frühjahrs gefangener Bär wird in einem Käfig gehalten und bei des Häuptlings Haus aufbewahrt. Von den Aino-Frauen wird er aufgezogen, die Kinder spielen mit ihm, bis er größer und damit auch gefährlicher wird, und dann wird das Bärenfest abgehalten, bei dem das Tier unter bestimmten Zeremonien getötet und von seinen Verehrern verzehrt wird.

Korea

Erst seit neuerer Zeit ist die Halbinsel Korea, die ein selbständiges Königreich bildet, mehr erschlossen und besucht worden, und heutzutage zieht dieses Land des fernen Ostens in ganz besonderem Maße die Blicke der europäischen Staatsmänner auf sich, da Rußland und Japan es gern in ihren Besitz brächten. Dank dieser Rivalität wird wohl das Reich, das in seiner Größe ungefähr dreimal Bayern übertrifft, aber nur doppelt so viele Einwohner zählt, seine Unabhängigkeit bewahren. In der Geschichte früherer Jahrhunderte, die für Korea bis auf 1122 v. Chr. zurückführt, finden wir es seiner Lage gemäß bald in Abhängigkeit von Japan, bald von China, bald auch befolgte es ein strenges Absperrungssystem. Ethnographisch war, wie wir schon früher sahen, Korea von größter Bedeutung, da es für die chinesische Kultur und für den Buddhismus die Brücke von China nach Japan bildete.



Koreanische Typen

Obwohl die Koreaner dem mongolischen Typus angehören, unterscheiden sie sich sowohl von Japanern wie von Chinesen, stehen aber jenen näher; besonders in Nord-Korea findet man große, stattliche Gestalten. Das Haar ist schwarz, aber der Haarwuchs nicht stark. In der Kleidung bevorzugen sie die weiße Farbe und tragen sich chinesisch, doch fehlt der Zopf. Auch unterscheiden sie sich durch größere Reinlichkeit von den Chinesen. Die Frauen scheinen bei ihnen geachteter als bei jenen zu sein, wenngleich sie sich im ganzen keiner besonders günstigen Stellung erfreuen. Ihr Charakter wird gerühmt, und namentlich eine feinere Ausbildung des Gemütslebens im Gegensatz zu den Chinesen hervorgehoben. Damit hängt wohl auch ihre große Zuneigung zu den Kindern zusammen. Ehrerbietung und Treue der Kinder gegen die Eltern ist einer der Hauptzüge der Koreaner, der auch in einer ganzen Reihe von Vorschriften und Regeln im Verkehr zwischen Kindern und Eltern seinen Ausdruck findet. Beim Tod des Vaters wird der älteste Sohn das Haupt der Familie und übernimmt alle Pflichten eines Vaters gegenüber seinen Brüdern und Schwestern.

Die Wohnungen sind auch in Korea aus Holz gebaut und meist mit Stroh gedeckt. Möbel fehlen ebenso wie in Japan.

Der Buddhismus, der auch in Korea sich festgesetzt hat, hat seit neuerer Zeit an Einfluß verloren. Im Staatswesen sind die Einrichtungen ähnliche wie in China, während sich die Koreaner in ihrer Kriegstüchtigkeit, in ihrem Patriotismus und in ihrer Freiheitsliebe von den Chinesen wesentlich unterscheiden und hierin den Japanern anschließen. Eine höchst bemerkenswerte Ausnahme von wohl fast allen Ostasiaten machen die Koreaner dadurch, daß sie keinen Thee trinken.

Die Liu-kiu-Inseln

In Bogenform erstreckt sich von der südlichsten Insel des japanischen Inselreiches nach Formosa eine Inselgruppe, die 1876 von China an Japan gefallen ist, nachdem sie von jeher ein Streitobjekt zwischen diesen beiden ostasiatischen Reichen gewesen war. Naturgemäß ist die Bevölkerung dieser Inseln ein Mischvolk, und ihre ganze Lebensweise deutet auf die Doppelbeziehungen zu Japan und China hin. Der Hausbau wie auch der Mangel jeglicher Möbel erinnert an Japan. Auch die Sprache ist japanisch; von den Chinesen dagegen haben sie unter anderm die Musikinstrumente und die charakteristischen chinesischen Boote, die Dschunken, übernommen. Die gewöhnliche tägliche Kleidung gleicht der der Japaner, doch tragen Männer und Frauen oft ein einfaches, loses Gewand. Die Männer stecken sich in das Haar, das in einen Knoten am Hinterkopf aufgebunden wird, zwei große Haarnadeln von Gold, Silber oder Zinn. Bis zum fünfundzwanzigsten Jahr scheren sich die jungen Leute die Gesichtshaare, erst von dieser Zeit an dürfen Bart und Schnurrbart wachsen. Das ganze Volk zeichnet sich durch ein würdiges, auch in seinen Vergnügungen gesetztes Benehmen aus. Die Frauen tättowieren die Hände. Ein ziemlicher Geschäftssinn scheint den Liu-kiu-Bewohnern innezuwohnen. Es heißt, daß, wenn Japaner mit Handelswaren auf diese Inseln kommen, sie eine Liu-kiu-Frau engagieren, der sie ihre Waren zum Verkauf anvertrauen, und der japanische Kaufmann darf sicher sein, daß sein Geschäft in guten Händen liegt und zu seinem Vorteil betrieben wird.



Ein koreanischer Kuli

Bei Todesfällen erfolgt das Begräbnis nach buddhistischem Ritus. Nach einigen Jahren werden die Knochen wieder ausgegraben und finden dann ihre endgültige Bergung in einer Urne, die auf einem der zahlreichen Simse aufgestellt wird, die rings um die Totengruft herumlaufen. Der Name des Verstorbenen und das Datum werden in chinesischen Lettern beigefügt. Verpfändung der Familiengruft bei Schulden ist die sicherste Garantie für Rückzahlung.

Formosa

Einer der Hauptvorteile, die Japan in seinem Krieg mit China gewann, ist die Insel Formosa. Die aus Chinesen und Eingeborenen gemischte Bevölkerung wird auf zweieinhalb bis drei Millionen geschätzt. Es ist jedoch unmöglich, irgend eine sichere Schätzung der Bergstämme zu gewinnen, die in der Mitte der Insel und in den östlichen gebirgigen Gegenden hausen. Ihrem anthropologischen Charakter nach zählen diese die Urbevölkerung Formosas ausmachenden Stämme zu den Malaien. Sie zerfallen in eine große Anzahl von einzelnen Völkerschaften, deren jede für sich unter einem Häuptling steht. Auch ihre Sprache ist in eine große Zahl von Dialekten zersplittert, die oft wesentlich voneinander abweichen. Als Schmuck tragen sie im Ohr große Bambusstücke oder die Schalen von Tintenfischen. Aehnlicher Schmuck wird an der Stirne getragen, wo er durch eine sich rund um den Kopf ziehende Hanfschnur festgehalten wird.

Trotz der niedrigen Kulturstufe, auf der diese Stämme leben, werden besonders den Frauen gute Eigenschaften nachgerühmt. Eine eigentümliche Sitte ist, die Augenzähne der jungen Mädchen auszuziehen, und an der Ostküste findet sich dieser Gebrauch auch bei den Männern. Die Mädchen werden vor der Heirat im Gesicht tättowiert, indem Streifen und Linien über die Lippe von Ohr zu Ohr gezogen werden. Männer tättowieren sich auch im Gesicht. Ueber der Thür eines Hauses sieht man oft Schädel verschiedener Tiere als Jagdtrophäen aufgehängt. Gelegentlich findet sich auch bei einem besonders kühnen Krieger als eine Haupttrophäe ein Bündel chinesischer Zöpfe; denn mit den Chinesen leben die Eingeborenen auf fortwährendem Kriegsfuß. Die von den Chinesen besetzten Gegenden sind unter intensive Kultur gebracht, und besonders Reis wird in riesigen Quantitäten gebaut. Es ist kein Zweifel, daß Formosa unter japanischer Herrschaft weiterem Aufschwung entgegensieht.



Straßenscene aus Söul (Korea)



Aino-Männer

Mandschurei

Von Korea führt uns der Weg westlich in die Mandschurei. Wir betreten hiermit wiederum chinesischen Boden; wir haben jedoch, wie schon früher erwähnt, bei der Beschreibung Chinas nicht die Absicht gehabt, das chinesische Reich in seinem territorialen Umfang zu behandeln, sondern nur China im engeren Sinn in seiner ethnographischen Umgrenzung, und haben darauf hingewiesen, daß der Stamm der Chinesen sich sowohl in seinem Kulturzustand wie ethnographisch wesentlich von den mancherlei übrigen Bestandteilen der Bevölkerung des chinesischen Reiches unterscheidet.

Wie wir sahen, gehört die heutige Dynastie auf dem Drachenthron den Mandschu an; unter den vielen als Tungusen zusammengefaßten Stämmen, denen wir noch einmal begegnen werden, gelang es einem, nachdem schon von Anfang unsrer Zeitrechnung an China gelegentlich immer wieder einmal von Tungusen heimgesucht worden war, 1640 das chinesische Reich zu erobern und sich des Thrones zu bemächtigen. Die Heimat dieses Mandschu genannten Volkes ist die heutige Mandschurei, jene an Rußland grenzende chinesische Provinz, die infolge der letzten Wirren noch mehr als früher unter russischen Einfluß geraten ist und die der weiße Adler wohl nicht mehr aus seinen Fängen geben wird.

Obwohl auch im Heimatland der Mandschu durch chinesische Einwanderung das chinesische Element immer mehr überhandnimmt und der Aufsaugungsprozeß der Mandschu durch die Chinesen unleugbar Fortschritte macht, so hat doch die Bevölkerung der Mandschurei in manchem ihre Eigentümlichkeit bis heute noch bewahrt. Im Gegensatz zum chinesischen, aus dem Zeltdach hervorgegangenen Haustypus mit aufgebogenem Ende der Dachsparren kennen die Mandschu nur lange, flache, konvexe Dächer in Form eines Cylinderabschnittes. Um die Höfe ziehen sich Lehmmauern, manchmal finden sich an den Häusern Säulengalerien, und mehr als in China sind die Behausungen auf Einlaß von Licht und Luft eingerichtet. Während die chinesischen Ansiedlungen meist sehr volkreich sind, sind die Dörfer der Mandschu kleiner und weniger volkreich als die der Chinesen, nach deutschen Begriffen oft nur als Weiler zu bezeichnen und über das ganze Land zerstreut. Auch die Städte enthalten vorwiegend Holzbauten, und nur die Häuser der Hauptstadt Mukden sind aus Stein errichtet. Auch in Sitten und Gebräuchen macht sich der Gegensatz und zum Teil auch eine gewisse Feindschaft zwischen den beiden Völkern geltend.

Mongolei und Ostturkestan

Mit Ueberschreitung des Schingangebirges gelangen wir in die Mongolei. Ein breiter Wüstengürtel erstreckt sich von dem genannten Höhenzug in westlicher Richtung bis zum Pamir-Hochplateau, dem „Dach der Welt". Der größte Teil dieses Gebietes führt den Namen „Wüste Gobi", durch die die Karawanenstraßen von Sibirien nach China ziehen. Der östlichste Teil dieser Zone, die wir im folgenden zusammenfassen wollen, ist Ostturkestan und das Tarimbecken, eingerahmt von den mächtigen Gebirgen Kwen-Lün und Thian-Schan. Wir können hier geographisch nicht näher auf dieses interessante abflußlose Gebiet Zentralasiens und nicht auf die Verschiedenheiten im einzelnen eingehen, die sich natürlich trotz des wüstenhaften Charakters des Ganzen nachweisen lassen. Han-Hai nennen die Eingeborenen dieses ganze ungeheure Gebiet; der Name bedeutet „ausgetrocknetes Meer", und in der That erstreckte sich in der Tertiärzeit ein Meer über den ganzen großen Raum von Pamir im Westen bis zum Thian-Schan im Osten und scheint an den Gebirgsrändern bis über rund 1200 Meter Höhe angestiegen zu sein. Die östliche Hälfte des Han-Hai, gewöhnlich Mongolei oder Gobi geheißen, trägt im ganzen den Charakter der Steppe, zum Teil, besonders im Südwesten, den der Sandwüste. Im Nordwesten finden wir Weidegründe von größerer Ausdehnung, die den Herden der Mongolen reichere Nahrung bieten. Der westliche Teil des Tarimbeckens ist ein abflußloses Gebiet, das von Bergen, die bis zu 7000 Meter emporsteigen, eingerahmt ist. Den größten Teil der Ebene nimmt eine große, vollkommen öde, von den schwersten Stürmen heimgesuchte Sandwüste ein, in ihr verlieren sich zum größeren Teil die von den Gebirgen kommenden Flüsse, andre münden in Seen vom Charakter der Schilfsümpfe, unter denen der Lob-Nor der bekannteste ist. Oestlich von diesem nähern sich die schon genannten Gebirge Kwen-Lün und Thian-Schan bis auf 350 Kilometer einander, und hier öffnet sich der letztgenannte Gebirgszug zu einem Thor in die Kirgisensteppe. Nur an diesem einen Punkt ist die große Gebirgsmauer durch-



Eine Mongolenfamilie

brochen, die China von dem Westen Asiens trennt. Heute noch führt durch diese Pforte die große Karawanenstraße, und früher war dieses Thor für die Steppenvölker Zentralasiens die große Einfallpforte nach Europa sowohl wie nach China.

Nomadenvölker durchschweifen heute dieses große Gebiet, das fast bis in die neueste Zeit geographischer und ethnographischer Forschung entzogen war, und würde nicht das Bestreben Rußlands, im Vordringen gegen Indien in diesen Zwischengebieten festen Fuß zu fassen, von Zeit zu Zeit Expeditionen entsenden, die ihrem nominellen Charakter einer wissenschaftlichen Expedition auch thatsächlich entsprechen, wer weiß, ob diese Wüstengebiete und ihre Bevölkerung selbst für wissenschaftliche Kreise größeres Interesse gewonnen hätten. Früher war dies anders. Dem kühnen Reisenden Sven Hedin, der seit Jahren sich die Erforschung dieses Gebietes zum Ziele gesetzt hat und in kühnem Wagemute diese in ständiger Bewegung befindlichen Sandmassen durchzieht, wo auf Wochen der Reisende keinen Tropfen Wasser findet, sind genauere Nachrichten über Städte zu verdanken, die unter dem Wüstensand begraben liegen. Die erste Kunde von ihnen hat der Engländer Johnson im Jahre 1866 gebracht. Nicht weniger als 40 Städte werden bis jetzt schon unter diesen Sandmassen vermutet, und hochgespannt sind nach den bisherigen Funden die Erwartungen der wissenschaftlichen Welt. Ungeahnte Schätze fielen bereits den Gelehrten in den Schoß. Da fanden sich deutliche Zeugnisse römischer Kunst, Produkte indischer Religion und Litteratur, chinesische Münzen, Aufzeichnungen in mittelpersischer, arabischer und chinesischer Schrift; dazu kommt eine große Menge völlig unbekannter Schriftarten und Sprachen, deren Entzifferung bisher erst zum Teil gelungen ist. Geradezu verblüffend sind oft die figürlichen Darstellungen, große Figuren, die als Mauerdekoration dienten, Urnen mit überreicher Ornamentierung und drei Griffen in Greifenform, Terracottaköpfe, Wandmalereien in Höhlenwohnungen — eine überreiche Fülle noch kaum erkannter Schätze. Mächtige Kulturen waren hier einst entstanden, haben geblüht, sind verwelkt und verschwunden, ohne daß nur die leiseste Kunde von ihnen einen Niederschlag im abendländischen Wissen gefunden hätte. Und doch war es wohl erst die Zeit des Mittelalters, in der infolge der veränderten politischen Verhältnisse und der mohammedanischen Eroberungszüge die Bewässerungsanlagen in Verfall gerieten, die Kultur zurückging und vielleicht im Zusammenhang mit einer Aenderung der Flußläufe das Land allmählich zur Wüste wurde und die Sandstürme die Zeugen einstigen Wohlstandes begraben konnten.

Die Völker freilich, die die angrenzenden Steppen bewohnten, haben es verstanden, ihren Namen der europäischen Geschichte einzuprägen. Aus den Sandgegenden des Han-Hai sind die Reiterscharen hervorgebrochen, die, zunächst Westasien an sich reißend, mit unwiderstehlicher Gewalt dahinbrausten und bis in das Herz Europas vordrangen. Die Hunnen sind noch unvergessen; auf den katalaunischen Feldern wurden sie 451 zurückgeworfen, aber noch heute, nach fast 1500 Jahren, ist ihr Name jedem Kinde bekannt.

Die Hunnen waren, wie wir mit größter Wahrscheinlichkeit annehmen dürfen, ein echt mongolisches Reitervolk. Aber diese Völker von bewundernswerter Kraft, die, wie Sievers sagt, „viele Jahrhunderte hindurch die Ruhe Asiens und Europas gestört und mit spielender Leichtigkeit, oft durch ihr bloßes Erscheinen, die ältesten und stärksten Reiche gestürzt haben,“ die ihren Namen mit Blut- und Flammenzeichen in das Gedächtnis der von ihnen heimgesuchten Völker für Jahrhunderte eingeschrieben haben — sie hatten es auch verstanden, mächtige Reiche zu gründen. Dschingis-Chan und Tamerlan beanspruchen als Gründer großer Mongolenreiche ihren Platz in der Geschichte, und schon erwähnt haben wir den großen Kublai-Chan, der auf dem Throne Chinas eine Mongolendynastie begründete und unter dem China eine segensreiche Periode seiner Geschichte erleben durfte.

Die Eroberung Chinas fällt in die Mitte des 13. Jahrhunderts. Kurz vorher, 1236, waren die Mongolen in Georgia und Armenien eingedrungen, und Tiflis wurde genommen. Zugleich wurde eine Armee nach Korea geschickt, eine andre war in China festgelegt, eine dritte aber wandte sich nach Europa. Das damalige Reich der Bulgaren wurde über den Haufen gerannt, die Reiterscharen überschwammen die Moldau, eine Stadt nach der andern fiel ihnen in die Hände, unerhörte Grau-

samkeiten bezeichneten den Weg der Eroberer, die bald auch Moskau erstürmten, um hier wie in den andern Städten zu hausen. Nach der Verwüstung dieses Teiles des heutigen Rußlands wendeten sich die Mongolenstämme, deren Namen weithin Schrecken verbreitete, nach Ungarn und Polen, bis ihnen endlich Halt geboten wurde und die „gelbe Gefahr" für diesmal von dem bedrohten Europa abgewendet war. Wie Attilas Reich und die andern großen Gründungen der mächtigen Mongolenherrscher sich auf die Dauer nicht zu halten vermochten, so auch die kleineren von mongolischen Heerführern geschaffenen Staatenbildungen. Allmählich wurden sie den benachbarten Völkern, Chinesen und Russen, unterthan, und seit dem 16. Jahrhundert ist ihre historische Bedeutung verschwunden.



Chan Wang, ein Mongole aus Kuldscha

Der Name Mongolen birgt für uns heute nicht mehr den Schrecken früherer Jahrhunderte in sich; er ist uns nur noch wichtig vom ethnographischen Standpunkt aus; denn die Mongolen sind die Träger des mongolischen Rassenbegriffes, die typischen Vertreter der Rasse, die ihnen ihren Namen verdankt. Charakteristisch sind bekanntlich, wie wir schon Gelegenheit hatten zu erwähnen, die sogenannten Schlitzaugen, ferner das meist eingedrückte Nasenbein, die breiten Gesichter, das schwarze, straffe und harte Haar und die gelbliche Farbe der Haut. Der Haarwuchs ist im ganzen sehr schwach, doch sind meist kleine Schnurrbärte vorhanden. Der Größe nach zählen die Mongolen zu den schwach mittelgroßen Völkern; denn das Durchschnittsmaß wird bei den Männern auf 163, bei den Frauen gar nur auf 150 bis 153 Centimeter angegeben.

Die außerordentliche Zersplitterung der als Mongolen zusammengefaßten Bevölkerung in eine sehr große Anzahl verschiedener Stämme erschwert es sehr, mit Sicherheit größere Gruppen zu

unterscheiden, und thut zugleich einer einheitlichen Behandlung Eintrag, während andrerseits die geringe Bedeutung dieser verschiedenen Stämme und Horden ein tieferes Eingehen und eine detailliertere Schilderung verbietet. In unserm Gebiet unterscheiden wir die Ostmongolen in der Mongolei und die Westmongolen in Turkestan und Tarim, die freilich noch ihre Verwandten jenseits des Thian-Schan haben.

Die Mongolen sind echte Nomaden, und scharf unterscheiden sie sich dadurch von den ihnen benachbarten ackerbauenden Chinesen. Der verdienstvolle Erforscher Chinas, Freiherr v. Richthofen, faßt seine Beobachtungen an der mongolisch-chinesischen Grenze hierüber in folgende Worte zusammen: „Die chinesischen Ansiedler, alle aus der Provinz Schiensi, waren erst seit einigen Jahren hierher gekommen und hatten sich mitten zwischen Steppenland ein Heim gegründet, nach dem sie ihre häuslichen Sitten, ihre Gerätschaften, ihren Fleiß und ihren Handelsgeist mitbrachten. Auf der Bodenfläche, wo vorher wenige Mongolen eine armselige Existenz fristeten, indem sie ihre Herden auf der spontanen Vegetation weideten, fand eine mehr als tausend Köpfe zählende chinesische Bevölkerung durch den Anbau Mittel, Wohlstand zu sammeln. Man kann kein redenderes Beispiel von dem Gegensatz eines Nomaden und eines Ackerbauers haben; selten stehen sich Naturvölker so schroff und der Vermischung so abhold gegenüber.“

Schon Marco Polo, jener viel zitierte Reisende aus dem dreizehnten Jahrhundert, dem wir so unschätzbar viel über Asien und seine Bevölkerung verdanken, beschreibt die Sitten und Gebräuche der Mongolen seiner Zeit in einer Weise, als ob er die heutigen vor sich gehabt hätte. Die Tataren bleiben, sagt er, nie an Ort und Stelle, sondern wenn der Winter naht, ziehen sie in wärmere Ebenen, um genügend Futter für ihre Herden zu finden, und im Sommer wandern sie hinauf zu den kühleren Höhen, wo Wasser und Vegetation vorhanden ist, und wo ihr Vieh nicht unter den blutsaugenden Insekten der Ebene leidet. Zwei oder drei Monate lang wandern sie allmählich immer höher zu neuen Weideplätzen, die ihren großen Herden Nahrung spenden. Ihre Wohnungen sind durchweg Filzjurten von runder Form mit kegelförmigem Dach, durch das der Rauch aus einem Loche austritt. Das Gerüst dieser $1^1/_3$ Meter hohen Jurten bilden Stangen; im Winter wird die Filzbekleidung verdoppelt. In der Mitte der Hütte steht der Feuerherd, gegenüber der Thür der Hausaltar, neben ihm die andern wertvolleren Besitztümer. Die Jurten lassen sich rasch abbrechen und ebenso leicht wieder aufrichten, wie es das Nomadentum verlangt. Man würde aber falscher Ansicht sein, wenn man sie als unbequeme und dürftige Behausungen betrachten wollte; ja bei den Reichen unter ihnen, und es giebt Mongolen, deren Herden nach Tausenden von Stücken zählen, zeichnen sich diese wandernden Häuser durch einen Reichtum an kostbaren Teppichen aus, der den Neid eines jeden Europäers erwecken würde. Zum Transport dienen außer den Lasttieren Karren, teils mit vier, teils mit zwei Rädern.

Die Hauptbeschäftigung der Mongolen ist die Viehzucht; Schafe, Pferde, Kamele finden sich in großen Herden, und wir werden unwillkürlich bei der Schilderung dieser herumwandernden Herdenbesitzer an die alttestamentlichen Patriarchen erinnert. Der Frau liegt meistens, abgesehen von der Besorgung des Hauswesens, auch das Melken ob, während der Mann die Herden beaufsichtigt und zu gleicher Zeit der Jagd sich hingiebt. Die Nahrung besteht natürlich zum großen Teil aus Fleisch und ferner vor allem aus Milch, die einem eigenartigen Gärungsprozeß unterworfen wird und dann den bekannten Namen Kumys führt. Wasser wird nie getrunken, dagegen Thee.

Als besondere Charaktereigenschaft der Mongolen ist vor allen Dingen ihre große Gastfreundschaft zu nennen, andrerseits wird ihnen Faulheit und große Unreinlichkeit vorgeworfen; freilich ist diese letztere in Gegenden entschuldbar, wo das Wasser vielfach ein kostbares Gut ist, oder wo, wie auf der Höhe des Pamir, die scharfe Luft die Haut aufspringen läßt und jede Berührung mit Wasser äußerst schmerzhaft wirkt, so daß das Gesicht mit Hammelfett eingeschmiert wird und es monatelang kein Wasser berührt. Daß man hier keine allzugroße Reinlichkeit verlangen kann, ist selbstverständlich. Die Kleidung der Mongolen besteht naturgemäß aus den Stoffen, die die Viehzucht ihnen liefert, Fellen oder talarähnlichen Gewändern aus Filztuch, öfters

auch aus kostbarem Pelzwerk. Neuerdings aber sind durch die Handelsbeziehungen zu China vielfach chinesische Gewänder eingeführt worden, und wir begegnen darum auch den chinesischen Jacken und Tüchern. Viel Wert wird auf Schmuck und Kopfputz gelegt. Die Zöpfe der Mongolinnen sind mit Bändern, Glasperlen und so weiter verziert; hierzu kommt Silberblech im Haar, silberne Ohr- und Fingerringe und Amulette auf der Brust. Die überwiegende Mehrzahl aller Mongolen bekennt sich zur buddhistischen Religion, und in großen Pilgerzügen nach Lhassa legen sie ein Zeugnis ihres Glaubenseifers ab.

Etwas anders als die nomadisierenden Stämme der Mongolei und des Tarimbeckens schildert uns Przewalski, dessen Name für alle Zeiten an erster Stelle mit der Erforschung dieses Gebietes verknüpft ist, die Bewohner des Tarimflußgebiets. Die Wohnungen werden in einfachster Weise aus Rohr gefertigt, das in den Morästen und Seen des Tarimthales im Ueberfluß wächst. Die Seiten werden mit zusammengebundenem Rohr bekleidet, das auch die Decken bildet; in der Mitte befindet sich der Herd, auf dem Boden liegen Filzdecken als Lagerstätten. Ein Dutzend oder mehr solcher Häuser liegen oft zusammen, aber die Lage dieser Dörfer ist keine bleibende; den Winter bringen die Tarimer da zu, wo sie mehr Brennmaterial und Futter für das Vieh finden; im Sommer ziehen sie des Fischfangs wegen an den See. Denn Fischfang bildet die Hauptbeschäftigung der Tarimer, und Fische sind deren hauptsächlichste Nahrung. Zum Fischfang dienen kleine Netze von grober Arbeit. Enten werden auch mit Schlingen gefangen. Außerdem ist besonders die Schafzucht entwickelt, und die kleinen, durch einen kleinen Fettschwanz ausgezeichneten Tiere geben eine vorzügliche Wolle. Aus ihr verfertigt sich der Tarimer den Schafpelz, den er im Winter trägt, und die Lammfellmütze; ein



Eine Gruppe von Mongolen

tief herabreichendes Hemd, Beinkleid und ein langer Rock, der gegürtet wird, ist das Kostüm der Männer, ein kurzer, schlafrockartiger Rock das der Frauen. Die Kleidung wird aus der Seidenpflanze, Asklepias, hergestellt, die gleich unserm Hanf eine Faser liefert. Im Herbst und Winter werden die verdorrten Stengel der Pflanze gesammelt und zuerst mit Stöcken oder auch mit den Händen gebrochen. Die auf diese Weise gewonnenen Fasern werden in Wasser gekocht, dann gereinigt, abermals gekocht, und endlich erhalten sie durch Kämmen ihre vollständige Verwendbarkeit. Die Frauen bedienen sich beim Spinnen einer besonderen Art von Spindel. Mit Hilfe eines einfachen Webstuhls und Schiffchens wird nach Przewalski eine sehr dauerhafte und oft ziemlich schöne Leinwand gewebt.

Die Lebenshaltung der Tarimer ist sehr einfach und die Ansprüche, die sie an das Leben stellen, bescheiden. Przewalski giebt folgende charakteristische Aufzählung der Habe einer Tarimer Familie: zwei Boote und einige Netze außerhalb des Hauses; im Inneren: eine eiserne Schale, durch Tausch bezogen; eine Axt; zwei hölzerne Tassen; eine hölzerne Schüssel; eine Schöpfkelle und ein Eimer, beide eignes Fabrikat, aus Pappelholz; ein Messer und das Rasiermesser des Wirts; einige Nähnadeln; der Webstuhl und die Spindel der Hausfrau; die Kleider, die die Familie auf dem Leib trug; zwei Stücke Leinwand aus Asklepias; einige Bündel getrocknete Fische, — das war alles. Die eisernen Sachen wie Aexte, Messer, Rasiermesser werden in Tscharchalyk äußerst roh angefertigt: die Axt hat nicht einmal ein Loch für den Stiel, sondern wird mit der Seite an der eingebogenen Seite des Stiels befestigt.

Die Tarimbewohner bekennen sich zum Mohammedanismus, doch hat er nur schwache Wurzeln geschlagen und viele heidnische Gebräuche sind beigemischt. Nach Przewalskis Angaben treten die Mädchen im Alter von 14 bis 15 Jahren in die Ehe, die Männer etwas später. Die Verlobung erfolgt übrigens viel früher, oft wenn Bräutigam und Braut nicht mehr als 10 Jahre alt sind. Für die Braut wird an die Eltern ein Kaufpreis gezahlt, Kalym geheißen, nämlich 10 Bündel Asklepiasfasern, 10 Bündel getrocknete Fische und 100 oder 200 Enten.

Die Toten werden begraben und ihnen oft ihre kostbarsten Sachen mitgegeben, ja zum Teil werden sie in ihren Booten eingesargt. Die Mongolen haben im Gegensatz dazu die abscheuliche Sitte, die Leichen der Gestorbenen einfach den Hunden und Raubtieren zum Fraß zu lassen.

Wollten wir unsern Spaziergang nach ethnographischen Prinzipien ausführen, so müßten wir uns jetzt zu den großen Steppengebieten Westasiens wenden, die auch noch, zum großen Teil wenigstens, von Mongolen bewohnt sind, und wir würden, ihren Spuren nachgehend, bis nach Europa gelangen, wo wir in der Türkei, in den Osmanen, ihren mächtigsten Vorposten treffen. Allein wir haben uns bisher an die geographische Begrenzung gehalten, und so müssen wir erst noch den Süden des asiatischen Kontinentes erforschen.

Vom Tarimbecken südwärts gehend und den Kwen-Lün überschreitend gelangen wir nach Tibet, dem größten Hochland der Erde.

Chinesische Soldaten aus Kuldscha

Tibet

Freilich darf man sich dieses mächtige Gebiet nicht als eine Hochebene oder als ein Tafelland mit horizontal gelagerten Schichten vorstellen, sondern es ist ein gefaltetes Gebirgsland, in dem zahlreiche Ketten in ostsüdöstlicher Richtung nebeneinander herlaufen. Bei einer mittleren Höhe von mindestens 4000 Metern zählt Tibet zu den höchsten Hochländern. Die über diesem Hochland noch aufragenden Gebirge gehen zum Teil bis zu beinahe 8000 Metern, und Pässe von 5000 Metern und mehr sind nicht selten; nur noch im benachbarten Himalaja finden sich ähnliche Höhenverhältnisse. Die Größe Tibets beträgt nach Sievers, wenn man auch die Kwen-Lün-Gebiete hinzuzieht, 1993000 Quadratkilometer. Nach den sonstigen oro- und hydrographischen Verhältnissen ist Tibet, wobei wir wiederum Sievers folgen, in drei, sich wesentlich unterscheidende Gebiete einzuteilen: in den großen, teils abflußlosen Westen und das Innere, in den gebirgigen und stromreichen Südosten und in den vom Kwen-Lün durchsetzten Norden. Freilich darf nicht vergessen werden, daß ein beträchtlicher Teil des Landes noch nicht in wünschenswerter Weise durchforscht ist, was mit den eigenartigen, noch zu erwähnenden politischen Verhältnissen zusammenhängt. Ohne uns weiter auf die Geographie einzulassen, sei nur noch zweier Seen gedacht, des blauen Sees oder Kuku-Nor und des Tengri-Nor, der eine Meereshöhe von 4630 Metern hat. Beide sind durch ihren Salzgehalt charakteristische Beispiele tibetischer Seen, bei dem letztgenannten macht der Salzgehalt das Wasser ungenießbar. Vielfach giebt es auch salzhaltige Sümpfe; man findet Salzablagerungen bis zu 24 Centimetern Höhe.

Die ganze Bevölkerung Tibets wird auf ungefähr 8 Millionen geschätzt, wir sind aber hier vollständig auf Mutmaßungen angewiesen, da Tibet noch zu den wenigen Ländern gehört, die sich europäischem Forschungsmut bis jetzt mit Erfolg zu verschließen vermochten. Nominell ist Tibet ein selbständiges Land, allein thatsächlich haben bis jetzt noch die Chinesen die politische Herrschaft in Tibet vollständig in den Händen, und es darf keine Maßregel ohne Zustimmung chinesischer Residenten ausgeführt werden, wie auch chinesisches Militär in tibetischen Städten liegt. Die Chinesen haben es verstanden, die künstliche Abgeschlossenheit Tibets aufrecht zu erhalten und auch den Handel gänzlich nach China abzuleiten. Lhassa, die große und wichtige Hauptstadt im Thal des Kitschu, eines Zuflusses des Bramaputra, in weiter Ebene auf einer ziemlich flachen, großen Terrasse des Bergabhanges gelegen, seit dem 7. Jahrhundert Residenz von Tibet, ist bisher noch von äußerst wenigen Nichttibetern betreten worden, und allen Expeditionen, russischen, englischen und französischen, ist bis jetzt der Eintritt in Tibet verweigert worden. Ein geheimnisvoller Zauber umgiebt heute noch Lhassa, den „Göttersitz“, und den daselbst residierenden Dalai-Lama, das Oberhaupt des lamaitischen Buddhismus. Schon aber machen sich Anzeichen bemerkbar, daß auch dieser Schleier sich lüften und daß, in vielleicht nicht zu ferner Zeit, dies geheimnisvolle Land der Forschung zugänglich werden wird.

Es kann kaum ein Zweifel sein, daß die Tibeter zu der mongolischen Rasse gehören, wenn auch manche Unterschiede der äußeren Erscheinung in bestimmten Gebieten darauf hinweisen, daß hier vielleicht Mischungen mit indischem Blut stattgefunden haben. Für den nördlichen Teil des Landes mag es zutreffen, daß sich hier reine Mongolen finden, und hier begegnen wir auch dem Nomadentum. Im südlichen Tibet dagegen, in dem der Schwerpunkt des Landes und Volkes liegt, ist die Bevölkerung seßhaft; hier machen sich auch die erwähnten Unterschiede besonders geltend. Im allgemeinen ist der Tibeter von mittlerem Wuchs. Die Augen sind schwarz und leicht geschlitzt, der Mund groß, das Haar dunkel, meist schwarz; geringer Bartwuchs, flache Stirne, eckiges Gesicht, gerade Nase, dicke Lippen und vorspringendes Kinn werden als Hauptmerkmale der Tibeter angegeben. Wenn dies auch nicht gerade besondere Schönheitsmomente sind, so werden doch immerhin unsre Abbildungen die Bewohner von Tibet nicht allzu unsympathisch erscheinen lassen. Die im allgemeinen hellbräunliche Hautfarbe unterliegt Schwankungen nach beiden Seiten.

Die natürliche Beanlagung der Tibeter ist entschieden gut. Sie werden als freundlich und milden Charakters geschildert, aber diese natürliche Beanlagung scheint, wenn sie vorhanden ist, unter dem leitenden Einfluß der Priester wenigstens gegen die Europäer nicht zur Geltung zu kommen; wenn auch einem bekannten Reisenden, der nach Tibet vorzudringen versuchte, der Vorwurf gemacht wird, daß bei der Schilderung der Grausamkeiten, mit denen die Tibeter gegen ihn vorgegangen, die Farben etwas stark aufgetragen seien, so haben doch auch neuerdings andre Expeditionen schlimme Erfahrungen gemacht. Der Versuch, mit vergifteter Milch die Fremden aus dem Weg zu schaffen, spricht nicht gerade für einen offenen und entgegenkommenden Charakter.



Tibetische Frauen

Das am meisten charakteristische Moment für Tibet ist die Priesterherrschaft des Dalai-Lama; das ganze Leben scheint von der religiösen Organisation des Landes abhängig zu sein, die daher vor allen Dingen Erwähnung verdient. In Tibet ist eine Abzweigung der buddhistischen Religion entstanden. Der Lehre Buddhas haben wir bereits gedacht, und auch in weiteren Kreisen dürfte die Bedeutung bekannt sein, die der Buddhismus nicht nur als eine Religion, zu der sich mindestens ein Viertel der gesamten Menschheit bekennt, sondern auch seines ethischen Gehaltes wegen beansprucht. Freilich hat sich der Buddhismus unendlich weit von den einfachen Lehren des Stifters entfernt, und es sind allmählich eine Menge Formenkram nicht nur, sondern auch zahlreiche abergläubische Vorstellungen hinzugekommen. Dies gilt besonders von der Gestalt, die der Buddhismus in Tibet angenommen hat. Das Wesen des reinen Buddhismus liegt in der Befreiung des Menschen von allem Uebel und allen Sorgen des Lebens, und sie kann hier auf Erden durch Selbstzucht, Selbstverleugnung und immerwährende geistige Selbsterziehung erreicht werden. Wer den Weg der Ent-

sagung wandelt, meidet nach Buddha die Veranlassung zur Sünde. In Tibet wurde diese heilige Lehre zusammengefaßt unter der Idee dreier Juwele, des Buddhajuwels, des Juwels der Lehre und des kostbaren Priesterjuwels. Die erste Person dieser Dreieinigkeit, Buddha, der Schöpfer der Lehre, ist mit all den Eigenschaften höchster Weisheit, Tugend und Schönheit bekleidet, das zweite Juwel ist das Gesetz oder die Religionsvorschriften, das dritte Juwel, das Priesterjuwel, ist die Vereinigung aller Heiligen, der im Fleisch und der körperlosen Geister. Es umfaßt das letzte also die fünf Menschwerdungen Buddhas und all die Tausende und Abertausende von frommen Männern, die nach dem Tode heilig gesprochen worden sind. Im Rang diesen Heiligen nachstehend sind die Geister wie Indra, der Gott des Firmaments, Yama, der Gott des Todes und der Unterwelt, Siva, der Gott der Rache, der Rächer in seiner schrecklichsten Gestalt, und Vaisravana, der Gott des Wohlstandes. Das Charakteristische der lamaistischen Abart des Buddhismus ist das im 14. Jahrhundert entstandene Dogma, daß Buddha selbst im Oberhaupt der Buddhapriester immer wieder zur Erde niedersteige, in ihm neugeboren werde. Seit der Zeit führt der oberste Priester Buddhas den schon erwähnten Namen „kostbares Priesterjuwel", „Pauchen Rinpoche", und der Priesterkönig, in dem Buddha immer wieder zur Welt kommt, ist der Dalai-Lama, zu deutsch Priesterozean, von Tibet. Bald verdunkelte der Glanz des Priesterkönigs den weltlichen Herrscher, und die Hauptstadt Tibets, Lhassa, wurde für die ganze buddhistische Welt seit der Lehre von der Inkarnation Buddhas im Dalai-Lama ein großartiger Wallfahrtsort, denn neun Zehntel aller Buddhisten der Gegenwart bekennen sich zu der lamaistischen Auffassung. Dem obersten Priester steht ein andres Haupt, „Panschan Lama", zur Seite, und ihm ist eine Unzahl höherer und niederer Priester untergeben. Es ist bekannt, daß auch der Buddhismus das Klosterwesen kennt. Das ganze Land ist mit Klöstern bedeckt, und die wenigen Reisenden, die Lhassa gesehen haben, nennen übereinstimmend als vorherrschendes Kennzeichen der Stadt die Ueberfülle der Klöster und Buddhatempel, denn nicht weniger als 18000 Mönche und Nonnen sollen in Lhassa leben. Das Hauptheiligtum



Tibetische Tänzer

Eine Gruppe von Tibetern

Lhassas liegt im Kloster Potala im Norden von Lhassa. In riesiger Anhäufung gruppieren sich Tempel mit Zinnen und Türmen um die vergoldeten innersten Buddhatempel, die Residenz des Dalai-Lama. Hier spendet der Dalai-Lama, meist noch ein Jüngling, den Segen.

Das tägliche Leben eines Dalai-Lama ist jedenfalls sehr einförmig. Vielleicht das meiste darüber konnte Przewalski durch seinen Umgang mit tibetischen Lamas erfahren. Danach ist der Dalai-Lama ein beklagenswertes Geschöpf, das von allen Seiten bewacht, beherrscht und bevormundet wird. Seine Nahrung besteht aus Knochensuppe, dem landesüblichen Hammelfleisch, Reis, Thee, Fett, Tschur und Taryk, beides eine Art Käsequark. An den Festtagen wird der Dalai-Lama — wir folgen hier wörtlich Przewalski — auf einen Altar gesetzt, vor dessen Stufen die andächtigen Pilger ihre Andacht verrichten und ihre Spenden niederlegen, während der Dalai-Lama segnend seine Hände über sie breitet. Bei dieser Gelegenheit werden von den Gläubigen reiche Geschenke dargebracht, die teils zur Ausschmückung der Tempel, teils zum Unterhalt der zahllosen Geistlichen verwendet werden. Die im Namen des Dalai-Lama verkauften Amulette und Segenssprüche werden als Talismane mit Gold aufgewogen. Stirbt der Dalai-Lama — häufig soll er auch keines natürlichen Todes sterben —, so wird der Körper in sitzender Stellung im Hof von Buddal beigesetzt, und über jedem einzelnen Lama wird ein vergoldetes Kapellchen errichtet.



Frauen und Mädchen aus Tibet

Beim Tode eines Dalai-Lama darf die Neuwahl nur ein Kind treffen, das am Todestag des Dalai-Lama, ja womöglich in dessen Todesstunde geboren ist; wahrscheinlich hängt diese Sitte mit dem Glauben an die Seelenwanderung zusammen. Die Frage, in welchem Menschen sich Buddha aufs neue verkörpert hat, ist natürlich für die ganze Priesterschaft und für ganz Tibet außerordentlich wichtig. Manchmal hat der geschiedene Dalai-Lama vor seinem Tod in vertraulicher Weise seinen Freunden die Mitteilung gemacht, wo und in welcher Familie er wieder erscheinen werde! Meist jedoch werden die heiligen Bücher und die offiziellen Astrologen zu Rate gezogen, und nach mannigfachen Zeremonien und langen tiefsinnigen Erwägungen und außergewöhnlicher Erleuchtung wird dann das arme Kind aufgefunden, in dem sich die neue Fleischwerdung Buddhas vollzogen hat. Es ist selbstverständlich, daß sich bei dieser Wahl des Oberhauptes der buddhistischen Welt Betrügereien und Intriguen gröbster Art abspielen.

Der großen Bedeutung des Priesterwesens in Tibet haben wir schon gedacht. Es werden bei der lamaistischen Klerisei vier Rangstufen unterschieden, alle sind zum Zölibat verpflichtet, und die überwiegende Mehrzahl lebt in Klöstern. Bei einem lamaistischen Kloster, Lamaiserei, bildet den

Mittelpunkt der Tempel, an den sich eine große Anzahl andrer Gebäude anschließt, die als Bibliothek, Refektorium, Wohnräume, Gasträume und andern geistigen und leiblichen Bedürfnissen der Mönche und Nonnen dienen. Die lamaistischen heiligen Schriften, Kandschur genannt, sollen aus 1083 verschiedenen Werken bestehen, die über 100 Foliobände füllen. Ein wesentliches Mittel zur Befestigung der Priesterherrschaft sind glanzvolle Aufzüge zu Ehren verschiedener Heiligen und sonstige religiöse Feste. Eines unsrer Bilder zeigt eine lamaistische Musikkapelle, wobei wir uns die Farbe der Priestergewänder und eigenartigen Kopfbedeckungen als gelb zu denken haben. Ein weiteres mächtiges Mittel zur Erhaltung ihres großen Einflusses auf die breitesten Schichten der Bevölkerung ist die Beichte. In keinem Land wird wohl so viel gebetet wie in Tibet, und der Gebetsspruch „Om mane padme hum“ klingt wohl häufiger zum Himmel als irgend ein andres Gebet der



Buddhistische Priester mit kupfernen Trompeten, Trommeln und Cymbeln

Menschheit, denn der tibetische Lamaismus begnügt sich nicht, mit den Lippen und dem Herzen zu beten; geschrieben, gemalt, gedruckt, in Gebetsteinen, Gebetspyramiden, Gebetsflaggen werden der Gottheit diese vier Worte vorgetragen. Sie sind das erste Wort, das die Kinder stammeln lernen, und das letzte. Die Tibeter haben es nicht nur zu Rosenkränzen, sondern sogar zu der Einrichtung von Gebetsmühlen gebracht. Diese Gebetsmaschinen zum Handgebrauch sind Cylinder von 10—20 Centimern Höhe. Um eine Röhre werden Papierstreifen mit dem aufgedruckten Gebet gewunden und durch einen cylindrischen Ueberzug festgehalten. Mit einem in einem Handgriff endigenden, durch die Röhre hindurchgehenden Drahte sind diese Gebetsmaschinen leicht mit der Hand von rechts nach links in Rotation zu erhalten. In den Tempeln sind größere Maschinen der gleichen Art vertikal aufrecht gestellt und werden mit einem Stricke bewegt. Noch praktischer ist es natürlich, wenn man sich überhaupt bei seinem Gebet jeder körperlichen Anstrengung entschlagen kann. So finden wir auch Gebetsmühlen von oft gewaltigen Dimensionen, die ohne menschliche Thätigkeit durch Wasser oder Wind in Bewegung gesetzt und erhalten werden, und so wird in Myriaden von Malen täglich in ganz Tibet der oben erwähnte mystische Spruch wiederholt, dessen deutsche Uebersetzung etwa lautet: „Das Kleinod im Lotos, Amen!“ Die Sprache ist tibetisiertes

Sanskrit. Die originellen Gebetsmaschinen hießen tibetisch Tschoskhor, chinesisch Tschhuan, mongolisch Kurdu, zu deutsch Religionsräder. Trotz dieser Gebetsmanie und der absoluten Priesterherrschaft stehen speziell die Bewohner von Lhassa in keinem guten Ruf. „Das Volk," schreibt Przewalski, „ist bis in das Innerste verderbt; die Ausschweifungen und die Sittenlosigkeit übersteigen alle Grenzen."



Ober=Lamas des Klostertempels Pemirugtschi im Himalajagebiet (der mittlere im Hintergrund dreht eine Gebetsmühle)
Aus K. Boeck, Indische Gletscherfahrten (Stuttgart, Deutsche Verlags=Anstalt)

Das tibetische Haus gleicht nach dem Reisenden Kreitner einem Verteidigungsturm mehr als einer Wohnung, der ganze Bau ist aus Bruchsteinen aufgeführt mit unregelmäßig verteilten Fensteröffnungen, die Feuerstelle ist in die Mitte des Fußbodens versenkt, eine mit flachen Steinen belegte Plattform schließt den Bau ab. Przewalski beschreibt die Wohnung als ein quadratförmiges Zelt von einem aus dem Haar des tibetischen Ochsen, des Yak, verfertigten Stoff. Als Kleidung dient ein langer Aermelrock aus Wolle, und im Winter schützt beide Geschlechter Schafpelz gegen die Kälte. Hemden und Beinkleider werden nicht getragen, statt der letzteren eine Art Beinstulpen aus Schafwolle. Das Schuhwerk besteht aus grobem Wollmaterial, das mit farbigen Streifen verziert ist. Als Kopfbedeckung dient eine Pelzmütze. Die hohen Beamten in Tibet tragen gleich ihren chinesischen Standesgenossen Zobelpelze, und in den Grenzlandschaften bürgert sich immer mehr chinesische Tracht ein.

Als Waffe trägt der Mann im Gürtel einen Säbel, der oft überreich mit Edelsteinen und Silber geschmückt ist, meist aber eine schlechte Klinge hat. Außerdem sind Gewehre weit verbreitet, die auf Gabeln aufgelegt werden, die zum Teil festgemacht, zum Teil herunter zu schlagen sind.

In Tibet ist Vielmännerei verbreitet; die Frau des ältesten Sohnes ist zugleich die Gattin aller seiner Brüder. Sehr merkwürdig ist die Totenbestattung, indem die Armen die Leichen in die Flüsse werfen, die Wohlhabenden dagegen sie von Raubvögeln verzehren lassen.



Lamas

Achtes Kapitel

Indien

Die Kols — Die Juangs von Orissa — Die Bhils — Die Dravida — Die Tamilen — Die Toda oder Tuda — Die Gond — Die Kota — Die Kurumba — Die Khond oder Ku — Die arischen Inder — Die Parsen — Die Bewohner von Kaschmir — Die Khassia — Ceylon — Die Andamanen

Wir verlassen das ungastliche Tibet, übersteigen im Geist das höchste Gebirge der Erde, den Himalaja, die „Schneestätten", wie die Uebersetzung des indischen Wortes lautet, und gelangen nach Vorderindien. Mit eigenartigem Zauber umfängt uns das Wort Indien. Tropische Fülle und Reichtum an Pflanzen und Tieren begreift dieser Name in sich. In diesem Land sind wir die Heimstätte tiefster philosophischer Gedanken und Probleme zu sehen gewohnt; hier sind Baudenkmäler von edelster Formenschönheit entstanden, und unsre Phantasie führt uns Jahrtausende zurück in die Zeiten uralter indischer Geschichte und läßt uns bis hierher die Fäden unsrer eignen Geschichte verfolgen. Ideal schöne Menschengestalten, uralte Kultur, geheimnisvolle philosophische Probleme und über all dies ausgegossen das Füllhorn tropischer Natur, das ist das Sonnenland Indien.

Werfen wir einen kurzen Blick auf seinen geologischen Aufbau. Als keilförmig zugespitzte Tafel schiebt sich Vorderindien in das Meer vor. Dieser vorspringende Teil, dessen Hauptmasse als Dekan bezeichnet wird, ist ein Tafelland mit steil abfallenden Rändern und war unzweifelhaft früher eine Insel. Erst in jüngerer geologischer Zeit ist diese durch Entstehung der Tiefebene, die die Geographie jetzt als das Hindostan bezeichnet, mit dem Festland verbunden worden. Dieses Tiefland durchziehen heute die beiden gewaltigen Ströme Indus und Ganges, die durch ihre vom Himalaja zuströmenden Zuflüsse die Aufschüttungen der Ebene immer mächtiger gestalten. Nach Hinterindien ist unser Gebiet durch die Gebirge von Assam und den Lauf des Brahmaputra abgegrenzt, nach Norden bildet der mächtige Gebirgsstock des Himalaja die Grenze, während die westliche Grenze ungefähr mit dem Lauf des Indus zusammenfällt. Die Landschaft im weiten Thal des Brahmaputra heißt Assam. Im ganzen trägt sie einen ziemlich einförmigen Charakter und darf sich auch nicht so hoher Kultur rühmen, wie das den Unterlauf des Ganges umfassende Bengalen. Gehen wir nach Nordwesten weiter, so wird die Landschaft wiederum öder, und im Pendschab, dem Land der fünf Ströme, drängt sich die Vegetation an den Flüssen zusammen. Südlich kommen wir in das Gebiet der indischen Wüste, die teils aus Sandflächen, teils aus felsigen Strecken besteht. Im äußersten westlichen Gebiet von Vorderindien bringt der Indus Fruchtbarkeit. Vorderindien stellt, wie erwähnt, ein Tafelland dar. Das eigentliche Dekan hat eine Höhe von ungefähr 800 Metern; in stufenförmigen Randabfällen, den Westghats und ihren Fortsetzungen, läuft an der Westküste ein höherer Gebirgszug entlang. Die südliche Fortsetzung der Westghats ist, um nur einen bekannteren Teil dieser Gebirge zu erwähnen, das Nilgiri-Gebirge, dessen höchster Gipfel bis zu rund 2600 Metern ansteigt. Das Hochland zwischen diesen westlichen Höhenzügen und dem Küstengebiete des Ostens ist eine wellige, mit Hügeln bedeckte Fläche. Wegen der zeitweiligen Trockenheit sind hier künstliche Reservoirs zur Bewässerung angelegt worden.

Wie schon die vorstehende Schilderung des geographischen Charakters ergiebt, weist auch der zoologische und botanische Charakter je nach den einzelnen Teilen des Landes große Verschiedenheiten auf. Unwillkürlich denkt man, wenn man von Indien spricht, an Bengalen mit seiner üppigen tropischen Vegetation, mit seinem Reichtum an Tieren, mit seinen Dschungeln, in denen der Tiger

und der wilde Elefant hausen. Ihren Charakter hat uns Rudyard Kipling in unübertroffener Weise geschildert.

Ein buntes Völkergemisch, das den Ethnographen schon viel zu schaffen gemacht hat, treffen wir auf der Halbinsel von Vorderindien an. Die zweite allgemeine Volkszählung, die in Indien, seit das Land unter das Zepter Ihrer britischen Majestät der Kaiserin von Indien gekommen ist, 1891 vorgenommen wurde, giebt die Zahl der Bevölkerung auf über 289 Millionen an; es ist dies ungefähr ein Fünftel der Bevölkerungsziffer der ganzen Welt. Es ist selbstverständlich, daß



Hirtenfrau in Milam (Himalajagebiet) bei der Webarbeit. Rechts ihr Sohn, die Wasserpfeife rauchend; im Hintergrund ein trommelnder Knabe und ein singendes Mädchen
Aus K. Boeck, Indische Gletscherfahrten (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt)

diese Bevölkerung, selbst wenn wir die eingewanderten Europäer abziehen, keinen einheitlichen Charakter trägt. Auch über Indien sind in jahrhundertelangen Kriegen Völkerwanderungen und Völkerverschiebungen hinweggegangen, und die ursprüngliche Bevölkerung wurde von siegreichen Eroberern zurückgedrängt. Häufig betrachtet man als die ältesten Bewohner Indiens die sogenannten Dravida, die gegenwärtig noch den Südosten bevölkern, aber in geschlossenen Massen auch mitten zwischen den heutigen Indiern in den Radschputen-Staaten, Gudscherat und den Westghats von der Narbada bis Kholapur sitzen. Es ist aber sicher anzunehmen, daß schon vor den Dravida Indien von Menschen bewohnt war, die von jenen zurückgedrängt wurden und vielfach noch als Bergstämme ein wildes Leben führen. Die Dravida ihrerseits fanden ihren Meister in einem Zweig des großen Völkerstammes der Indogermanen oder Arya, die von Nordwesten her in das Indusgebiet eindrangen. Sie saßen tausend Jahre lang als ein ruhiges Hirtenvolk im Land der fünf Ströme, dem Pendschab, und erhielten den Namen Inder oder Hindu. Im 14. Jahrhundert v. Chr. drangen sie nach Osten

vor, um in jahrhundertelangen Kämpfen, deren Verherrlichung uns noch in den großen National-Epen erhalten ist, das Gangesland zu erobern und die Dravida nach dem Süden zurückzudrängen. Doch war der Kampf um das Land nicht so rasch entschieden, die Feindschaft vielleicht auch durch längere Friedensperioden unterbrochen, so daß zahllose Mischungen zwischen beiden Rassen vorkommen konnten. Ueber die Draviden und die Arier ergoß sich dann schließlich auch noch ein Völkerstrom mongolischer Abkunft, der zu gleicher Zeit den Islam mitbrachte und dadurch auch noch Spaltungen in religiöser Beziehung herbeiführte. Schließlich zählen noch Parsen, Juden und Europäer zu den Bewohnern Indiens.



Mädchen vom Bhotija-Stamm, Gebetswimpel aufhängend
Aus K. Boeck, Indische Gletscherfahrten (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt)

Wir wollen zunächst die Urbewohner betrachten. Auch sie haben keinen einheitlichen Typus, und bei den Ethnographen herrscht durchaus keine Uebereinstimmung in der Meinung, welche der verschiedenen, meist in dem Gebirge lebenden Stämme zu der Urbevölkerung zu zählen sind. Faßt man nur die sogenannten Mudavölker als Urbevölkerung zusammen, wie dies Schurtz thut, so können wir mit diesem Gelehrten folgende anatomische Besonderheiten als charakteristisch angeben. Der Körper erreicht selten die Mittelgröße, die Augen sind klein, die Nase ist dick und breit, die Stirn niedrig, die Backenknochen hervortretend, das Haar schwarz, grob und straff. Der Kulturbesitz der Mudavölker ist meistens gering und ihre Lebensweise ärmlich. Die bevorzugten Waffen sind Bogen und Pfeil; vielfach sind noch Steingeräte im Gebrauch.

Wir können natürlich weder von der Urbevölkerung noch von den nachher zu erwähnenden Dravida alle Stämme nennen; denn in einem Werk wie dem vorliegenden würde der zur Verfügung stehende Raum dazu nicht ausreichen. Bei der Auswahl der wenigen Stämme, die wir besprechen wollen, war auch die Möglichkeit, gute Photographien zu erlangen, zum Teil maßgebend.

Mädchen vom Kol-Stamme

Die Kols

waren wahrscheinlich einst über die Ebenen Bengalens zerstreut, finden sich aber jetzt nur in den Hügellandschaften zwischen Ober- und Unterbengalen und dem Nagpur-Plateau und ganz allgemein gesprochen vom Ganges bis zum 18. Grad n. Br. Nach Hauptmann Dalton, der durch längeren Aufenthalt Gelegenheit hatte, diese Urbewohner kennen zu lernen, zeigen sie in ihrem Aeußern manche Verschiedenheiten, und ihre physischen Merkmale deuten wohl auf Mischung mit Hindu hin; auch nach andern Beobachtungen sollen sie an die Eigenschaften der arischen Indier erinnern. Die Hautfarbe ist dunkel, zeigt jedoch manche Abstufung, das Haar ist schwarz und straff, der Mund ist groß, die Stirne hoch, die Nase gebogen, das Gesicht oval, besonders bei jungen Mädchen finden sich oft sehr ansprechende feine Züge, doch seien die dunkelbraunen Augen selten so groß und so „gazellenhaft" wie die der reinen Hindumädchen. Ihre Kleidung ist sehr primitiv; die Kinder gehen lange Zeit nackt, die Männer begnügen sich mit einem Gürtel, die Frauen mit einem Lendentuch. Sie treiben Ackerbau, und das Ackerland ist gemeinsames Eigentum aller Dorfbewohner. Die Stellung der Frau ist im ganzen günstig. In ihren religiösen Vorstellungen steht ein ausgeprägter Geister- und Dämonenkult im Vordergrund.



Zwei Irula (links), zwei Badaga, zwei Toda, zwei Kota und zwei Kurumba

Auf unsrer Abbildung ist die Kleidung allerdings bei den Frauen eine weit vollständigere, und unzweifelhaft macht sich hier der Verkehr mit den Hindu und Europäern geltend. Bemerkenswert ist der Armschmuck, der zum Teil augenscheinlich aus spiraligen Reifen besteht, wozu bei einigen noch große und sehr massive, aus einem Stück hergestellte Ringe kommen.

Die Juangs von Orissa

Ein andrer Stamm der Urbevölkerung, der sich durch seine sehr primitiven Kulturverhältnisse auszeichnet, lebt unter dem Namen der Juangs in den Tributärstaaten von Orissa. Sie führen auch den Eingeborenennamen der Patua, wörtlich „Blattträger", denn auch die Frauen tragen keine Kleider aus gefertigtem Stoff, sondern nur rings um die Taille einen Ring, an dem vorn und hinten ein Bündel Blätter hängt. Es entbehrt nicht eines gewissen Humors, wenn erzählt wird, daß einst die englische Regierung diese Art der Bekleidung bei den Unterthanen der Kaiserin von Indien doch etwas zu mangelhaft fand und 1871 den Befehl gab, daß alle unter britischer Regierung stehenden Patuas bekleidet werden sollten. Der mit der Ausführung des Befehls beauftragte englische Offizier berief daher den ganzen Stamm zusammen, hielt eine Ansprache über den Wert der Kleidung im allgemeinen und im speziellen und händigte dann den Frauen Baumwollzeug aus. Gehorsam marschierten sie, 1900 an der Zahl, vor ihm vorbei, erklärten ihre Bereitwilligkeit und wurden mit Farben gezeichnet. Aber diese etwas gewaltthätige Bekehrung zu dem Anfang europäischer Kleidung war nicht von langer Dauer, denn bald kehrten die Patuafrauen wieder zu dem landesüblichen Blätterschurz zurück. Bis vor kurzem hatte dieser Stamm noch keine Kenntnis der Metalle und lebte also noch in der Steinzeit. Ihre Hütten werden als die kleinsten menschlichen Wohnungen geschildert. Das Haupt der Familie und alle weiblichen Personen hausen zusammen in einer Hütte von 6 bis 8 Fuß Bodenfläche. Die Knaben und jungen Männer wohnen gesondert.



Eine Gruppe von Kols

Die Bhils

Die Bhils sind von kleiner Statur und sehr dunkel, aber durch Stärke und Behendigkeit ausgezeichnet. Raub und Krieg sind ihre Hauptbeschäftigung, und von altersher haben sie ein großes Renommee als Diebe. Mancherlei Anekdoten erzählen von ihrer wunderbaren Geschicklichkeit in dieser in Indien nicht seltenen Kunst. Sie seien im stande, das Kopfkissen unter einem schlafenden Mann wegzustehlen, obwohl er vorher auf dieses Kunststück aufmerksam gemacht wurde. Nackt und am ganzen Körper geölt kriechen sie ohne das geringste Geräusch dahin, und selbst wenn sie entdeckt worden sind, vermögen sie beinahe spurlos zu verschwinden, indem sie alle natürlichen Erhebungen und Senkungen des Bodens, Pflanzen und Bäume in vorzüglicher Weise als Schutz zu benutzen verstehen. Ein besonderes Kunststück von ihnen ist, sich plötzlich so auf den Boden zu kauern, daß ihr dunkler Körper an einen zerfressenen oder halbverbrannten Baumstumpf erinnert.

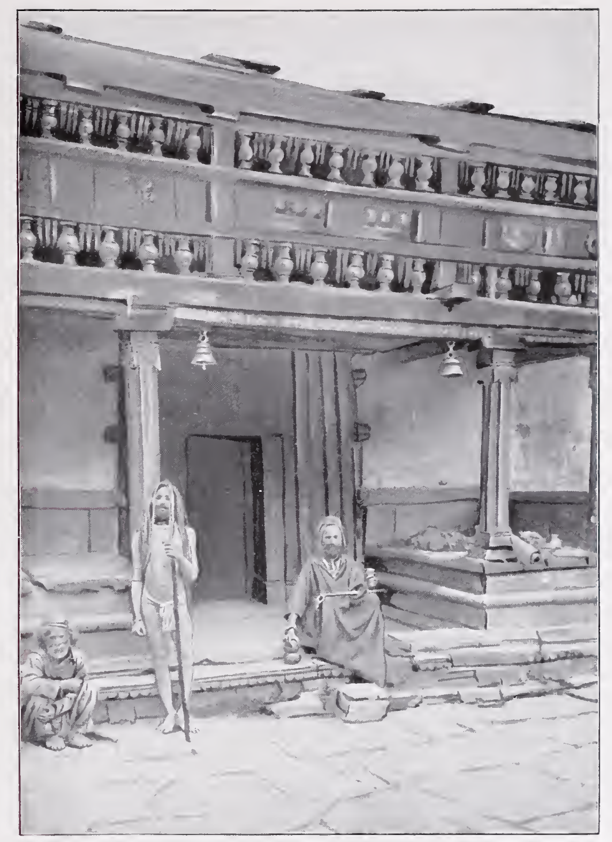


Hirten und junge Frauen (mit Nasenringen als Ehezeichen) aus Namik im Himalajagebiet
Aus K. Boeck, Indische Gletscherfahrten (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt)

Daß sie übrigens auch anstellig sind, dafür spricht die Thatsache, daß in der Eingebornen-Armee zwei Regimenter aus Männern dieses Stammes gebildet sind. Ihre in den Wäldern verstreuten Hütten bestehen aus Pflöcken, die mit langem Gras bedeckt und verflochten sind. Ihre religiösen Vorstellungen scheinen sich auf einen niederen Geisterglauben, die Vorstellung von Zauberbäumen, Zaubersteinen u. dergl. zu beschränken. Die Bevölkerungsziffer dieses Stammes wird auf 900 000 geschätzt.

Die Dravida

Unter Dravida faßt man, wie schon öfters angedeutet, die Völker zusammen, die Indien südlich von der Narbada und östlich von den Westghats bewohnen. Allein auch hier begegnen wir Stämmen, die in ihrer äußeren Erscheinung und in ihren anatomischen Merkmalen wesentlich von den andern verschieden sind. Wahrscheinlich sind die Dravida, die wir als die ersten Einwanderer in Indien betrachten dürfen, schon durch Vermischung mit den daselbst von ihnen vorgefundenen Ureinwohnern des Landes mehr oder weniger verändert worden. Wie es unmöglich ist, eine anatomische Gemeinsamkeit festzustellen, so sind auch Begabung und Kulturhöhe ganz verschieden, und für den Ethnographen ist das einzige gemeinsame Band, das die hierher gehörigen Stämme umschlingt, die Sprache.



Indische Büßer vor der Thür eines Tempels
Aus K. Boeck, Indische Gletscherfahrten (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt)

Südindien ist übrigens viel weniger von stürmischen Einwanderungen heimgesucht worden als das nördliche Hindostan. Die mongolische Invasion und der Mohammedanismus machten Halt, ehe sie Südindien erreichten.

Von allen Dravidastämmen gelten als die begabtesten die Tamilen.

Die Tamilen

Die Hautfarbe der Tamilen oder Tamulen ist dunkel, jedoch in sehr verschiedener Schattierung. Die Männer sind schlank und meistens kräftig von Statur, bärtig, mit entschlossenem, oft finsterem und strengem Gesichtsausdruck. Die zum Teil recht hübschen Frauen und Mädchen sind meist stolze Erscheinungen und von straffem Gliederbau, zuweilen mit dem Gesichtstypus der alten Römerinnen. Die Männer tragen an ihrem Körper, malerisch verschlungen, zwei dünne, weiche Baumwollstücke, die die Haut durchschimmern lassen; die Schönheit des weiblichen Wuchses wird durch das malerische Faltengewand, noch mehr durch die Haltung der Mädchen, die Lasten auf dem Kopfe tragen, zur Anschauung gebracht.



Ein Tamile von Ceylon (Mischling)

Die Hauptsitze der Tamilen liegen im südlichsten Teile Indiens, südlich von einer Linie, die von Mangalore an der Westküste bis zu dem an der Ostseite der Halbinsel gelegenen Madras verläuft. Die Bevölkerungsziffer wird auf 10 Millionen geschätzt. Die Tamilen sind durch ihre große Kunstfertigkeit in mancherlei Dingen, so z. B. besonders auch als Goldschmiede bekannt. Möglicherweise sind ihnen die Zeugnisse einer schon vor Beginn der arischen Einwirkung bereits wieder verloren gegangenen südindischen Kultur zuzuschreiben, die in Form von gutgearbeiteten Thongefäßen und Metallgeräten in Gräbern gefunden werden.

Die Religion der Tamilen teilt sich in die Verehrung von Wischnu, Siva und dessen Gattin Kali. Es ist, wie Selenka, der feinsinnige Schilderer asiatischen Lebens, hervorhebt, bezeichnend, daß nur die geringere Anzahl der häufigen Tempel dem heiteren Wischnu geweiht ist, die meisten aber dem zornmütigen, finsteren Gotte Siva und dessen blutdürstiger Gemahlin Kali. Wir können uns nicht versagen, Selenkas Schilderung eines solchen Tempels zu zitieren. „Nach Durchschreitung eines reichskulptierten Thores öffneten sich links und rechts ausgedehnte hohe Pfeilerhallen, ganz aus hellgrauem Granit, die Säulen, Pilaster und Deckenlager sämtlich Monolithe von 20 bis 30 Fuß Länge, in indischem Geschmack mit überlebensgroßen Löwenpferden, Elefanten, Schwertrittern und Bogenschützen in vollendeter, feiner Steinhauerarbeit verziert. Scharen von Priestern und Gläubigen, heilige Kühe und riesige Elefanten treiben sich in den Galerien und Höfen umher. Und nun ging es von Hallen zu Tempeln, von Gängen zu Höfen durch die ‚Tausendpfeilerhallen', zwei Stunden lang. Unser Auge irrt umher, schwelgt in der fremdartigen, grotesken, prächtigen Architektur und Skulptur und kann sich nicht



Tamilen-Mädchen

satt sehen an den Lichteffekten und Ueberschneidungen, an den zierlichen Seitenkammern und Nischen. Im Innern befindet sich eine Anzahl aus Silber und Gold gearbeiteter, zum Teil mit den kostbarsten Edelsteinen prunkhaft geschmückter übermannshoher Götzen, meist Gebilde der absurdesten, abenteuerlichsten Art, z. B. Kamatru mit dem Leib einer Kuh, Schweif eines Pfauen, Kopf und Brust eines Weibes — unsinnige, häßliche Ungeheuer. Bei Prozessionen werden diese Popanze mit Perlenschnüren und Edelsteingewändern, deren Wert nach Millionen zu schätzen ist, behangen und durch die Stadt getragen."

Im folgenden seien noch einige dieser Stämme erwähnt, die ebenfalls zu den Dravida zu zählen sind.



Eine Gruppe von Tamilen-Mädchen

Die Toda oder Tuda

Die Toda wohnen in zerstreuten kleinen Ansiedlungen auf den Ausläufern der Nilgiriberge oder blauen Hügel. Sie sind eine große, stattliche Rasse mit regelmäßigen Gesichtszügen und dunkel schokoladenfarbiger Haut. Die Nase ist gebogen, die Lippen dick, die Haare lockig, der Haarwuchs sehr stark, ein Merkmal, das sie sofort von den arischen Hindu unterscheidet. Ihre ganze Erscheinung erinnert, wie manche Forscher sagen, etwas an die alten Römer, ihre braunen Augen sind leuchtend und verraten große Intelligenz, oft auch Melancholie. Da ihr Aeußeres in manchem auch an israelitische Züge erinnert, so haben einige Forscher in ihnen auch den einen oder andern der verlorenen Stämme Israels sehen wollen. Jedenfalls dürfen sie zu den ältesten Einwohnern Vorderindiens gezählt werden. Sie führen ein Hirtenleben, solange man von ihnen Kunde hat. Die Nilgirihügel, die nach allen Seiten steil zum Tafelland Indiens abfallen, haben in ihrem oberen Teil weite Thäler, die prächtige Weiden bilden, gewissermaßen eine tropische Schweiz. Die Toda haben es bisher auch verstanden, alle fremden Einflüsse von ihrer schönen Heimat abzuhalten.



Kota-Frauen, Töpfe verfertigend

Alle Reisenden stimmen darin überein, daß die Einfachheit ihrer Sitten wie ihr ganzes Benehmen jeden Besucher für sich einnehmen. In eine Art von Toga gehüllt, die den einen Arm und das eine Bein unbedeckt läßt, haben sie einen gewissen großen Zug. Nur stehen sie leider mit der Reinlichkeit auf etwas gespanntem Fuß. Ihr freimütiges Auftreten, ihr Humor und ihr offenes, gefälliges Benehmen verfehlen nicht, den angenehmsten Eindruck zu machen. Die Frauen werden achtungsvoll behandelt und genießen ein ziemliches Maß von Freiheit. Sie erziehen die Kinder, sorgen für die Nahrung und das übrige Hauswesen, während den Männern die Besorgung des Viehs und alle Geschäfte außerhalb des Hauses obliegen. Das ganze Leben vollzieht sich ruhig, geräuschlos und trägt einen häuslichen Charakter. Die gesamte Familie bis zu dem entferntesten Vetter wird als ein Haushalt betrachtet. Die Männer machen ihre Autorität ohne Tyrannei geltend. Die Frauen tättowieren Arme, Nacken und Beine. Ein beliebter Schmuck ist ein schwerer metallener Armring.

Der „Mand“ genannte Wohnort der Toda besteht aus einer Reihe von Hütten, wie unsre Abbildung eine von ihnen zeigt, einem Viehstall und einer Art Vorratskammer zur Aufbewahrung der Milch. Jeder Mand umfaßt gewöhnlich fünf Gebäude oder Hütten, von denen drei als Wohnungen dienen. Sie sind meist 10 Fuß hoch, 18 Fuß lang und 9 Fuß breit. Der sehr kleine, nur etwa 60 Centimeter breite Eingang ist nicht mit irgend einer Thür oder einem Gitter geschlossen, sondern nur mit einer hölzernen Planke. Die niedere Pforte erlaubt nur ein Hineinkriechen, nicht ein aufrechtes Hineingehen. Die Behausung ist aus dicht aufeinandergelegten Bambusstäben errichtet und das Dach mit Stroh gedeckt; nur in der Mitte erlaubt die Höhe einem großen Mann bequem aufrecht zu stehen. An der Seite befindet sich eine Plattform als Schlafstätte der Familie. Jedes Wohnhaus ist von einem Wall loser Steine umgeben. Das Vorratshaus, wir könnten fast sagen, die Milchkammer, befindet sich in einiger Entfernung von dem Wohnhaus, und nur die Besitzer betreten es. Die Büffelherden werden zur Nacht in einen mit einem Steinwall umgebenen Raum eingeschlossen.

Die Begräbniszeremonien sind seltsam. Die Toda unterscheiden, wie Sievers schildert, das „grüne“ und das „trockene“ Begräbnis; ersteres erfolgt sofort nach dem Tode und besteht einfach in der Verbrennung des Leichnams und Sammeln der Asche, das trockene Begräbnis dagegen wird ein Jahr nach dem Tode mit großem Glanz gefeiert, wobei gewaltige Schmausereien, wie auch bei der Verheiratung, abgehalten zu werden pflegen.



Kurumbas vor ihrer Hütte



Toda-Typen

Die Gond

Der Wohnort der Gond ist das Hochland nördlich von Dekan, das nach ihnen Gonduana genannt wird. Sie sind dunkler als die meisten andern ursprünglichen Rassen, von mittlerer Größe, wohlproportioniertem Körper, aber häßlichem Gesichtsausdruck, der Kopf ist brachycephal, der Mund groß, die Nasenlöcher weit, die Lippen dick, das Haar dicht und schwarz, der Bartwuchs gering. Die Frauen unterscheiden sich untereinander mehr als die Männer. In den offeneren Teilen des Landes näher der Ebene findet man oft große, robuste Gestalten, aber in den inneren gebirgigen Teilen machen besonders die Frauen einen geradezu affenartigen Eindruck. Nach kurzer Blüte in der Jugendzeit altern sie rasch und werden häßlich. Allerdings ist das nicht überraschend, da auf ihnen die Last des täglichen Lebens fast ganz allein liegt. Die Kleidung besteht in einem kurzen, oft blau gefärbten Rock, und ein Mantel von weißem Baumwollstoff bedeckt den Oberkörper. Die Beine sind kunstreich tättowiert. Die Zahl der Gond soll 124000 betragen.

Die Kota

Dieser auch auf dem Nilgirihügel ansässige Stamm wird auf nur 1200 Köpfe geschätzt. Jedes Dorf besteht aus dreißig bis sechzig Hütten, die in Reihen entlang einer Straße gestellt sind. Eine Absonderung nach Kasten ist unbekannt; die Bewohner werden nach den Straßen geschieden, in denen sie wohnen, und Leute derselben Straße dürfen einander nicht heiraten. Leider sind berauschende Getränke bei ihnen sehr beliebt, und als Nahrung dient häufig verfaultes Fleisch. Ihre Kleidung besteht aus meist nicht gerade sauberem, umgehängtem Stoff, der ungefähr bis zu den Knieen geht. Die Verfertigung von rohen Töpfen ist ihnen ebenso bekannt wie Korbflechterei. Ihre Religion beschränkt sich auf die Verehrung von rohen, hölzernen Bildwerken, Steinen, Felsen oder Bäumen.

Die Kurumba

Auch dieser Stamm steht auf einer sehr niederen Kulturstufe. Die Wohnungen bestehen gewöhnlich nur aus ein paar in den Boden gesteckten und mit den oberen Enden verbundenen Zweigen, öfters auch dienen Höhlungen und Felsen als Wohnungen. Seltener finden sich auf Pfosten aufgeführte Hütten, die mit Gras bedeckt sind.

Die Kurumba sind klein und sehen krankhaft aus; ihr Mund ist groß, die Zähne oft vorstehend. Arme und Schenkel sind sehr wenig ausgebildet.

Ihre Nahrung besteht aus Wurzeln und Beeren und gelegentlich einem kleinen Tier. Daß trotz dieser niederen Kulturstufe auch diesem Stamm nicht jeder Sinn für Kunst und Schmuck fehlt, zeigt unsre Abbildung. An der Wand ist ein Fell oder dergleichen befestigt, dessen rohe Zeichnungen wohl eine besondere Begebenheit im Leben der Kurumba verherrlichen sollen.

Die Khond oder Ku

Auf weit höherer Stufe stehen die südlich des Mahanadi sitzenden Khond. Sie sind ein ackerbauendes Volk mit streng patriarchalischer Verfassung, das von Dorfältesten regiert wird. Ihre Dörfer werden zu Distrikten, diese zu Stämmen unter eignen Oberämtern vereinigt. Seit 1835 zahlen sie Tribut an die englische Regierung. Die Wohnungen bestehen aus bretternen Hütten, die mit Stroh gedeckt sind. Früher waren Menschenopfer und Menschenfresserei bei ihnen weit verbreitet. Zu diesem Zweck dienten besonders Kinder oder erwachsene Mädchen. Sie wurden gut gehalten und wohlgenährt, bis der Tag des Festes gekommen war. Als ein solches galt besonders die Saat- und Erntezeit, zu der das Opfer den Göttern geschlachtet und sein Fleisch und Blut unter die Bewohner verteilt wurde. Auch bei besonderen Anläßen wurde den schädigenden Göttern geopfert. Der englische General Campbell, der längere Zeit in dieser Gegend stationiert war, sah 14 große hölzerne Elefantenbilder, an denen die menschlichen Opfer angebunden wurden, um dann in Stücke gehackt zu werden. Er befahl die Zerstörung dieser Bildwerke, nicht ohne auf starken Widerstand seitens der Eingebornen zu stoßen. Als er dazu kam, wie gerade ein junges Mädchen geopfert werden sollte, gelang es ihm mit seiner Truppe, es zu befreien, aber kaum hatten sich die Engländer zurückgezogen, so hatte die Menge ein andres Opfer gefunden. Der alte Priester mußte sein Unvermögen, die Autorität der alten Götter den Eindringlingen gegenüber wahren zu können, selbst mit dem Tode büßen. Durch den Einfluß der englischen Regierung sind an Stelle der Menschenopfer allmählich Tieropfer getreten.



Toda-Mädchen

Interessant ist die Verbreitung der Sitte des Brautraubes in diesem Stamm, der sich in der üblichen Weise der gewaltsamen Erbeutung der widerstrebenden Braut und der Verfolgung des Bräutigams und seiner Freunde durch die Verwandten der Braut vollzieht. Sobald der Bräutigam mit seiner Beute das heimatliche Dorf erreicht hat, gilt das junge Paar als verheiratet.

Bemerkenswert ist, daß trotz der Verbreitung des Kannibalismus ein ethischer Zug dem Khondstamm nicht abzusprechen ist. Nach Mitteilung eines englischen Reisenden gilt bei ihnen folgendes als Todsünden: Verweigerung der Gastfreundschaft; Bruch eines Versprechens; Lüge; Bruch beschworener Freundschaft; Bruch alter Sitten und Gebräuche; Blutschande; Schulden auf Unkosten des Stammes; sich bei einem Kriegszug verbergen; Verrat eines Stammesgeheimnisses. Andrerseits gelten als Kardinaltugenden: einen Feind in der Schlacht töten; im Kampfe fallen; ein Priester zu sein.

Es wären noch mancherlei Stämme, die Erwähnung verdienten. In den großen Gebieten, die als Dschungeln bekannt sind, haust in weltabgeschiedener Verborgenheit mancher kleine Stamm, zu dem vielleicht noch kein Weißer gekommen ist. Der Kulturbesitz dieser Stämme ist naturgemäß gering. In ihrer ganzen Existenz sind sie auf die Jagd angewiesen, aber als Jäger suchen sie wohl auch ihresgleichen. Kinder des Dschungels und in fortwährender Berührung mit der Natur haben sie, wie alle Jägervölker, Auge und Ohr zu größter Schärfe ausgebildet. Jeder Laut im Wald hat für sie eine Bedeutung, ist ihnen ein Zeichen. Der Flug der Vögel, das Gebaren der Affen verrät ihnen, ob der Tiger sein Lager verlassen, seine Mahlzeit beendet hat. Keine Fußspur entgeht ihnen, kein geknickter Zweig, kein niedergetretenes Gras. Die Unzugänglichkeit ihres Wohnortes schützt sie vor allzu rascher und gründlicher Berührung mit der Kultur, die sich schon auf ihre Stammverwandten erstreckt hat.



Wohnstätte eines Fakirs



Toda-Hütten

Die arischen Inder

Der dritte große Volksstamm, der Vorderindien bewohnt, gehört, wie schon erwähnt, dem großen Zweig der arischen Völker an. Seine Ursitze mögen wohl am Pamir gewesen sein, vielleicht nicht weit von denen der Chinesen. Hier weideten die Urarier, die auch unsre Vorfahren sind, auf weiten Steppengebieten und üppigen Bergtriften ihre Herden; denn als sie, etwa um das Jahr 2000 v. Chr. den Indus überschreitend, in ihre jetzige Heimat einwanderten, waren sie ein Hirtenvolk. Der Jahrhunderte dauernden Kämpfe, in denen sie allmählich unter Zurückdrängung der Dravida ihr Wohngebiet immer mehr ausdehnten, haben wir schon gedacht. Schließlich ergab sich als Resultat dieser Kämpfe, daß die neuen Eindringlinge den nördlichen Teil der großen, vom Himalaja nach Süden sich erstreckenden Halbinsel, das Hindostan, bevölkerten, während die Dravida auf die südliche Hälfte, das Dekan, zurückgedrängt wurden.



Ein Brahmane beim Gebet

Wollen wir die Grenzen der Wohnsitze der arischen Inder, die nach dem Fluß Indus den Namen Hindu erhielten, näher bezeichnen, so können wir mit Sievers sagen, daß die Grenze ihrer Verbreitung etwa südlich von der Narbada und der Mahanadi liegt und im Osten von den Quellen des Tapti bis zu jenen der Krischna verläuft.

In ihrer äußeren Erscheinung zählen die Hindu, besonders ihre Frauen, zu den schönsten Vertretern des Menschengeschlechts. Nach Ratzel sind die wichtigsten Merkmale: mittelhohe Statur, ovales Gesicht, glatte, schwarze Haare, große, mandelförmige Augen, großer Mund, schwaches Kinn, schwache Arme, kaffeebraune Hautfarbe. Der größte Teil der Bevölkerung aber muß als Mischrasse betrachtet werden, wobei das arische Blut mehr oder weniger stark beteiligt ist, und in der Schönheit der Erscheinung geben diese „gemischten Inder" den reinen Ariern nichts nach. Sie werden geschildert als ein schlanker, dunkler, zigeunerähnlicher Menschenschlag mit Adlernase, feinen Gesichtszügen und langem, lockigem Haar; die Männer meist stolze, prachtvolle Figuren, die Frauen von schlankem, graziösem Körperbau, mit schwarzbraunen, lebhaften Augen von mandelförmigem Schnitt und sinnendem Ausdruck. In der Hautfarbe treten auch unter den gemischten Indern sehr große Unterschiede hervor, und zwar scheinen überall in Indien die unteren Klassen dunkler zu sein als die oberen. Für diese Erscheinung kann man, wie Sievers sagt, die Ursache besonders darin suchen, daß die hellen Arier als Eroberer eingedrungen sind und sich immer eine gewisse Vorherrschaft bewahrt haben. Man darf indes nicht vergessen,

daß fast überall die von der mühseligen Feldarbeit im Sonnenbrand befreiten Klassen weniger dunkel sind als ihre übrigen Volksgenossen.

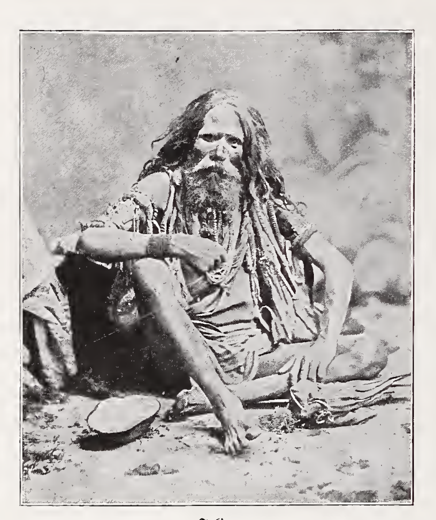
Aber die erobernd eingedrungenen Arier vermischten sich nicht nur mit den zurückgedrängten bisherigen Bewohnern des Landes, sondern ihre Rasseneigentümlichkeiten wurden weiterhin verwischt durch die später nachdrängende mongolische Rasse. Bei einem guten Teile der gemischten Inder dürfen wir also auch mongolisches Blut annehmen.



Eingeborene Prinzen von Orissa

Wie schon angedeutet, sind wohl die niedersten Klassen der Bevölkerung besonders als Mischrasse zu betrachten, während die höheren den ursprünglichen Typus reiner bewahrt haben. Die natürliche Zurückhaltung der vornehmeren Geschlechter unter den Eroberern von dem Volk der Eroberten, die, wie wir sahen, z. B. auch in Japan zur Ausbildung zweier verschiedener Volkstypen geführt hat, wurde in Indien noch durch das sich ausbildende Kastenwesen unterstützt, eine Einrichtung, die für Indien so eminent charakteristisch und von so hervorragender Bedeutung ist, daß wir ihr eine nähere Schilderung widmen dürfen. Die Sanskritbezeichnung „Warna" für Kaste

bedeutet ursprünglich „Farbe“, und wir haben hierin wohl einen Hinweis auf die Entstehung der Kasten zu sehen. Sicher bald nach der Einwanderung der Arier bildete sich der Gegensatz zwischen den helleren Ariern und den dunkleren Dravida heraus. Ursprünglich gab es vier Kasten: die Kaste der Priester, „Brahmanen“ geheißen; die Kaste der Krieger „Kshatriyas“; die Kaste der Ackerbauer „Vaishyas“ und die Kaste der „Sudras“, unter denen speziell Handwerker begriffen wurden. Die ersteren drei Kasten umfaßten Angehörige der arischen Eroberer; zur letzteren gehörten die überwältigten Eingeborenen, denen die gewöhnlichen Arbeiten und die Thätigkeit der Handwerker oblag. Schon viele Jahrhunderte vor Christi Geburt aber bestand diese ursprüngliche Einteilung der Kasten nicht mehr. An ihrer Stelle hatte sich eine größere Zahl niederer Kasten gebildet, die mit der Zeit so zunahm, daß man heute im ganzen an 2500 verschiedene Abstufungen zählt. Selbstverständlich sind nicht alle diese Kasten scharf voneinander geschieden; bei der einen oder andern ist ein Uebergang von einer niedereren zu einer höheren Kaste möglich, häufiger jedoch ist eine Degradierung, die Ausstoßung aus einer höheren Kaste und die Versetzung in eine niedrigere. Aber im ganzen und großen sind auch heute noch die Kasten streng voneinander getrennt, und strenge Strafen stehen auf den Bruch der Kastengesetze. Nur in bestimmten Kasten ist gegenseitige Verheiratung gestattet; ja auf die gewöhnlichen Ereignisse des täglichen Lebens erstrecken sich die Kastenvorschriften, und Schiedsgerichte, „Pantschayad“, entscheiden über die in Indien so wichtigen Fragen, welche der Kasten beim Essen, Schlafen u. s. w. Gemeinschaft haben dürfen.



Fakir

Alle Inder gehören irgend einer Kaste an, und unrein wird, wer mit Gliedern einer andern Kaste verkehrt, ja nur etwas berührt, was einem Angehörigen dieser Kaste gehört. Selenka erzählt uns ein bezeichnendes Erlebnis. „Wir treten zu einer Fruchtverkäuferin, einem hübschen jungen Hinduweib, dessen Haar und Ohren, Brust und Arme ganz bedeckt sind mit indischem Schmuck aus schwerem Golde. Ich strecke die Hand aus nach einer jener saftigen Orangen, die dort im Korbe liegen, als plötzlich die schöne Hökerin meinen Arm packt und mit einem Schrei fortstößt. Ich hatte vergessen, daß jede Speise unrein wird, sobald sie von einem Ungläubigen betastet wird. Hätte ich eine einzige Orange berührt, so würde ich den ganzen Korb voll haben kaufen müssen, und nur von weitem ist uns erlaubt, mit dem Finger auf den begehrten Gegenstand zu weisen. Der schlechteste Hindu ist ja immer noch besser als der Edelste unter uns, und wenn er ein König wäre!“

Die Europäer allein stehen also außerhalb der Kaste. Sie sind noch schlechter als die Parias, jene Glieder der untersten Kaste, die Indien kennt. Eigentlich bedeutet dieser Name „Hügelleute, Bergbewohner“, und helles Licht fällt dadurch auf die Frage der Entstehung der Kasten. Unzweifelhaft wurde ursprünglich damit die Urbevölkerung, die noch vor der Einwanderung der Dravida in Vorderindien heimischen Stämme, bezeichnet, die, wie wir sahen, jetzt völlig in die Hügellande zurückgedrängt sind.

Als höchste Kaste gelten die Brahmanen, in denen sich das arische Blut am reinsten erhalten hat. Von großer Bedeutung war auch die Kriegerkaste, die „Kshatriyas“. Ihren Gliedern galt

natürlich persönlicher Mut als das Höchste und als schönster Tod der Tod auf dem Schlachtfeld mit dem Schwert in der Hand; er führte direkt ins glückliche Jenseits. Dabei fehlten aber auch nicht ethische Vorschriften für die Mitglieder dieser Kaste. Frömmigkeit und Glaube an die Gottheit und Achtung vor den Brahmanen sollten die Krieger auszeichnen, Wahrheit und Gerechtigkeit die Triebfedern und die Basis aller ihrer Handlungen sein. Als Nachkommen der alten Kriegerkaste sind die „Khatri" in Pendschab zu betrachten, die heute Kaufleute sind. Von bedeutendem Einfluß sind auch die „Radschputen", die Eroberer Nordwestindiens.

Die englische Regierung hat auf das Kastenwesen Rücksicht genommen und ist nur Mißbräuchen durch Gesetze entgegengetreten. Für die politische Entwicklung Indiens aber ist das Kastenwesen, wozu dann noch der Gegensatz der Mohammedaner zu den Hindu kam, der Ruin des Landes gewesen. Die strenge Durchführung dieser Einrichtung schließt ein gemeinsames Handeln geradezu aus und hat es den Engländern leicht gemacht, das Land zu erobern und mit ein paar Handvoll Leuten eines der bevölkertsten Reiche der Welt zu beherrschen und im Zaum zu halten. Die neue Zeit ist freilich auch an dem Kastenwesen nicht spurlos vorbeigegangen. Schon durch das Christentum, den größten Gegner der Kastenunterschiede, ist manche Bresche in diese uralte Institution geschlagen worden, mehr noch durch das moderne Verkehrsmittel der Eisenbahn, die bei der Beförderung keinen Unterschied zwischen den einzelnen Kasten macht, und durch die freie Richtung, die sich im Zusammenhang mit zunehmender wissenschaftlicher Bildung bei vielen modernen Hindu findet.



Männer vom Naga-Stamme in voller Ausrüstung

Am strengsten halten naturgemäß die Brahmanen an den Kastengesetzen fest; sie sind die treuesten Hüter und Verfechter der alten Vorurteile, und mag ein Brahmane noch so zerlumpt sein, mit Stolz trägt er die Schnur um den Hals, das Abzeichen seiner Kaste, und mit Abschen weist er den Verkehr mit unreinen Gliedern andrer Kasten von sich. Er würde lieber den Hungertod sterben, als von ihnen Speise annehmen. Uebrigens teilen auch sie sich wie alle größeren Kasten in eine Anzahl Unterkasten; so zerfällt z. B. nach Sievers die nördliche Abteilung der Brahmanenkaste in nicht weniger als 469 Klassen.

Eng verbunden mit dem Kastenwesen der Hindu ist ihre Religion. Wir dürfen freilich nicht daran denken, in ein paar kurzen Seiten auch nur annähernd eine Schilderung von den religiösen

Verhältnissen in Indien zu geben, um so weniger als wir die heutigen Zustände nicht begreifen können, ohne auch die geschichtliche Entwicklung zu studieren. In Indien haben wir es nicht mit religiösen Vorstellungen zu thun, die wir mit dem bequemen Wort Götzendienerei, Fetischwesen oder dergleichen abthun können. Auf dem üppigen Boden des Wunderlandes Indien ist eine Religion voll tiefen ethischen Gehaltes erwachsen, die verwandte Saiten in unsrer Brust erklingen läßt, deren hohem geistigen Gehalt wir es anmerken, daß die Hindu Fleisch von unserm Fleisch, Geist von unserm Geiste sind.

Ein kurzer geschichtlicher Ueberblick über die Entwicklung der religiösen Vorstellungen bei den Hindu führt uns in die Zeiten zurück, in denen die Vorfahren der heutigen Bewohner Vorderindiens



Ein Fakir mit Familie in seiner Behausung unter dem weißen Felsen bei Dowlie.

am Fuß des Himalaja saßen. Im Anblick dieser mächtigen Gebirge entwickelten die Sanskritvölker den mächtigen Naturgottesdienst. „Aus den ältesten Ueberlieferungen der Inder, die in der grauen Vorzeit entstanden, als es noch keine Kasten unter ihnen gab, als dies Volk noch, in Stämmen vereinigt, seine Herden weidete und sich eines einfachen naturfrischen Daseins erfreute, gewinnen wir ein anschauliches Bild von der Entstehung der altindischen Naturreligion. Wir erfahren, wie sich unter der Hand des Sängers die ersten Götter krystallisieren, und verfolgen diese ehrwürdigen Anschauungen in den späteren Schriften bis zu den Regungen philosophischer Spekulation. So stellen die Veden der Inder ein Lehrbuch menschlicher Religionsentwicklung dar.“ (Selenka.)

Noch heute sind uns Hymnen von hoher Pracht aus jenen fernen Tagen erhalten. Das große litterarische Denkmal jener Zeit ist der Veda, die „Wissenschaft“. Im lateinischen „videre“, im griechischen „εἶδον“, im deutschen „wissen“, im englischen „wit“ ist uns der Stamm dieses uralt arischen Wortes noch erhalten. In vier Büchern liegt uns der Veda vor. Rig-Veda, Yajur-Veda, Sama-Veda und Atharva-Veda. Außerdem können wir drei Stufen unterscheiden: Mantra, Brahmana und Sutra. Das Mantra, das mit „Gottesdienst“ zu übersetzen ist, enthält Hymnen und Sprüche; die Brahmana, „Theologie“, sind für uns die älteste Quelle für Ritualvorschriften, sprachliche

Erklärungen, Legenden und dogmatische Anschauungen. Die in den Brahmana stets auf einzelne Fälle bezogenen rituellen, exegetischen und traditionellen Ausführungen werden in den Sutra, wörtlich „Faden, Band," in ihrer Gesamtheit systematisch zusammengefaßt. An diese religiös-philosophischen Schriften, die, wenn wir so sagen dürfen, ähnlich dem Alten Testament den Gesamtinhalt religiösen Lebens und seiner äußeren Bethätigung umfaßten, schlossen sich bald schon Erklärungsschriften verschiedenster Art an. Die einen erklärten schwierige Worte, die andern gaben Auslegungen dunkler Stellen; die einen legten den Hauptwert auf grammatikalische Untersuchungen, die andern boten sich dem Leser in dem Wirrwarr von Göttern sowohl wie von Verfassern der einzelnen Hymnen als Führer an.



Indischer Bettelmönch

So ist eine mächtige indische Litteratur entstanden, die duftige Blüten höchster Poesie und gehaltvolle Lehrsätze tiefgründigster Philosophie enthält, die sich in meisterhafter Art in den uns geläufigen Kunstformen wie Drama und Lyrik bewegt, deren Einfluß noch heute, Jahrtausende nach ihrem Entstehen, ungeschwächt ist, ja vielleicht in unsern Tagen neuen Boden gewinnt.

Es ist ganz selbstverständlich und schon angedeutet, daß diese Schriften in sehr verschiedenen Zeiträumen entstanden sind. Spiegeln sie doch gerade dadurch in einzigartiger Weise die Entwicklung der Hindu wieder. Ebenso selbstverständlich ist es, daß sie von verschiedenem Werte sind.

An erster Stelle steht hier der Rig-Veda, dessen Abfassung ungefähr in das Jahr 1400 v. Chr. zu setzen sein dürfte. Dieses großartige Werk enthält über 1000 Hymnen mit 10580 Versen und ist in 10 Mandala oder Kreise eingeteilt, die verschiedenen Verfassern zugeschrieben werden. Innerhalb der Mandala sind die Hymnen nach den Gottheiten geordnet, an die sie gerichtet sind. Der Rig-Veda enthält den Liederschatz, den die Inder aus ihren Stammsitzen am Indus mitbrachten, und somit die ältesten Nachrichten über die historischen und sozialen Verhältnisse der Inder. Auch ihre Sprache übertrifft an Altertümlichkeit das spätere Sanskrit bedeutend. Von besonderer Bedeutung sind ferner Teile der Brahmana, die den speziellen Namen Upanisschad führen. In ihnen finden sich die ersten Versuche philosophischer Systematisierung und somit die Anfänge der tiefen indischen Philosophie.



Frau vom Corughi-Stamme (Madras)

So läßt sich in den heiligen Schriften der Inder verfolgen, wie allmählich aus einer Naturreligion eine hochphilosophische Lebensauffassung entstand und sich weiter entwickelte, und damit zusammen ging in einer für die ganze Geschichte des Landes äußerst bedeutsamen Weise die Entwicklung einer besonderen Klasse, die den Charakter der Religionshüter, der Priester, annahm. Ehe wir der Entwicklung des religiösen Systems selbst weiter nachgehen, müssen wir dieses wichtigen Momentes noch näher gedenken.

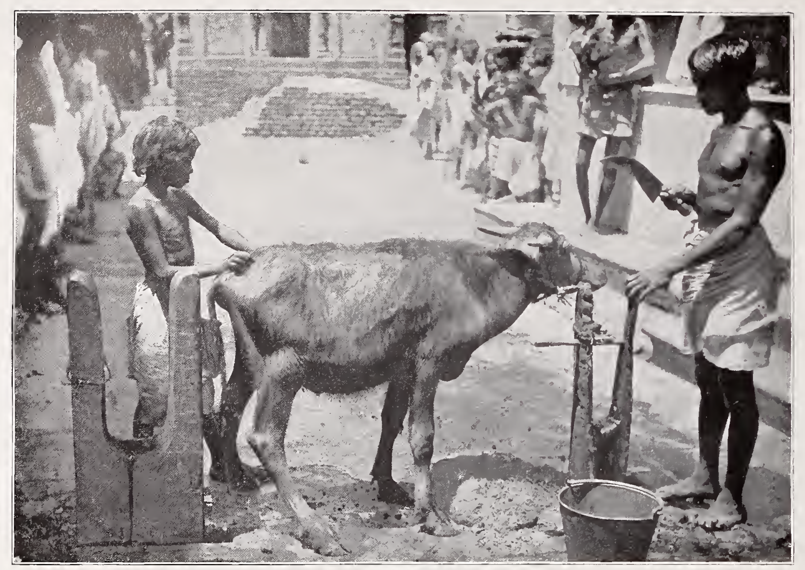
Es ist wohl kein Zweifel, daß die ganze ungeheure Masse der Vedalitteratur, deren Abschluß etwa in das sechste Jahrhundert zu setzen sein dürfte, sehr lange Zeit nur mündlich fortgepflanzt worden ist; noch heute giebt es Brahmanen, die einen ganzen Veda auswendig wissen. Zu der Zeit, als der Rig-Veda entstand, war ganz nach alttestamentlicher Art der Hausvater zugleich der Priester für seine Familie. Die Stammesfürsten waren die Priester ihres Volkes; bald aber finden wir, daß sie sich bei großen Festlichkeiten eine, wenn wir diesen Ausdruck gebrauchen wollen, Assistenz nehmen, die ihnen für die großen Opfer zur Seite stand. Diese Purohitas oder Opferpriester, die in den jüngeren Veda sogar schon Brahmanen genannt werden, bildeten aber noch keinen besonderen oder gar bevorzugten Stand. Ganz naturgemäß aber mußte die Entwicklung der Dinge dazu führen. Die Zeremonien wurden immer verwickelter, die Zahl der Gebete wuchs, und bald gehörte ein eignes Studium dazu, sich in der Fülle dieser Regeln, Vorschriften und Gebräuche zurecht zu finden. So entstand eine eigne, ausschließlich dem Studium und der gelehrten Kenntnis der göttlichen Dinge sich widmende Kaste, die Kaste der „Beter", der Brahmanen. Mit der Zeit, wenn auch nicht ohne Kämpfe, gelang es den Brahmanen, in beinahe einzigartiger Weise die Oberherrschaft über das ganze indische Volk zu erringen und den ersten Stand zu bilden. Wenn auch heute infolge der mannigfach veränderten Verhältnisse diese gewaltige Macht etwas gebrochen ist, die Brahmanen sogar nicht mehr der tonangebende Teil der Bevölkerung, ja nicht einmal alle dieser Kaste Angehörigen Priester sind, so ist ihr Einfluß immerhin noch sehr bedeutend und für das geistige Leben Indiens keineswegs zu unterschätzen.

Je mehr sich eine eigne Priesterkaste herausbildete, um so mehr veränderte sich auch der Charakter der religiösen Auffassungen der Inder selbst. Der Brahmanismus, wie er allmählich entstand, ist kein auf die Person eines einzelnen Mannes zurückzuführendes Religionssystem, wie etwa der Buddhismus, sondern das Produkt einer sehr allmählichen Entwicklung aus den Vedas heraus.

Wir hörten schon, daß in den Zeiten des älteren Veda die Götter Naturgötter waren; „Erwecket ist nun der Sonnengott, Agni entsteiget der Erde, Ushas, die leuchtende, ist aufgegangen!" und unter hochpoetischen Liedern wurden an den Stammsitzen der Inder allmorgendlich die heiligen Feuer entzündet. Ueber die Schar der Naturgötter hinaus aber strebte die philosophierende Theologie der Brahmanen nach der Lösung des Schöpfungsrätsels. Sie gelangte zu zwei tiefen Auffassungen,



Eingeborene indische Dame



Ein Hindu-Opfer

zu der Vorstellung des Brahma und des Atma. Während das Wort Brahma als Maskulinum Beter bedeutet, bezeichnet es als Neutrum in der Sanskritsprache „die als Drang und Fülle des Gemütes auftretende und der Gottheit zustrebende Andacht"; das Atma bedeutet die Weltseele. Indem Brahma und Atma gewissermaßen identifiziert wurden, wurde die geheimnisvolle Macht des Gebets zum Urgrund der Natur erhoben. Wichtige, nicht nur das religiöse, sondern auch das ganze politische und soziale Leben der Inder durchdringende Dogmen sind aus diesen philosophisch-theologischen Spekulationen hervorgegangen.

Im eignen Selbst fand der Brahmanismus den Schlüssel zum Welträtsel.

„Wer sich als das Selbst erfaßt hat in Gedanken,
Wie mag der wünschen, noch dem Leibe nachzukranken!
Wem in des Leibes abgründlicher Befleckung
Geworden ist zum Selbste die Erweckung:
Den als allmächtig, als der Welten Schöpfer wißt!
Sein ist das Weltall, weil er selbst das Weltall ist!
Des Odems Odem und des Auges Auge,
Des Ohres Ohr und des Verstands Verstand:
Wer diese kennt, der wahrlich hat das Brahma,
Das alte, uranfängliche, erkannt.
Im Geiste sollen merken sie:
Nicht ist hier Vielheit irgendwie.
Der eine Gott, verhüllt in allen Wesen,
Durchdringend alle, aller innre Seelen." (Selenka.)

Die Auffassung, daß Brahma als Weltseele die Welt nicht schafft, sondern sich in ihr entfaltet, die sogenannte Emanationslehre, hängt eng mit dem Dogma vom Weltübel und dem der Seelenwanderung zusammen. Die Natur ist getrübtes Brahma, voll Unvollkommenheit und Sünde, Schmerz

und Leiden, Krankheit und Tod. Da nun alle von der Weltseele ausgestrahlten Wesen auch wieder in sie zurückkehren, müssen sie vorher einen Reinigungsprozeß durchmachen, der sie völlig von der Materie befreit. Die Sphäre, in der die einzelne Seele wiedergeboren wird, hängt von ihrem Verdienst und ihrer Verschuldung in früheren Lebensläufen ab. Es muß also das Streben des Menschen sein, die Seele vom Körper möglichst unabhängig zu machen und sie schon bei Lebzeiten allmählich auf diese Weise zur Weltseele zurückzuführen. Dieses Ziel ist nicht allein durch tugendhafte Handlungen und selbstlosen Lebenswandel zu erreichen, sondern muß zugleich und in erster Linie auch durch intensives Nachdenken, ein Sich-Vertiefen in seine Seele, durch ein seelisches Schauen nach innen erstrebt werden. Um solche Fähigkeiten zu erwerben, müssen vor allem die Begierden, ja alle Lebensäußerungen des Körpers bis auf ein Minimum oder sogar bis zum Stillstehen gebracht werden, was durch jahrelange Uebung als erreichbar hingestellt wird.

Unter diesem Gedankengang konnten in Indien diese merkwürdigen Heiligen entstehen, die man gewöhnlich als Fakire bezeichnet, die jedoch auch unter andern Namen bekannt sind, je nach dem Grad der Vollkommenheit, den sie bereits erreicht haben. Während die niedere Stufe dieser Heiligen die Yogi sind, die aber schon in hohem Ansehen beim Volke stehen, ist die höchste die der Mahatma. Ein Mahatma kann alles, was er will. „Er vermag sich im Nu an weit entfernte Orte zu versetzen, in verschiedenen Gestalten zu erscheinen, die Bitten der Menschen zu hören und zu erfüllen; aber vermöge seiner moralischen Vollkommenheit kann er nur Gutes stiften, und zwar thut er dies vornehmlich, indem er die Seelen der Menschen beeinflußt."



Der verstorbene Maharadscha von Hollar

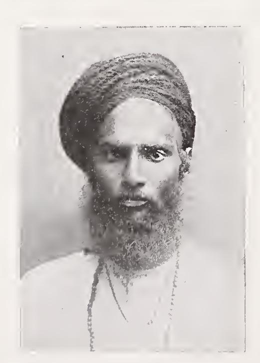
Es ist fast selbstverständlich, daß ein derartig auf den tiefsten philosophischen Spekulationen aufgebautes Religionssystem keine Volksreligion werden konnte. Dazu kam, daß der Brahmanismus in äußerem Formelwesen zu verknöchern drohte, das sich besonders in einem förmlichen System von Sühneopfern, Reinigungsakten u. dgl. für begangene Sünden und besonders für Verunreinigungen durch Uebertretungen der verwickelten Kastengesetze geltend machte. Eine wichtige Epoche im Leben des Brahmanismus bezeichnete das Auftreten des Buddhismus, dessen wir schon mehrfach gedacht haben. Seine Wiege stand in Indien, und der historische Begründer dieser Lehre ist der Königssohn Siddhartha, der im siebenten Jahrhundert als Zeitgenosse der sieben Weisen Griechenlands lebte. In dem Verlangen, man solle in nichts dem Körper nachgeben, sich von ihm unabhängig zu machen suchen, die Veranlassung zur Sünde meiden, den Weg der Entsagung wandeln, um dann, befreit von der Notwendigkeit, wiedergeboren zu werden, das „Nirwana" zu erreichen, „das Erlöschen", die Existenzlosigkeit, berührte sich die neue Lehre zum Teil


Mohammedaner aus Adschmir


Mann aus Merwara

mit der alten, zu der sie aber zugleich vielfach in scharfe Opposition trat. In Indien selbst wurde der Buddhismus wieder völlig ausgerottet, um, wie wir gesehen haben, speziell in Tibet eine neue Heimat zu finden. Allein für den Brahmanismus war das neue Evangelium von großem Wert geworden. Seinem Anstoß ist die mit dem Bedürfnis nach einem persönlichen Erlöser zusammenhängende Lehre von den Menschwerdungen der Götter und die Verschmelzung der drei indischen Hauptgottheiten zu verdanken. Der Brahma, der auch in der Lehre nie eine Person geworden, sondern nur ein Begriff geblieben war, war nie volkstümlich geworden. Er wurde in der Lehre von der Trinität, „Trimurti," mit Wischnu und Siwa, den volkstümlichen Göttern, vereinigt; Brahma gilt hierbei als Schöpfer, Wischnu als Erhalter, Siwa als Zerstörer.

Die Religion der heutigen Hindu kann kaum als etwas Einheitliches bezeichnet werden, wenn sie auch unter dem Namen des Brahmanismus geht. Wohl fußt sie völlig auf diesen uralten Lehren, allein die philosophische Neigung der Inder hat eine ganze Reihe von Sekten und Religionsgemeinden entstehen lassen, die sich alle auf die alten Lehren und Ueberlieferungen beziehen, aus ihnen schöpfen, allein sich doch sehr wesentlich voneinander unterscheiden. Diese tiefere religiöse Auffassung, die sich in diesen verschiedenen Sekten geltend macht, findet auch nur bei der geringeren Anzahl und zwar bei den Gebildeteren Anklang, während das gewöhnliche Volk in Götzendienst versunken ist. Von besonderem Interesse ist in dieser Beziehung ein Besuch von Benares, wie ihn Selenka uns schildert. Benares, die heilige Stadt, das Jerusalem der Hindu, die Stadt, in der vor mehr als zweitausend Jahren Buddha seine Lehre verkündete, die große Gelehrtenstadt. „Auf dem abschüssigen Ufer erheben sich in malerischem Wechsel und dicht an- und übereinander gedrängt Paläste, Gelehrteninstitute, heilige Bäume, Moscheen, Tempel, cyklopische Mauerstücke, von Strecke zu Strecke unterbrochen von mächtigen, hundertstufigen granitnen Riesentreppen, die sich nach allen Richtungen kreuzen und gabeln, um teils in die erhöht gelegenen Tempel, teils in die Verkehrsstraßen der Stadt auszulaufen; weit und breit alles überragend, steigen die schlanken Minarets der großen Moschee in das Blau des Himmels empor. Am Ufer kein Fleck, kein Haus, in dem sich nicht Wunder begeben hätten oder noch begeben; alles ist hier heilig."


Fakir


Mohammedaner aus Delhi

Das interessanteste Bild aber bietet der Fluß von den frühesten Morgenstunden an; „Ganga ist heilig!" Die Fluten des heiligen Stromes waschen die Sünden weg, und darum wandern von frühem Morgen an Scharen von Betenden



Ein indischer Fürst in Gala

und Badenden beiderlei Geschlechts zum heiligen Strom. „Bis an die Hüften oder die Brust im Wasser stehend, die Frauen und Mädchen mit wallendem Haar, sittsam in ein weißes oder farbiges Shawlgewand gehüllt, die Männer nur mit einem Hüfttuch bekleidet, schöpfen sie mit der Hand oder mit kleinen heiligen Bronzegefäßen das Wasser aus dem Fluß und übergießen damit nach genau vorgeschriebenen Regeln Schultern, Kopf, Brust und Rücken, unablässig Gebete murmelnd und zuweilen bunte Blumen streuend.“ Kranke, ja Sterbende werden von ihren Angehörigen an den Fluß geschleppt, damit Mutter Ganga ihnen Heilung oder einen seligen Tod bringe. Am Ufer des Flusses lodern die Holzstöße, denn durch das Feuer, den Mund der Götter, gehen die Toten in ein neues Leben ein.

Von den weiteren religiösen Gebräuchen der Hindu sei nur noch der Opfer gedacht. Die milde Lehre Buddhas, die die Tötung eines jeden Tieres verbietet, ist nicht ohne Einfluß auf die Lehren der Brahma-, Wischnu- und Siwa-Anbeter geblieben. Kali, die Gattin des Siwa, ist die einzige Gottheit, der noch blutige Opfer gebracht werden. Eine unsrer Abbildungen zeigt eine solche Opferscene. Findet man auch viel Götzendienst und Formelkram bei der äußeren Ausübung der Religionsvorschriften, so ist doch bei den gebildeten Hindu ein hohes wissenschaftliches Streben mit Benutzung der durch die Europäer eingeführten Bildungsmittel ganz unverkennbar. Selenka, dessen offenem Blick wir so viel über unsre interessanten Stammesgenossen in Indien verdanken, giebt auch davon ein sehr interessantes Beispiel. Er erzählt uns von der Gründung einer indischen Missionsschule aus den eignen Mitteln eines indischen Priesters. „Vierhundert indische Knaben erhalten hier Unterricht in indischer Religionslehre, in Schreiben und Rechnen, in Geschichte und Naturwissenschaft, englischer Sprache und andern höheren Lehrfächern, um dereinst als gute Patrioten und Verfechter indischer Ueberlieferungen jene englisierten Landsleute zurückzudrängen, die auf englischen Schulen gebildet wurden, unter dem Joch des Eroberers sich willig beugen und ihrer braunen Haut sich schämen! Durch ganz Indien zieht sich bereits der Verband solcher Nationalschulen. Welch intelligente Gesichter fanden sich unter den Knaben, welch malerische Köpfe unter den Lehrern! Raffaelischer Gesichtsschnitt, große sinnende Augen, aus denen unwiderstehliche Herzensgüte hervorleuchtet!“

Auch Beispiele von erstaunlicher Frauenbildung fehlen nicht, wie uns Selenkas gefeierte „Sakuntala“ zeigt, ein Hindumädchen mit Namen Mary Southamini Nundy, die im Alter von 19 Jahren eine hindostanisch-sanskrit-englische Grammatik geschrieben und Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ ins Hindi übersetzt hat.

Auch heute noch, obgleich die schauerliche Sitte der Witwenverbrennung wohl gänzlich abgeschafft zu sein scheint, fällt freilich selten einem Hindumädchen das Los so gut wie dieser gelehrten Vertreterin ihrer Landsleute. Die Ehen werden schon in den Kinderjahren geschlossen, und der Scheinehe folgt später die feierliche Vermählung. Das Schicksal der Verheirateten ist kein beneidenswertes; mehr Sklavin als Gefährtin ihres Mannes, ist sie seinen und ihrer Schwiegermutter Launen ausgesetzt. Auch nach der Abschaffung der Witwenverbrennung ist ihr Los, wenn sie Witwe geworden, noch traurig genug. Sie darf nur Gewänder von einer gewissen Farbe anlegen, täglich nur einmal essen, keinen Schmuck tragen und keiner Festlichkeit beiwohnen, denn ihre Nähe schon bringt Unglück.

Werfen wir noch einen Blick auf das indische Leben und Treiben im allgemeinen. Die heutigen Hindu sind eine fleißige Bevölkerung. Ueberall herrscht Thätigkeit, und die tropische Landschaft, das glückliche Klima ermöglicht trotz der großen Bevölkerungsziffer ohne allzuviele Mühe die Erhaltung des Lebens und ein behagliches Dasein. Die Grundlage der indischen Kultur ist der Ackerbau und zwar besonders der Reisbau, der in Hindostan im größten Maßstabe betrieben wird und die Hindu fast ausschließlich ernährt. Freilich leidet die Pflanze leicht unter dem unregelmäßigen Regenfall, und ihr Anbau erfordert künstliche Bewässerung, die am besten im Gangesthal durchgeführt ist. Die Menge des produzierten Reises ist so gewaltig, daß trotz des enormen Verbrauchs im Lande selbst doch große Quantitäten ausgeführt werden können. Im Jahre 1889/90 betrug z. B. nach Angabe von Sievers der Wert des ausgeführten Reises etwas über 202 Millionen Mark. Nächst dem Reis

ist das wichtigste Getreide der Weizen, von dem im gleichen Jahre für 160 ½ Millionen ausgeführt wurde. In manchen Jahren freilich mißrät die Ernte, und das gewonnene Getreide genügt lange nicht einmal für die Bedürfnisse der Bevölkerung; die furchtbaren Hungerjahre, die von Zeit zu Zeit immer wieder Indien heimsuchen, nehmen bekanntlich oft den Charakter großer Katastrophen an.

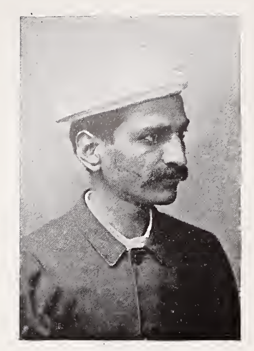
Nächst dem Anbau von Reis und Getreide wird besonders die Kultur der Baumwolle und des Mohns, des letzteren zum Zweck der Opiumherstellung, betrieben. Die Ausfuhr dieser beiden Landesprodukte übertrifft sogar an Bedeutung die von Reis und Getreide. Im erwähnten Jahre erreichte die Baumwollenausfuhr den enormen Wert von 373 Millionen Mark, während die Opiumausfuhr mit 202 220 000 Mark die Reisausfuhr noch etwas übertraf. Rechnen wir hierzu noch, daß durch die Produktion von Lein und Jute zusammen mit der Baumwollproduktion eine beträchtliche Industrie in Baumwoll- und Jutewaren hervorgerufen wird, deren Export 1888/89 fast 119 Millionen Mark betrug, und gedenken wir endlich der seit einem halben Jahrhundert in großem Maßstab betriebenen Theekultur, die einen jährlichen Export im Wert von 100 Millionen Mark gestattet, so haben wir einen kurzen Ueberblick über die wichtigsten landwirtschaftlichen Betriebe Indiens gewonnen.


Ein indischer Scharfrichter

Für die Viehzucht bleibt bei so intensivem Ackerbau nicht viel übrig, obgleich sie auch nicht unbedeutend ist. Die Industrie beschäftigt sich im wesentlichen, abgesehen von der schon erwähnten Herstellung von Textilwaren, mit Verfertigung von Metallgeräten. Diese wie auch die Thonwaren zeichnen sich durch reiche Ornamentik und feine Ausführung der meist dem Pflanzenreich entnommenen Arabesken aus. Doch stehen die indischen kunstgewerblichen Erzeugnisse den chinesischen und japanischen nach.

Von dem fesselnden Eindruck, den das Straßenleben Indiens auf jeden Europäer macht, giebt uns u. a. Selenka ein anschauliches Bild. Ihm folgen wir wiederum, indem wir ihn auf einem Spaziergang durch die Stadt Jeypur begleiten.

„Jeypur ist eine moderne Stadt, die im Jahre 1728 in zierlicher maurischer Architektur erbaut worden ist. In der über hundert Fuß breiten Hauptstraße reiht sich Palast an Tempel, Prachtfassade an Palast. Die Nobelstraße ist dreiviertel Stunden lang, schnurgerade, so daß man von der

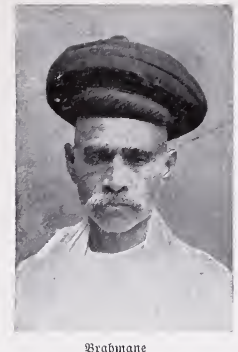

Ein Multani

Mitte der Stadt aus jedes Gebäude, jedes Haus, jeden Laden erkennt bis in die verschwimmende Ferne der Stadtthore. Die ganze Stadt ist hellrosenrot; alle Gebäude tragen eine feine morgenrote Farbe, die durch das schimmernde Weiß der Stuck- und Steinhauerarbeit reizvoll belebt wird.

Der Anblick dieser in Sonnenglut getauchten Straßen mit ihren Tempeln und Kuppeln, Palästen und Säulenzinnen, Häusern und Freskomalereien und zumal mit ihrer bunten, schönen Hindubevölkerung ist ganz unbeschreiblich. Ueberall herrliche stolze Männer und wahre Apostelgestalten, oft mit den kostbarsten Gewändern angethan und mit edelsteingeschmückten Dolchen und Schwertern bewaffnet; schlanke zierliche Mädchenfiguren in bunten Röckchen, in knappen, gestickten, die Brust nur halb verhüllenden Jäckchen, Hals, Ohren, Arme und Füße ganz mit Schmuck überdeckt; dazwischen nackte Fakire, den Leib ganz mit Asche bestreut und das flatternde Haar brandrot gefärbt; dunkelhäutige, sonnengeschwärzte Arbeiter, nur mit einem Lendentuche bekleidet; nackte Kinder; — dann die mit mächtigen schwarzen Büffeln oder mit behenden grazilen Zebus bespannten Karren der Stadt- und Landleute; feurige Rosse rein arabischen Geblüts; berittene riesige Elefanten, mit Purpurdecken behängt, Kopf und Rüssel rot, grün und blau bemalt und vergoldet; gravitätisch schreitende beladene Kamele; in der blauen Luft dichte Schwärme von Tauben und Papageien; auf den Firsten der Dächer Falken und Adler — wohin sich das Auge wendet, überall das geschmückte Bild eines vollen, reichen Lebens, einer wundervollen, großartigen Heiterkeit! Wir wenden uns nach rechts und links, kaufen einem Zauberer, einem Fakir, für einige Silberstücke sein Zauberschild ab, erhandeln hier eine Flasche echten Rosenöls, erstehen für einige Heller zwei goldene Armreife — es ist zwar nur Katzengold, aber die Spangen sind doch weit schöner als unsre modernen europäischen Schmucksachen aus purem Golde, die Hundehalsbänder und Hufeisen imitieren —, wir bezahlen 36 Muscheln im Werte von einem Pfennig für einen gläsernen Fingerring, und endlich tauschen wir für eine Mark die Sakuntala im Urtext ein. ‚Oh, do you know sanskrit? yes, Kalidas!‘ so ruft die Stimme eines gebildeten Hindu aus dem großen Kreise der neugierigen Zuschauer, während ein Schlangenbeschwörer seine doppeltönige schrille Pfeife ertönen läßt, um uns auf sein gefährliches Spielzeug aufmerksam zu machen: zwei schwarze Brillenschlangen, die züngelnd und zischend vor ihrem nackten Pfleger umhertänzeln.“

Für die Architektur und den ganzen Zuschnitt der indischen Hofhaltung war der Einfluß der Araber, als diese zum Teil die Macht in Indien an sich gerissen hatten, von größtem Einfluß. Noch zu unsern Tagen ist der oft geradezu unerhörte Glanz und Luxus der Hofhaltung indischer Fürsten viel gerühmt worden. Wohl alle wurden darin aber von Schah Jehan übertroffen, der in der Mitte des 17. Jahrhunderts den Thron von Bengalen als Großmogul inne hatte. Bei seinen Reisen durch sein Land entfaltete er einen Reichtum und eine Pracht, die an die Erzählungen aus Tausend und eine Nacht erinnern. Bei solchen Reisen wurden ganze Strecken des Landes mit den kostbarsten aus Gold und Seide gewirkten Teppichen belegt, und meilenweit dehnten sich die rotsammetnen Zelte und Baldachine aus, die auf seinem Wege errichtet wurden. Eine besondere Berühmtheit hat der sogenannte Pfauenthron erlangt, der nach Schah Jehans eignem Entwurf in Form eines Pfaus gearbeitet war, auf dessen ausgebreitetem Rad die verschiedenen Farben durch Diamanten, Rubine, Saphire, Smaragde und Perlen wunderbar dargestellt


Mann aus Madras


Brahmane

waren. Dieser prachtvolle Thron, dessen Wert an Gold und Edelsteinen auf ungefähr drei Millionen Pfund Sterling, nach andern Angaben sogar noch höher geschätzt wird, befindet sich jetzt unter andern Schätzen im indischen Museum des Schlosses zu Windsor.

Diesem prachtliebenden Fürsten verdankt auch ein Wunderbau seine Entstehung, der zu den berühmtesten aller Baudenkmäler Indiens gehört, die Tadsch Mahall bei Agra.

„Eine halbe Stunde vor der Stadt ragen im duftigen Morgenschimmer schneeweiße Kuppeln, umstellt von vier turmhohen Minarets, mitten im Grün. Dahin führt unser Weg.

Ein gewaltiges, prächtiges Portal — nein, ein imponierender Triumphbogen aus hellrotem Sandstein, mit Arabesken und kapellenartigen Zinnen geschmückt, empfängt uns. Wir durchschreiten diese Empfangshalle, und am Ende einer langgestreckten, prangenden Allee von Cypressen, in deren Mitte sich ein silberner Wasserfaden hinzieht, taucht vor unsern Blicken auf — ein Kuppelpalast aus weißem Marmor. Ringsum ein blühender Garten von Orangen, Jasmin, Granatäpfeln, duftenden Blumen, Akazien, Feigenbäumen, Palmen und Bananen. Berauscht durchwandeln wir die schattige Allee. Aus dem blauen Himmel gießt die Sonne ihren tropischen Glanz über den Palast, dessen schimmernde schneeige Marmorhaut von zarten blauen und rötlichen Adern durchzogen und durchwärmt wird.


Brahmanenpriester

Auf einer breiten Plattform, zu der Marmortreppen hinaufführen, erhebt sich ein mächtiges quadratisches Gebäude mit riesengroßer, 260 Fuß hoher Mittelkuppel und kleineren Seitenkuppeln; in einiger Entfernung stehen auf den Ecken vier isolierte Minarets. Es ist ein gewaltiges arabisches Bauwerk, in feierlicher Schönheit und entzückender Harmonie der Formen aufgeführt und mit ornamentalen Koransprüchen und reizenden Arabesken in bunten Steinen verziert. ‚Giganten scheinen den Bau begonnen, Juweliere ihn vollendet zu haben.‘

Was bedeutet dieses Haus? Ist es ein Palast oder ein Monument? Ein Tempel, eine Moschee?

Wir treten aus der blendenden Helle ins Innere. Ein Vorraum führt in die hohe, achteckige Mittelhalle, die in sanftem, gedämpftem Lichte schwimmt. Inmitten befindet sich ein breites, achteckiges Gitter von durchbrochenem Marmor, ein Marmorfiligran von einem Reichtum der Arbeit, wie ihn die Welt nicht zum zweiten Male aufzuweisen hat. In seine Pfeiler und Gesimse sind die reizendsten stilisierten Blumen, Arabesken und Schmetterlinge aus Lazulith, Korallen, Topas, Onyx, Türkis eingelassen. Und inmitten des Gitters steht ein kleiner weißer Marmorsarg, übersät mit dem freundlichen Farbenschmuck eingelegter kostbarer Steine und Juwelen.

Hier ruht die geliebteste aller Frauen, Arjamund Mumtaz-i-Mahall, die Sultanin des Kaisers und Großmoguls Schah Jehan.

Keine Königin auf Erden hatte je eine solche Ruhestätte. Aus allen Teilen der Welt wurden die Edelsteine auf dem Rücken der Kamele herbeigeschafft, und zwanzigtausend Arbeiter sollen zweiundzwanzig Jahre beschäftigt gewesen sein, um diese begeisterte


Ein Bhatia

steinerne Elegie zu dichten, als würdiges Abbild der Anmut und des Liebreizes der bezaubernden Sultanin Arjamund.

Es bedurfte schon der Invasion der leidenschaftlichen Araber in das phantastische Indien, um derartige Pracht zu entfalten. Eine solche Apotheose der Liebe konnte nur der Brust eines Muselmannes und nur auf indischem Boden entspringen, und obwohl es den Bekennern Mohammeds nicht beliebt, ihre Gebäude mit Nachbildungen lebender Wesen zu zieren und ihnen dadurch ein lebendigeres, freundlicheres Aussehen zu geben, so hat hier dennoch die strengflüssigste aller Künste, die Architektur, das Unglaubliche errungen, direkt zum Herzen zu sprechen. Der Geist der lieblichen Frau scheint verkörpert in dem Gestein. Wir glauben die zauberische Erscheinung, deren Bildnis uns bewahrt geblieben ist, jeden Augenblick aus einer der Nischen hervortreten zu sehen, Arjamund mit ihren dunkeln Sammetaugen, den feinen Körper geschmückt mit goldgestickten Gewändern und Edelsteinen und Perlen, sie selber eine Perle unter den Menschenkindern."

Aus der großen Masse der indischen Bevölkerung wollen wir noch die eine oder andre Gruppe herausgreifen, die einer besonderen Erwähnung wert erscheint.



Natschni (Bajaderen) aus Kaschmir

Die Parsen

stellen wir an die Spitze. Ihre Zahl beläuft sich zwar nur auf etwa 70000 Köpfe, allein die Rolle, die sie spielen, ist weit bedeutender, als diese geringe Ziffer vermuten läßt. Sie sind in früheren Jahrhunderten aus Iran eingewandert, als dort der Islam mit Feuer und Schwert verbreitet wurde. In ihrer körperlichen Erscheinung, ihrer helleren Hautfarbe, ihren intelligenten Gesichtszügen erinnern die Parsen an die Europäer, denen sie sich auch durch ihre hervorragende geistige Begabung gesellen. Die Mehrzahl der Parsen ist in Bombay ansässig, dessen Handel meist in den Händen der als Kaufleute sich eines großen Rufes erfreuenden Parsen konzentriert ist. Die Vermögen, die auf diese Weise in die Hände der Parsen gelangt sind, sind oft sehr bedeutend, aber dank dem Wohlthätigkeitssinne der Parsen finden ihre Schätze meist eine sehr edle Verwendung. Die von Parsen gestiftete Erziehungsanstalt in Bombay, in der über 1000 Knaben und Mädchen unterrichtet werden, ist ein Musterinstitut; großartige Schenkungen sind nichts Seltenes, und von der englischen Regierung wurde sogar ein Parse wegen seiner bedeutenden Schenkungen für Wohlthätigkeitszwecke in den Adelstand erhoben. Mit Vorliebe schließen sich die Parsen an die Europäer an, fast alle sprechen englisch; vielfach gehen neuerdings die jungen Leute nach England zum juristischen Studium. Bei dieser Neigung, sich dem Europäer zu assimilieren, ist die Zähigkeit um so merkwürdiger, mit der sie an ihren alten Religionsgebräuchen festhalten. Sie sind die einzigen noch übrigen Anhänger der von Zoroaster gestifteten iranischen Religion, für die die Verehrung des Feuers so charakteristisch ist. In schmucklosen Tempeln wird noch heute von den Parsen das Feuer fortwährend unterhalten, und dieser Gebrauch hat ihnen bei der Menge den Namen Feueranbeter verschafft. Die Parsen sind jedoch nichts weniger als Götzenanbeter; denn nach Zoroasters Lehre verehren sie in den Elementen den Schöpfer, und die Moral ihrer Religion läßt sich in die Dreiheit, gute Gedanken (Manashni), gute Worte (Gavashni) und gute Thaten (Kunashni) zusammenfassen. Stündlich werden sie hieran durch die drei Schnüre des heiligen Gürtels erinnert. Eine besondere Erwähnung verdient noch die eigenartige Sitte der Vernichtung der Leichen, die uns höchst abstoßend erscheint. Das heilige Buch der Parsen, die Zendavesta, betrachtet Verbrennen oder Begraben der Leichen als unsühnbare Verbrechen, weil dadurch die heiligen Elemente des Feuers und des Wassers



Parsisches Mädchen



Soldaten des Maharadschah von Kaschmir

verunreinigt werden. So übergeben die Parsen die Leichen ihrer Verstorbenen den Aasvögeln zum Fraß, und berühmt sind die Dekhma, die „Türme des Schweigens“ in der Nähe von Bombay. Sie sind auf dem höchsten Hügel der Umgebung dieser Stadt errichtet, eine Mauer zieht sich rings um die höchste Spitze des Hügels, und mit Ausnahme der Parsen selbst wird niemand zugelassen. Vom Fuß des Hügels führt eine steinerne Treppe mit zahllosen Stufen bis zum Thor in die Mauer. Dicht am Eingangsthor brennt in einem kleinen steinernen Gebäude ständig das heilige Feuer, an dem die Parsen für ihre verstorbenen Freunde und Bekannten Gebete verrichten. In weiterer Entfernung stehen in unregelmäßigen Abständen sieben große Türme. E. Oppert schildert uns in seinen „Ostasiatischen Wanderungen“ die innere Einrichtung folgendermaßen: „In drei konzentrischen Zirkeln sind steinerne Platten auf dem Boden angebracht; die kleinsten in der Mitte sind zur Aufnahme von Kinderleichen bestimmt, die etwas größeren im nächsten Ring sind nur für weibliche Personen, während die größten Platten im äußersten Zirkel zur Aufnahme der männlichen Leichname dienen. In der Mitte des Turmes selbst befindet sich ein Brunnen von enormer Tiefe, der Boden ist von allen Seiten mit einer leichten Abschrägung bis zum Brunnen planiert. Auf der höchsten Mauerspitze aber des jeweilig in Benutzung genommenen Turmes hocken 40 bis 50 kolossale Aasgeier. Bei dem Begräbnis, wenn wir diesen allerdings hier unstatthaften Ausdruck anwenden dürfen, wird der Leichnam auf eine der Steinplatten gelegt, von den Begräbnisdienern, den sogenannten Nassasalars, werden die Gewänder mit einem eisernen Haken zerrissen, worauf sich die Träger mit der leeren Bahre wieder hinausbegeben. Sobald sie den Turm verlassen haben, lassen sich die Geier im Innern von der Mauer nieder, um nach ungefähr zehn Minuten wieder oben auf der Mauer zu erscheinen, für die draußen Harrenden ein Zeichen, daß das grause Werk gethan ist. Die etwa übrigen Knochen werden bei der nächsten Beerdigung mittels eines eisernen Hakens nach dem Brunnen geschleppt und hineingeworfen.“



Ein Leptscha

Die Bewohner von Kaschmir

Aehnlich den Parsen zeichnen sich auch die Bewohner von Kaschmir durch hohen Wuchs und helle Hautfarbe aus, wozu noch ein gewisser jüdischer Typus der Gesichtszüge kommt. Unter den Frauen finden sich oft große Schönheiten. Seit mehreren Jahrhunderten haben sie die mohammedanische Religion angenommen. Der Charakter der Bewohner wird verschieden beurteilt. Im ganzen wird ihnen wenig Gutes nachgerühmt. In den nördlichen Provinzen ist Produktion und Lebensweise ganz tibetisch; im Thal von Kaschmir dagegen blüht die weltberühmte Weberei der Kaschmirshawle, die aus den Unterhaaren der zahmen Kaschmirziege und der wilden tibetischen Ziege verfertigt werden. Die Herstellung eines kostbaren Shawls erfordert die Arbeit mehrerer Weber während einer Zeit von beinahe zwei Jahren, und auch an gewöhnlichen Stücken arbeiten drei Personen etliche Monate. Die Kleidung der Bewohner von Kaschmir besteht in Beinkleidern und einem wollenen Umhang. Das kühle Klima ihrer gebirgigen Heimat nötigt sie, im Winter Kohlenbecken mit sich zu führen.

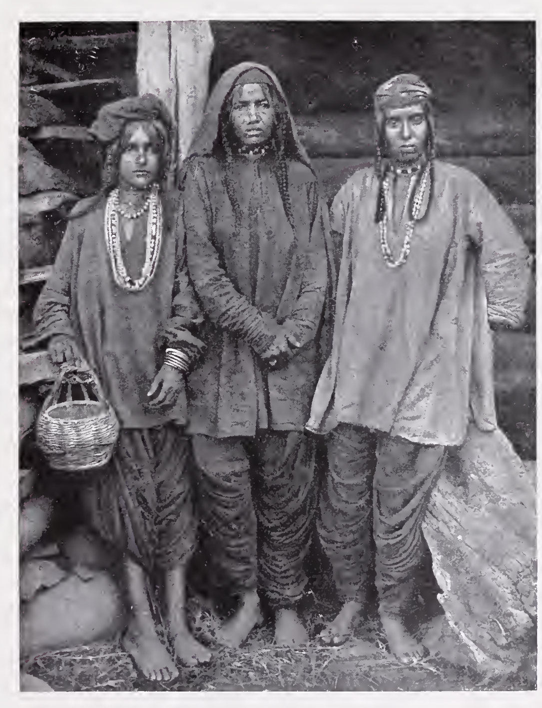
Die Khassia

Unter diesem Namen werden die Bewohner der Khassiaberge im südlichen Assam zusammengefaßt, die auf ungefähr 140000 Köpfe geschätzt werden. Es sind stattlich gebaute, zum Teil sehr muskulöse Leute. Neben dem Bau von Feldfrüchten spielt die Ausbeutung von Kalksteinlagern für Bengalen eine große Rolle. Ihre Sprache steht völlig isoliert da. Interessante Mitteilungen macht Leutnant Steel in einer ausführlichen Publikation über ihre Sitte, im März das Erscheinen des Neumondes durch Tänze zu feiern. Sie versammeln sich auf bestimmten Plätzen und bilden einen Ring, innerhalb dessen die Mädchen zu zwei und zwei stehen. Die jungen Männer laufen im Kreis herum, wobei sie aus Federn gemachte Fächer schwingen. Außerhalb des Kreises sammeln sich zahlreiche Zuschauer. Der Tanz wird von einer ziemlich rohen Musik begleitet, und die männlichen Tänzer wie die Musikanten versäumen nicht, ab und zu ihren Durst zu löschen. Das ganze Spiel trägt aber einen harmlosen Charakter, ohne auszuarten. Die Kleidung der Mädchen besteht aus seidenen Gewändern mit Goldschmuck, wozu Federschmuck und silberne Armringe kommen. Augenscheinlich stehen die Bewohner dieses Hügellandes auf einer niedrigeren Stufe als die sonstigen Bewohner Indiens.

Ceylon

Dem Wege, den einst die Arier gegangen sind, folgend, gehen wir von der Südspitze Vorderindiens über die berühmte Adamsbrücke nach Ceylon. Mit diesem Namen wird eine Reihe von Sandbänken bezeichnet, die Ceylon mit Indien verbinden, und diesen Weg sind alle Völker gezogen, die auf der Wunderinsel Ceylon festen Fuß zu fassen versuchten. Ruinen und Heldengedichte zeugen von verschwundenen Reichen. Im Dschungel und unter dem Laubdach hochragender Wälder erheben sich heute noch gigantische Reste ehemaliger Prachtbauten. Zweitausend Jahre lang rangen in den blutigsten Rassenkriegen besonders drei Völker, die Weddas, die Tamilen und die Singhalesen, um den Besitz des prächtigen Eilands, bis auch dieses mit der Unterwerfung der Singhalesen unter englische Herrschaft in den Besitz des europäischen Zweiges der arischen Völkerfamilie kam.

Als die Eingeborenen Ceylons haben die Wedda zu gelten. Sie sind heute völlig auf die östlichen Niederlande zurückgedrängt, wo sie in getrennten Ansiedelungen leben. Ihre gründliche Erforschung verdanken wir den beiden Gelehrten Paul und Friedrich Sarasin. Nach deren Forschungen gehören sie zu den kleinen Menschenformen. Dabei sind sie aber durchgehends kräftig und wohlgenährt, von tiefbrauner bis mittel- oder hellbrauner Hautfarbe und haben große dunkelbraune Augen. Derbes und wolliges Haar bedeckt in mächtigem Busche ihren Langkopf, während das ziemlich breite Gesicht und der Körper nur spärliche Behaarung aufweisen. Als ein Zeichen niedriger Organisation wird der auffallend lange Unterarm betrachtet. Besonders bei den Kindern fallen die schlechte Muskulatur der Beine und der vorstehende Bauch auf. Zum größeren Teile haben sich die Weddas bereits den mehr kultivierten



Paharia-Frauen (zum Dravida-Stamm gehörig)

Singhalesen angeschlossen; die Zahl der sogenannten wilden Weddas zählt nur noch nach wenigen Hunderten. Diese werden manchmal in Felsen-Weddas und Dschungel-Weddas eingeteilt. Sie führen beide ein unstetes Jägerleben. Die erstere Gruppe hält sich in den dichten Wäldern auf; die Nächte und die Regenzeit bringen sie in Höhlen unter dem Schutz überhängender Felsen zu und schlafen wohl auch auf Bäumen, auf denen sie eine Art Plattform errichtet haben. Die Dschungel-Weddas halten sich in dem Gewirr der Dschungeln auf, und mit ihnen werden besonders von der Regierung Versuche gemacht, sie zur Ansiedelung zu bewegen. Hütten wurden gebaut, Fruchtbäume gepflanzt, und bis zu einem gewissen Grad sind diese Versuche auch gelungen.



Ein Wedda mit Laubgürtel

Die noch „wilden" Weddas, die unberührt von der Kultur ihr Dasein führen, nähren sich von Früchten und Wurzeln des Waldes, von Fischen, Honig, Eidechsen und ihrer Jagdbeute, als Affen, Rehen und anderm Wild. Es ist selbstverständlich, daß sie in ihrer Nahrung nicht wählerisch sind. Ihre Hauptwaffe ist ein starker, 6 Fuß langer Bogen, dessen Sehne aus Pflanzenfasern gebildet ist. Sie sind im ganzen gute Bogenschützen und verstehen den Bogen gelegentlich auch mit den Füßen wie mit den Händen zu spannen. Vögel und Säugetiere mittlerer Größe fallen ihnen zum Opfer; an größere Tiere, wie Büffel und Elefanten, wagen sie sich nicht. Das Fleisch der Jagdbeute wird an der Sonne getrocknet und in hohlen Bäumen als Vorrat für künftige Zeiten aufgehoben. Es wird über einem Feuer gebraten, das durch Reiben zweier Hölzer erzeugt wird, die, wie wir Professor Geigers fesselndem Buch über Ceylon entnehmen, beide von der nämlichen Baumart gewählt werden, während sonst in der Regel bei dieser primitiven Feuerbereitung hartes und weiches Holz zur Anwendung kommt.

Außer Bogen und Pfeilen führen sie noch eine kleine, aber wuchtige Axt, mit der sie die hohlen Bäume aufzuschlagen pflegen, wenn sie nach dem Honig der wilden Bienen suchen. Interessant ist die Art, wie sich der Wedda seine Pfeilspitzen, die er nicht selbst verfertigt, zu verschaffen weiß. Er begiebt sich, wie Geiger erzählt, nächtlicherweile vor die Wohnung eines singhalesischen Schmieds und legt hier ein Blatt nieder, das in die gewünschte Form gebracht ist. Dazu fügt er irgend ein Geschenk, wilden Honig, ein Tierfell oder ähnliches. In einer der nächsten Nächte kommt er wieder und erwartet nun, das Bestellte vorzufinden. Ist er zufrieden, so legt er wohl noch eine besondere Gabe am Platze nieder. Die Schmiede zögern nie, die Bestellung sofort auszuführen. Thun sie es nicht, so dürfen sie sicher sein, bei nächster Gelegenheit einen Pfeilschuß zu bekommen.

Die Bekleidung der Weddas ist einfach und beschränkt sich, wie unsre Abbildungen zeigen, auf einen Lendenschurz, der aus Blättern hergestellt ist, oder aus einem weißen Tuchlappen, falls sie einen solchen bekommen können. Seltsamerweise verwenden sie, obwohl sie doch ein Jägervolk sind,

niemals Tierfelle zu diesem Zweck. Früher wurden die Wedda-Niederlassungen von den Europäern gemieden und die Wedda gefürchtet. Unstreitig war dies auf die Mißachtung zurückzuführen, mit der die benachbarte Singhalesenbevölkerung die Weddas behandelt. Zugleich dichtete sie ihnen ein wildes Benehmen an, so daß man sich nur stark bewaffnet zu ihnen traute. Die eingehenden Forschungen neuer Reisenden haben aber dieses Bild als falsch erwiesen. Geiger schildert uns die Weddas als harmlos, friedfertig und von strenger Wahrheitsliebe. Auch andre Charakterzüge lassen das Bild der Wedda sehr sympathisch erscheinen. Schwere Verbrechen kommen nicht vor. Mord ist völlig unbekannt. Obwohl die Ehe ohne jede Zeremonie abgeschlossen wird, so wird sie doch stets heilig gehalten. Der Jüngling beschenkt seine Auserwählte mit einem Gewand und ein paar einfachen Schmuckgegenständen, und sie sind dann Mann und Frau. Geschwisterehen sind gestattet, aber nie mit der ältesten Schwester. Durchweg sind die Wedda strenge Monogamisten und treue und zärtliche Gatten, wie sie auch an ihren Kindern und Verwandten mit großer Zärtlichkeit hängen. Witwen werden von den andern mit Früchten und Fleisch unterstützt. Unter sich sind die Wedda heiter und fröhlich. Geiger betont, daß sie entgegen der häufigen Ansicht auch tanzen und singen. Gegen Fremde freilich verhalten sich die Weddas ganz anders, als wenn sie unter sich sind. Sie sind dann scheu, verschlossen und wortkarg. Sehr empfindlich sind sie gegen Spott und greifen, wenn sie sich verhöhnt glauben, wohl auch zur Waffe. Das Gleiche thun sie, wenn sie überrascht werden. Nähert man sich ihnen aber offen, so daß sie von der friedlichen Absicht überzeugt sind, so läuft man kaum Gefahr, angegriffen zu werden.



Tänzer von den Khasia-Hügeln

Auch die Intelligenz der Wedda möchte Geiger höher schätzen, als dies gewöhnlich geschieht. Er konnte sich, sobald sie sich einmal an ihn gewöhnt hatten, ganz gut mit ihnen verständigen; sie begriffen seine Absicht und standen Rede und Antwort; nur ermüdeten sie rasch.

Viel umstritten ist die Frage nach der ethnographischen Stellung der Wedda. Meist werden sie als Ureingeborene Ceylons aufgefaßt. Demgegenüber erkennen andre Gelehrte, denen sich auch Geiger auf Grund seiner linguistischen Studien anschließt, zwischen Singhalesen und Weddas keinen prinzipiellen Unterschied, sondern nur einen gradweisen. Anthropologisch ist auch nach Virchow, der die Wedda als Urrasse Ceylons betrachtet, kaum ein Unterschied zwischen beiden. Auch die Sprache der Wedda ist eine singhalesische Mundart. Nach der Ansicht der Anhänger einer Verwandtschaft zwischen Wedda und Singhalesen sind beide Mischrassen aus den Ureinwohnern Ceylons und den eingewanderten Ariern, aber die Beimischung des Ureinwohnerblutes ist bei den Wedda stärker als bei den Singhalesen. Wahrscheinlich ist nach der Einwanderung der Arier und der erfolgten Vermischung ein Teil dieser Mischrasse aus irgend einem Grunde in die Wälder und ins Gebirge

gezogen. Die völlige Lostrennung von dem arischen Kulturvolk erhielt bei ihnen den Charakter einer Mischrasse besser als bei den Ariern, bei denen der Einfluß des Blutes der Urbevölkerung durch fortwährenden neuen Zufluß der Arier immer mehr verloren ging. Zugleich mußten die entfernt von jeder Kultur lebenden Stammväter der Wedda immer mehr verwildern und entarten. Diese Auffassung der Wedda als stammverwandt mit den Ariern scheint sogar in sagenhaften Traditionen dieses Volkes selbst eine Unterstützung zu finden. Danach vermählte sich eine Prinzessin eines eingeborenen Stammes mit einem arischen Prinzen; von ihm verstoßen, floh sie zu ihrem Stamm zurück, wurde aber erschlagen. Die Kinder flohen, um einem gleichen Schicksal zu entgehen, in den Wald und wurden die Stammeltern der Wedda.



Ein Wedda

Die heute vorherrschende Bevölkerung von Ceylon sind die Singhalesen. Die Hautfarbe variiert bei ihnen zwischen Mittelbraun und Hellbraun und zeigt oft einen Stich ins Gelbliche. Die etwas wulstigen Lippen sehen bläulich-violett aus; das Haupthaar ist schwarz und wellig. Der Körper der Männer ist stark behaart; die offenen Augen mit dunkelbrauner Iris verleihen dem ovalen Gesicht einen sanften und doch lebhaften Ausdruck. Die Nasenflügel sind breit und ausladend; der schmale Nasenrücken der Männer pflegt etwas gebogen, der der Frauen gerade zu verlaufen. Dieser anthropologischen Schilderung fügt Selenka noch hinzu, daß sich die Singhalesen durch Zartheit des Gliederbaues und durch Weichheit und Adel der Bewegungen auszeichnen. Besonders fallen die Jünglinge und jungen Männer durch jungfräuliche Zierlichkeit und Geschmeidigkeit des Körpers auf, während die Frauen häufig eine ungewöhnliche Körperfülle haben. Dieses anmutende Charakterbild vervollständigt Selenka noch durch den Satz: „Daß Mut, Rührigkeit, Ritterlichkeit, Feinfühligkeit diesen Menschenkindern noch nicht abhanden gekommen sind, wüßte ich mit manchen Beispielen zu belegen. Wahrhafte Herzensmenschen sucht man nicht vergebens unter den Singhalesen." Die Kultur der Singhalesen ist sehr hoch, und schon in der geschmackvollen Tracht verrät sich der Sinn für Schönheit; damit verbindet sich eine große Kunstfertigkeit in zierlichen Schnitzereien aus Elfenbein und Ebenholz. Elefanten, Buddhabilder, Priester, Mönche, kleine Pagoden und dergleichen werden fein geschnitzt und an die Fremden als Andenken verkauft. Die ganze Höhe der Kultur aber, zu der die Singhalesen schon vor Jahrhunderten gelangt waren, offenbart sich in den großartigen Ruinenstädten auf Ceylon. Die bedeutendste und bekannteste, von den Weltvergnügungsreisenden in das zu absolvierende Programm aufgenommene Ruinenstadt ist Anuradhapura. „Gleich dem sagenhaften Vineta, das ins Meer versank, liegt hier im Wildnismeere der Paradiesinsel, von tausendjähriger Vergessenheit überflutet, eine uralte Königsstadt begraben. Wo wir uns heute mühsam auf Dschungelpfaden durchwinden, regte sich einstmals das hundertfältige Treiben bunter Volksmengen, zogen festliche Prozessionen zu goldig schimmernden Tempeln, sausten die Gefährte der Könige, schwankten die Sänften fürstlicher Frauen durch die Straßen. Noch im fünften Jahrhundert nach Christo wird die Stadt von einem chinesischen Geschichtsschreiber als ‚die Stadt mit breiten

Straßen, goldenen Palästen, bergähnlichen Tempeln' gerühmt, als ,ein Wunder von Herrlichkeit'. Freilich haben nur noch die Tempel den Stürmen der Zeiten zu trotzen vermocht und ragen als Wahrzeichen vergangener Größe über den Wipfeln der Bäume empor. ,Dagoba' werden diese eigentümlichen Bauten genannt, der Name bedeutet Reliquienschrein, und dementsprechend sind die Dagobas zunächst bestimmt, irgend eine Reliquie Buddhas, einen Zahn, eine Haarlocke und dergleichen aufzunehmen. Solcher Dagobas giebt es auf Ceylon eine große Zahl von ganz verschiedenem Alter und nicht minder von ganz verschiedenen Dimensionen; aber alle sind nach gleichem Schema gebaut, und es ist nicht zu leugnen, daß hierdurch der Charakter dieser Tempelstädte ein etwas eintöniger wird. Einzelne haben nur Manneshöhe, andre rivalisieren mit den größten Baudenkmälern



Teufelstänzer auf Ceylon

der Welt. Stets haben sie eine dom- oder glockenförmige Form — nach alten Berichten den Himmelsdom oder eine Wasserblase nachahmend —, sind massiv aus Ziegeln, seltener aus Hausteinen erbaut und umschließen einen Hohlraum, in dem ein metallenes Gefäß mit der Reliquie aufgestellt ist. In der Regel stehen die Dagobas auf einer quadratischen Terrasse, zu der Treppen hinaufführen." Die Proportionen sind, wie Geiger sagt, bei diesen Bauwerken mit erstaunlicher Sicherheit getroffen. „Insbesondere ist die Ausmessung der Terrassen im Verhältnis zur Höhe der Dagoba durchweg außerordentlich schön, so daß eine wahrhaft harmonische Gesamtwirkung erzielt wird. Trotz der gewaltigen Größe erscheinen die Dagobas frei und leicht. Sie haben nichts Lastendes und Erdrückendes; mit ihren einfachen Formen mächtig und weit sich aufbauend, mitten im freien Raum der Terrasse, erwecken sie den Eindruck feierlicher Ruhe und Erhabenheit. Es liegt in ihnen etwas spezifisch Buddhistisches; kein Abschweifen und Ablenken, sondern ein geschlossenes und kraftvolles Emporstreben, wie denn auch schließlich der ganze Bau in goldschimmernder Spitze kulminiert.

Dazu kommt die Einfachheit der Farben. Der ganze Dom war mit einer bestimmten Art weißen Mörtels bestrichen, der sich polieren ließ wie Marmor und das den Bau überflutende Sonnenlicht kräftig reflektierte. Der Spitzkegel war vergoldet, so daß also Weiß und Gold die einzigen Farben bildeten."

Reizvoll wäre es, einzelne dieser Dagobas näher zu schildern, oder uns in jene Zeiten zurückzuversetzen, wo in heiligen Vollmondnächten der König und festlich geschmücktes Volk sich in farbenprächtigen Prozessionen der im Licht der Lampen erstrahlenden, mit Blumen und Kränzen überdeckten Dagoba näherten; allein wir müssen noch einiger Gebräuche der heutigen Singhalesen gedenken, die auch unser Interesse verdienen.

Wie gutgläubige Buddhisten die Bewohner Ceylons auch sind, so spielt nicht minder der Dämonenkult eine große Rolle bei ihnen. Nicht gern verläßt der abergläubische Singhalese in der Zeit des Zwielichts, morgens und abends, sein Haus. Zu dieser Zeit geht es um, und allerhand Dämonen treiben ihr Wesen, die Haus und Familie zu schädigen wissen oder auch harmlosen, aber überflüssigen Schabernack verüben, wie das Kochgeschirr in Unordnung zu bringen, Büchsen zu öffnen und ähnliches. Alle Dämonen lassen sich durch Gesang und Tänze beschwichtigen. In abenteuerlichen, phantastischen Masken führen die „Teufelstänzer" Tänze und Scenen auf, in denen Aberglaube, Schlauheit, Humor und körperliche Gewandtheit der Singhalesen zum überraschenden Ausdruck kommen. Einige unsrer Bilder veranschaulichen solche Teufelstänze und die dabei üblichen abenteuerlichen Vermummungen.



Mädchen von den Khasia-Hügeln im Tanzschmuck

Der dritte Volksstamm, der Ceylon bewohnt, sind die Tamilen. Blutige Kämpfe zwischen den Singhalesen und den Tamilen füllen die ganze Geschichte der Paradiesinsel, wie Ceylon gern genannt wird, aus. In immer erneuten Kriegen zerstörten die Tamilen unter anderm die großartigen Wasserwerke bei Anuradhapura, bis die einst blühenden Distrikte in unfruchtbares Sumpf- und Fieberland verwandelt wurden. Die Arier, die heute der Zahl nach bedeutend überwiegen, wurden nach dem Süden zurückgedrängt; in der heutigen Verteilung der Völkerrassen Ceylons nehmen die Tamilen die Küstenstriche im Osten, Norden und Nordwesten Ceylons ein, finden sich zum Teil aber auch inselartig zwischen den Singhalesen zerstreut.

Während die Singhalesen, wie wir gesehen haben, Arier sind, gehören die Tamilen zu den Dravida, die wir im Malaiischen Archipel näher kennen gelernt haben. In der Hautfarbe sind die Tamilen dunkler als die hellen Singhalesen, beinahe schwärzlich; dabei sind sie muskulöser als die schlanken Vertreter der arischen Rasse, aber nicht nur kräftig, sondern zugleich elastisch, oft prächtige Gestalten. Die schwerere Arbeit wird meist von Tamilen verrichtet, die auch die Mehrzahl der Kuli auf den Theeplantagen stellen. Aus allen Kriegsstürmen, die über die Tamilen im

Lauf der Jahrhunderte hinweggebraust sind, haben sie bis heute ihre alte Sprache gerettet und sich auch noch manche alte Sitte bewahrt. Sehr charakteristisch für die Tamilenfrauen ist der Nasenschmuck, den die Singhalesin nie trägt. Wie unsre Abbildung einer Reihe von Tamilenschönheiten zeigt, wird nicht nur die Nasenscheidewand durchbohrt, sondern es werden auch in die Nasenflügel kleine goldene oder silberne Rosetten eingesteckt. Ueberhaupt lieben die Tamilinnen den Schmuck sehr, und selbst die ärmste sucht ein paar Rupien zu ersparen, um sich Silberspangen um den vollen schwarzen Arm legen zu können. Mit Vermögen und Rang wächst natürlich auch der Schmuck. Den Haarschmuck teilen sie mit den Singhalesinnen, aber gleich diesen fehlt ihnen der Kamm. Bei den Singhalesen ist nämlich der Kamm ein Schmuck der Männer, die freilich dadurch nach unsern Begriffen etwas Weibliches bekommen. Für ihre Kleidung scheinen die Tamilenfrauen die rote Farbe zu lieben. Ein Tuch in dieser Farbe schlingen sie um die Hüften, von denen es in Falten herunterhängt, und schlagen es über Brust und linke Schulter. Während die Tamilen ihre Sitten zum Teil den Singhalesen gegenüber bewahrt haben, haben sie in der Mehrzahl deren Religion, den Buddhismus, angenommen. Ein kleiner Teil huldigt jedoch dem Brahmanismus.



Andamaner beim Schießen nach Schildkröten

Die Andamanen

Nachdem wir Ceylon verlassen haben, wenden wir uns zunächst einer im Golf von Bengalen liegenden Inselgruppe zu, deren Bevölkerung sich freilich von den hoch zivilisierten Völkerschaften, die wir auf Ceylon wie auf dem indischen Festland kennen gelernt haben, gewaltig unterscheidet.

Die Inselgruppe der Andamanen ist von Menschen bewohnt, deren nähere Kenntnis wir besonders der englischen Expedition von Dobson verdanken. Die Andamaner gehören zu den uns schon von früher her bekannten dunklen Völkerstämmen, die wir als Negritos bezeichneten und als versprengte Urbevölkerung im malaiischen Archipel kennen gelernt haben. Das Haar ist wollig, wächst in spiraligen Locken und ist meist ganz schwarz, wird aber ungefähr vom 40. Jahr an grau. Der Körperbau der Andamaner ist wohlentwickelt. Sie gehören aber zu den wenig großen Völkern, da nur sehr wenige die Höhe von 1,55 Metern überschreiten. In ihrem Aussehen erinnern sie wie alle zu den Negritos gezählten Rassen etwas an Neger. Ihre Kleidung ist, wie auch unsre Abbildungen zeigen, auf ein Mindestmaß beschränkt, und das, was wir überhaupt an ihrem Körper finden, könnte geradesogut als Schmuck wie als Kleidung bezeichnet werden. Charakteristisch für sie ist die starke Verwendung einer aus Eisenoxyd bestehenden Salbe, zu deren Bereitung Schweine- oder Schildkrötenfett verwendet wird. Sie verbreitet einen nicht sympathischen Geruch, der die Aehnlichkeit der Andamaner mit den Negern noch erhöht, ohne daß es sich jedoch hier wie bei diesen um Hautgeruch handelt.



Ein Wedda

Sie leben in kleinen Ansiedelungen, und ihre Hütten sind in roher Weise aus Zweigen und Blättern zusammengefügt. Ackerbau ist ihnen absolut unbekannt, und ebensowenig kennen sie Haustiere, weder Vierfüßler noch Geflügel. In ausgehöhlten Kanoes und Auslegerbooten befahren sie die zahlreichen Wasserläufe der Insel. Sie sind vorzügliche Taucher und Schwimmer. Obwohl sie das Feuer ständig verwenden, wissen sie nicht, es zu erzeugen, und sind daher sorgfältig bestrebt, es sich stets brennend zu erhalten. Die Kenntnis der Metalle ist ihnen unbekannt; sie benutzen daher, wie wir dies ja in der ganzen Südsee schon zur Genüge kennen gelernt haben, für die mannigfachsten Zwecke die Gehäuse von Schnecken und Muscheln, Steine, besonders Quarze und Bambus. Aus letzterem hergestellte Messer sind so scharf, daß sie zum Rasieren benutzt werden. Aus Pflanzenstoffen verstehen sie Körbe, Fischernetze und Schlafmatten zu verfertigen. Hervorragend geschickt sind sie in der Verwendung von Bogen und Pfeil. Wie unsre Abbildungen zeigen, werden auch Fische und Schildkröten auf diese Weise erlegt.

Im übrigen bieten die fruchtbaren, auch an Tieren reichen Eilande abwechslungsreiche und üppige Nahrung. Auf dem Lande finden sich Eidechsen, Schweine, Käferlarven, Honig, mannigfache Pflanzen, wie Yam, deren Früchte und Wurzeln zur Nahrung dienen. Das Meer liefert Delphine, Dugong, Eidechsen, Schildkröten und deren Eier, Muscheln in zahlreichen Arten, Krebse und vielerlei Fische. Vor der Ankunft der Europäer war Wasser das einzige Getränk, und auch Tabak war unbekannt. Heute aber sind die Andamaner große Liebhaber dieses wohlriechenden Krautes.

Das soziale Leben der Eingeborenen der Andamanen bewegt sich, wie so häufig bei Naturvölkern, trotz des Mangels geschriebener Gesetze, in wohlbestimmten Grenzen; freilich ist es nur einem Beobachter, der aufmerksam und lange mit den Eingeborenen verkehrt hat, möglich, einen tieferen Einblick zu erhalten.

Selbstachtung und Bescheidenheit charakterisieren den gegenseitigen Verkehr. Von früher Jugend an werden die jungen Leute in den Pflichten der Gastfreundschaft und in werkthätiger Liebe unterrichtet; die Alten, die Leidenden und Hilflosen sind Gegenstand spezieller Aufmerksamkeit. Wie so häufig hängt auch bei diesen Wilden das Sittlichkeitsgefühl, wenn wir so sagen dürfen, nicht von der Kleidung ab. Vielverbreitet ist die Sitte der Adoption.



Wedda-Frau

Fremde, denen es gelingt, in eine Dorfgemeinschaft eingeführt zu werden, werden von dem ganzen Gemeinwesen warm bewillkommnet. Die beste Nahrung wird ihnen vorgesetzt, und beim Abschied werden sie mit reichen Geschenken bedacht. Wiederholte Komplimente, Einladungen für spätere Zeit, das Versprechen wiederzukommen, der Abschiedsruf „Auf Wiedersehen!“ begleiten auch auf den Andamanen das Gehen. Merkwürdigerweise aber finden sich keine Begrüßungsformeln, selbst beim Wiedersehen nach langer Trennung. Küssen, Nasenreiben, Handschütteln und andre, sonst doch fast überall in der Welt vorkommende Begrüßungsformen sind hier unbekannt. Nur zwischen Verwandten wird die Freude auch äußerlich durch Umarmungen und Thränen zum Ausdruck gebracht, wobei der Fremde freilich nicht weiß, ob es ein Ausdruck des Schmerzes oder der Freude ist. Die beiden Gefühlsäußerungen liegen wohl thatsächlich nahe bei einander, denn den heftigen Ausbrüchen des Schmerzes bei Begräbnissen folgen Tänze, an denen nicht selten auch die Familienmitglieder teilnehmen. Wir brauchen freilich nicht nach den Andamanen zu gehen, um an Leichenfeierlichkeiten sich anschließende Gelage kennen zu lernen, bei denen wenig mehr von der ernsten Veranlassung zu merken ist.

Früher standen die Andamaner im Verdacht des Kannibalismus, doch leugnen sie auf das entschiedenste, je dieser grauenhaften Sitte gehuldigt zu haben.

Bei der Verheiratung ist Verwandtschaft streng verpönt, und dieses Verbot wird sogar auch auf die Adoptierten ausgedehnt. Neffen und Nichten gelten als Söhne und Töchter, Vettern und Cousinen als Halbbrüder und Halbschwestern. Die ehelichen Verhältnisse werden durchweg als gut geschildert. Ihre religiösen Begriffe scheinen auf niedriger Stufe zu stehen. Die Eingeborenen der Andamanen gehen wohl auch ihrem Ende rasch entgegen; die weitaus überwiegende Mehrzahl ihrer Bewohner rekrutiert sich aus Einwanderern und aus den Gliedern der von der englischen Regierung daselbst gehaltenen Strafkolonie.



Eine Gruppe von Andamanern



Weddas mit Bogen und Pfeilen

Neuntes Kapitel

Belutschistan und Afghanistan, Persien, Turkestan, Buchara und Chiwa

Belutschistan und Afghanistan

An der Westgrenze des indischen Reiches liegen einige Staaten, die als unabhängig gelten; freilich ist diese Unabhängigkeit zum Teil heute nur noch nominell oder wird nur durch die gegenseitige Eifersucht der beiden Mächte aufrecht erhalten, die längst ihr Auge auch auf diese Territorien geworfen haben.

Von den beiden in der Ueberschrift genannten Reichen kann Belutschistan beinahe als englischer Tributärstaat betrachtet werden. Ein nicht unbeträchtlicher Teil des Landes ist bereits thatsächlich dem indisch-englischen Reiche einverleibt. In der Hauptstadt Kelat sitzt ein britischer Generalagent, und das ganze Land ist völlig unter englischen Einfluß geraten. Die Bevölkerung, die Belutschen, sind politisch in Klans geteilt. Nach ihrer anthropologischen Zugehörigkeit sind sie zwar sicher nicht frei von arischem Blut, dürfen aber nicht als Arier bezeichnet werden, sondern sind ein Stamm des iranischen Völkerzweiges, der aus frühzeitiger Mischung reiner Arier mit Semiten, Turaniern, Kaukasiern und Indern hervorgegangen ist. Wir fügen gleich hier bei, daß sich die Iranier als geschlossene Volkskörper in Belutschistan, Afghanistan, Kurdistan und Persien finden; als wesentliche Bestandteile der Bevölkerung werden wir sie noch in Turkestan kennen lernen. Das Gesicht ist oval, die Augen sind groß, die Nase edel geformt, Haar und Bart, die sehr reichlich wachsen, sind dunkelbraun, die Hautfarbe gleicht der Farbe eines hellen Milchkaffees. Die altiranische Sprache, die eine Wichtigkeit hatte, die sie dem Sanskrit gleichstellt, ist das Zend. Wir haben bei Besprechung der Parsen schon der Zendavesta gedacht, der heiligen,



Ein Stammeshäuptling mit seiner Frau aus der Gegend von Port Blair auf den Andamanen

in der Zendsprache verfaßten Bücher der altiranischen Religion, die in dem Lichtkult gipfelte. Sie hat sich, wie wir gesehen haben, heute nur noch bei den Parsen erhalten und ist sonst völlig dem Islam unterlegen. Die altiranische Sprache hat sich in eine ganze Reihe von Tochtersprachen aufgelöst, und auch die Belutschen sprechen ihre eigne Sprache. Die Kleidung der Belutschen ist sehr einfach; sie besteht aus Hüftentuch, Sandalen und Mütze beim gewöhnlichen Volk; die Reicheren tragen jedoch, wie unsre Bilder zeigen, Hosen, Hemd, mantel- oder plaidartigen Ueberwurf und einen Turban. Alle sind reich bewaffnet, und bei manchen verhüllen Flinte, Schild und Schwert den Körper oft besser als die Kleidung; denn sie sind ein waffenfreudiges Volk, und für die benachbarte persische Provinz sind die behenden Reiterscharen der raubgierigen Belutschen geradezu eine Landplage geworden.

Mehr als Belutschistan erregt Afghanistan das allgemeine Interesse. Mit orientalischer Schlauheit hat der Herrscher, der Emir von Afghanistan, seinem Volk und Land bis heute die Unabhängigkeit zu bewahren gewußt und sich weder russischem noch englischem Einfluß ergeben. Bei dem Liebeswerben der beiden Großmächte steht er sich nicht schlecht, da die gegenseitige Eifersucht jeder Macht einen Gewaltschritt verbietet. So ist heute Afghanistan thatsächlich ein Pufferstaat, aber es ist doch daran zu zweifeln, ob es auf die Dauer den Herrschern von Afghanistan gelingen wird, das strategische Dreieck Kabul-Herat-Kandahar als neutrale Zone zwischen den Machtsphären jener beiden Reiche aufrecht zu erhalten. Wenn einmal der große Kampf um Indien zwischen Bär und Walfisch entbrennen sollte, ist es natürlich auch um die Unabhängigkeit dieses alten Reiches geschehen.



Teufelstänzer von Ceylon

Die Afghanen sind mit den Belutschen verwandt. Sie sind körperlich wohlgebaut, dolichocephal mit ovalem Gesicht, mit gerader, vorspringender, adlerähnlicher Nase und feinen Lippen. Auch bei ihnen ist Haar- und Bartwuchs stark. Die Farbe der Haare ist schwarz; der hohe stattliche Wuchs bei ziemlich magerem Körperbau, die energischen Züge verleihen den Afghanen etwas unbedingt Imponierendes. Auch bei ihnen handelt es sich um keine einheitliche Bevölkerung; sie zerfallen nicht nur in eine ganze Reihe kleinerer Stämme, sondern auch in drei große Hauptgruppen und zeigen mancherlei Mischungen; denn von jeher war Afghanistan, besonders im Altertum, ein Durchzugsland der verschiedensten Völker auf ihren Wanderungen und Kriegsunternehmungen gegen Indien.

Vielfach ist den Ethnographen schon in der äußeren Erscheinung der Afghanen ein jüdischer Zug aufgefallen, und man hat wohl auch in ihnen einen der verlorenen zehn israelitischen Stämme sehen wollen, nach denen bekanntlich noch immer vergebens gesucht wird. Thatsächlich weisen auch die historischen Ueberlieferungen auf einen Zusammenhang hin. Nach ihrer eignen Ueberlieferung nämlich war Syrien die ursprüngliche Heimat der Afghanen, bis sie Nebukadnezar in Gefangenschaft führte und in Teilen von Persien und Medien ansiedelte. Ostwärts drängend, schoben sie die arischen

Einwohner des Landes nach Indien und siedelten sich hauptsächlich in der Gegend des heutigen Kandahar und den hier einmündenden Thälern an. Es wird sogar behauptet, daß diese Ueberlieferung der Afghanen von ihrer Ansiedlung durch Nebukadnezar und von ihrem Vordringen nach Osten eine Beglaubigung in einer biblischen Ueberlieferung finde, nach der die gefangenen zehn Stämme entflohen und eine Zuflucht im Land Arsareh fanden, das möglicherweise Hazarah, eine afghanische Landschaft ist.

Auf die Einzelstämme wollen wir hier nicht näher eingehen und nur einige Namen erwähnen. So bezeichnet man mit „Pathan" die Bevölkerung der nach Indien sich abdachenden Thäler des Landes. Die „Khattak" und die „Kakar" sind unkultivierte Stämme zwischen der Stadt Kandahar und dem Indusstrom, die bisher noch wenig erforscht sind und daher der ethnographischen Wissenschaft reiche Ausbeute versprechen. Dem zentralasiatischen Stock gehören die „Hazarah" an, während



Andamaner, auf Fische schießend

die „Kafir", die an den Seiten des Kabulflusses wohnen, sich als die reinsten Arier des Landes ausweisen. Manche nur kleine Stämme erhalten eine unverhältnismäßige Bedeutung durch ihre Wohnsitze, indem sie wichtige Päße innehaben. Dies gilt z. B. von den Afridi, die längs der indischen Grenze wohnen und sich als heftige Gegner der Engländer einen Namen gemacht haben. Auf einem unsrer Bilder sehen wir Afridi bei der Verteidigung ihres Landes. Wie sie zeichnet sich noch eine Reihe andrer Stämme durch große kriegerische Tüchtigkeit aus; mit den Waffen, als welche lange Flinten, in den Gürtel gesteckte Dolchmesser, aber auch Bogen und Pfeile dienen, wissen die Afghanen gut umzugehen. Im wesentlichen sind sie ein Reitervolk und stellen im Krieg eine vorzüglich ausgebildete Reiterei. In ihrem Widerstand gegen die Europäer werden sie durch die vielen Engpässe und Schluchten, wie durch die Wildheit des ganzen Gebirges unterstützt. Wenn ihre Kriegsführung auch häufig als barbarisch und grausam bezeichnet wird, so ist ihnen andrerseits ein ritterlicher Zug nicht abzusprechen.

Neben dem Kriegshandwerk bilden Ackerbau und Viehzucht eine Hauptbeschäftigung der Afghanen. Der Feldbau liefert hauptsächlich Weizen, Gerste und Obst, besonders im Süden treffliche feinere Früchte. Die Wohnungen der Afghanen sind in den Städten hübsche Häuser, die oft mehrere Stockwerke haben und große Säle und hübsch ausgestattete Wohngemächer enthalten, die durch Holzwände voneinander getrennt sind. Galerien und Malereien, in den Höfen Springbrunnen und

Baumpflanzungen sprechen für die Liebe zu einem behaglichen Dasein. Allerdings gilt dies nur von den Stadtbewohnern; die Vieh züchtenden Bergstämme führen dagegen ein rauhes Leben.

Die Kleidung der Afghanen wechselt nach den Gegenden. Als Nationaltracht darf die der Bergbewohner betrachtet werden, die aus einem langen Hemd, weiten schwarzen Hosen und einem als Mantel dienenden Schaffell besteht, wozu als Kopfbedeckung Mützen von oft hohem Wert kommen, während die Füße in Lederstiefeln stecken. Die Städtebewohner haben die persische Tracht angenommen; im Osten Afghanistans finden wir indische Tracht. Schmuck ist bei den Frauen sehr beliebt. Um den Kopf ziehen sich goldene und silberne Ketten, im Haar glänzen Goldmünzen, Ohrgehänge und Nasenringe vervollständigen den Hauptschmuck, und die Hände sind mit Ringen geschmückt. In Gegenwart Fremder tragen die Frauen den Schleier; denn die Afghanen sind, wie wir schon hörten, sämtlich Mohammedaner. Die Frauen werden jedoch im allgemeinen weniger abgeschlossen als bei den übrigen islamitischen Völkern. Auch das Eheleben scheint bei den Afghanen auf höherer Stufe zu stehen, und ausgesprochene Neigungsheiraten sollen nicht zu den Seltenheiten gehören. Die allgemeine Bildung ist sicher in der Zunahme begriffen. Die Angehörigen der höheren Stände in den Städten, auch die Frauen, sind in der Regel des Lesens und Schreibens kundig, und in einer ganzen Anzahl von Hochschulen, die im Lande zerstreut sind, werden auch andre Wissenschaften gelehrt.



Brahui (Belutschistan)

Persien

In unmittelbarem Anschluß an die Bewohner von Afghanistan und Belutschistan wenden wir uns zu den Bewohnern des Hochlandes von Persien; bilden doch die Einwohner dieser drei Länder zusammen die Iranier oder Iranen. Freilich ist auch Persien von keiner einheitlichen Bevölkerung bewohnt, sondern zahlreiche Völkermischungen haben hier stattgefunden, und rein iranische Perser dürften noch seltener sein als rein arische Inder. Die Lage des Landes sowohl wie das Leben begünstigt in hohem Grade die Vermischung. Die jetzigen Perser, deren Zahl auf ca. $4^1/_2$ Millionen geschätzt wird, werden fast allgemein für die Nachkommen der alten Perser gehalten. Als Abkömmlinge der alten Meder sind wohl die turanischen Nomadenvölker zu betrachten. Außerdem leben aber noch im Lande Türken, Kurden, Araber, Armenier, Kaukasier, Chaldäer, Juden, Zigeuner, Afghanen, Belutschen und Hindu. Zu diesen bei Wanderungen gelegentlich sitzen gebliebenen Völkerteilen kamen als Kriegsgefangene Mongolen, als Sklaven Abessinier und Neger, als Deserteure Russen und Polen hinzu.



Eingeborener von der afghanisch-belutschischen Grenze

Durch ihre äußere Erscheinung und ihre körperlichen Eigenschaften machen die Perser einen gewinnenden Eindruck. Schon die alten Perser waren durch ihre männliche Schönheit, stattliche Gestalt und einnehmenden Gesichtszüge, die Frauen durch angenehme Erscheinung berühmt. Diese Vorzüge hat die persische Bevölkerung, soweit sie sich noch möglichst rein erhalten hat, beibehalten. Polak schildert in seinem Buch über „Persien" die körperlichen Eigenschaften der Perser wie folgt: „Der Perser ist von ziemlich dunkler Hautfarbe, nie so weiß wie der Europäer oder Armenier. Die Iris ist hellbraun, selten schwarz, das Haar schlicht, nie kraus und dunkelkastanienbraun, der Bart sehr entwickelt und dicht, der Schädel schön oval, die Stirn nur mäßig hoch und an den Schläfen abgeplattet. Die Augen sind groß, die Augenbrauen bogenförmig gewölbt, über der Nase zusammengewachsen, die Wangen wenig fleischig, ohne Inkarnat. Die Lippen sind dünn anliegend, das Kinn schmal, der Hals nie lang, die Knochen dünn, die Hände und Füße von besonderer Schönheit, der Körper stark behaart. Fettleibigkeit ist sehr selten, der Wuchs hoch, die Gestalt daher oft imponierend, die Gesichtszüge ernst. Im ganzen bietet der Perser in seiner Körperbildung den schönen kaukasischen Typus dar und unterscheidet sich dadurch unverkennbar von den mit ihm zusammenwohnenden Nationalitäten, besonders von den Tataren, Armeniern und Juden."

Verschieden lauten die Urteile über den Charakter des Perser; sehr schwer ist es, selbst bei längerem

Aufenthalt, den Charakter eines fremden Volkes zu erfassen, und allzu leicht ist man geneigt, persönliche Erfahrungen zur Grundlage des Urteils zu machen und zu verallgemeinern. Schlägt man jedoch zwischen den verschiedenen Angaben den Mittelweg ein, so fällt das Urteil nicht sehr zu Gunsten des Persers aus. Wohl wird die Kunst des Persers in der Beherrschung seiner Leidenschaft gerühmt, seine Fassung im Unglück, sein angeborenes Nil admirari, seine Mäßigkeit im Essen und Trinken, seine Gastfreundschaft und sein Familiensinn. Besonders diese beiden letzten Charakterzüge machen den Perser dem Fremden thatsächlich sympathisch, und gleich den meisten Asiaten scheinen die Perser den Fremden wohlgeneigt zu sein. Sie sind von großer Gastfreundschaft und von einer geradezu verblüffenden Höflichkeit. Freilich ist viel Uebertreibung, viel Redensart dabei. Denn wenn den Perser seine nie versiegende Zuvorkommenheit dazu führt, seinem Gastfreund alles, sein ganzes Besitztum als Geschenk anzubieten, so setzt er dabei natürlich voraus, daß dies nicht angenommen wird. Dieses Angebot ist eben nur eine hübsche sprachliche Wendung. Sympathischer erscheint aber der wirklich echte, große Familiensinn, der dem Perser eigen ist. Das feste Zusammenhalten aller Familienmitglieder, die Güte und Nachsicht mit den Kindern und der große Respekt vor den Eltern, der verlangt, daß der Vater als „Herr“ angesprochen wird und daß sich keines der Kinder in seiner Gegenwart setzen darf, die unbeschränkte Liebe und Verehrung, die der Mutter entgegengebracht wird — dieses alles sind bei einem dem Islam huldigenden Volk bemerkenswerte Erscheinungen. So allgemein verbreitet und so tief eingewurzelt ist die Kindesliebe, daß pflichtvergessene Söhne oder Töchter kaum vorkommen sollen. Allgemein ist auch die Achtung vor dem Alter und ein schöner Zug die große, werkthätige Liebe zu den Armen. Die meisten der reichen Perser haben Pensionäre, alte Diener oder arme Verwandte, die auf ihre Kosten leben, und auch für allgemeine Wohlthätigkeitseinrichtungen wird viel aufgewendet, ein Zug, den wir auch schon bei den nach Indien eingewanderten Persern, den Parsen Bombays, kennen gelernt haben.



Männer aus Britisch-Belutschistan

Diesen guten Charaktereigenschaften stehen aber auch weniger angenehme Charakterzüge gegenüber. Mit dem persischen Wort „Fuzul“ bezeichnet der Perser selbst einen gewandt auftretenden, durchtriebenen, gewinnsüchtigen, nach oben kriechenden, nach unten herrischen, oberflächlich gebildeten

Menschen, und der Typus, der zu diesem wenig anmutenden Bild Pate gestanden, ist in Persien und speziell in Ispahan häufig. Um seinen Vorteil zu erreichen, scheut der Perser selbst verwerfliche Mittel nicht. Ein oft citierter Vers lautet, wie Ratzel mitteilt: „Lüge zu gutem Zweck ist besser als die Wahrheit, die Hader erregt." Hierzu kommt Habgier und Geiz. Ihre große Schlauheit in Geschäftsangelegenheiten hat übrigens den Persern den Ruf von tüchtigen Maklern und Unterhändlern und auch von vorzüglichen Diplomaten verschafft.



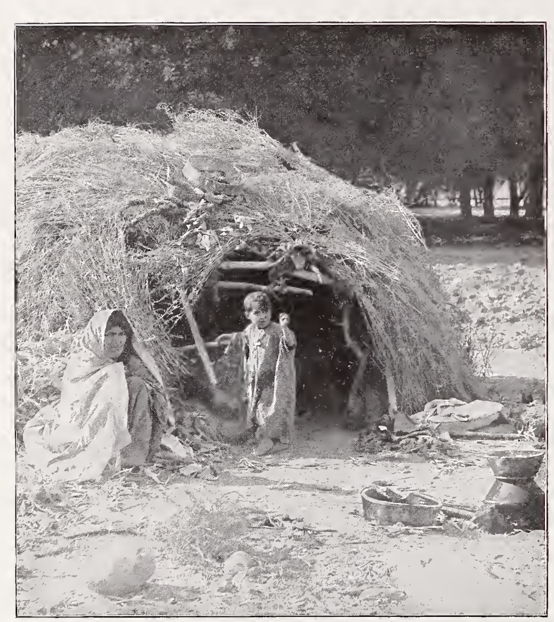
Persischer Kavallerist

Die alte Kultur, deren Kind der Perser ist, verrät sich besonders in seiner Neigung zur Dichtkunst, die hauptsächlich auf dem Gebiet der Lyrik schönste Blüten gezeitigt hat, deren Duft auch einen Goethe berauschte. Auch die bilderreiche Rede, die der Perser liebt, verrät seine poetischen Neigungen, und der sie oft auszeichnende Witz spricht für seine geistige Beanlagung. Die Eleganz des Geistes hat er auch auf sein äußeres Auftreten übertragen. Die Tracht ist geschmackvoll, und das Bestreben, ein wohlgepflegtes Aeußere zur Schau zu tragen, geht häufig bis zu ausgesprochener Gefallsucht. Ein eigenartiger Charakterzug ist die Titelsucht der Perser, die um so bemerkenswerter ist, als Standes- oder Kastenunterschiede in Persien fehlen, so daß es auch keinen eigentlichen Adel giebt. Allerdings kann vom Herrscher, dem Schah, eine Art Adelstitel, „Chan", verliehen werden; doch geschieht dies meist nur bei reichen Leuten, die ihn bei etwa eintretender Verarmung auch wieder aufgeben. Dieser Titel „Chan" oder auch „Beg" wird dem Namen angehängt, andre Titel dagegen dem Namen vorangestellt. Unter diesen Ehrentiteln ist dem Leser wohl das Wort „Mirza" durch Bodenstedts unsterblichen Mirza Schaffy am bekanntesten geworden. Während dieser Titel ursprünglich den Prinzen aus der Kadscharen-Dynastie beigelegt wurde, ist er später als höchste Ehrenbezeichnung auch den mit der Feder gewandten Schreibern verliehen worden. Die Nachkommen der Propheten führen den Namen Sejiden. Eine andre Reihe von Titeln, die geeignet sind, die Frömmigkeit ihrer Träger ins hellste Licht zu setzen, hat ihren Grund in Wallfahrten, die der betreffende unternommen hat. So bedeutet „Hadschi" einen Mekka-Wallfahrer, während Namen wie „Kerbelai" oder „Meschedi" von andern Wallfahrten hergenommen sind. Die Tracht der Perser ist wohl auf die ursprüngliche Tracht der Gebirgsbewohner zurückzuführen, die in erster Linie gegen die Kälte Schutz suchten. Sie paßt sicher weniger für die heiße Ebene, ist aber wohl geeignet, die Gestalt der Perser vorteilhaft hervorzuheben. Ganz besonders charakteristisch und auffällig an dieser Tracht ist die hohe Lammfellmütze, die bei den Reichen vielfach mit wertvollen Agraffen geziert ist, nicht selten aber auch schon dem Turban gewichen ist. Hauptsächlich gilt dies letztere natürlich von den Priestern oder Anhängern religiöser Genossenschaften, wie z. B. den Derwischen. Das Hauptkleidungsstück des Persers ist ein ungestärktes, seitlich geknöpftes



Belutschische Stammeshäuptlinge

baumwollenes Hemd, das mit weißer Seide gestickt und häufig am Nacken fein verziert ist. Die Aermel sind weit und ohne Manschetten. Die Hosen oder Zerejumah bestehen bei den Reichen aus Leinwand, während sie die Aermeren in den Farben Weiß, Blau oder Rot aus Baumwolle tragen. Sie werden um die Hüften mit einer roten oder grünseidenen Schnur gehalten. Ueber Hemd und Hose wird ein kaftanartiger, kragenloser Rock getragen, der Alka-Luk, der vorn offen ist und je nach dem Reichtum des Besitzers aus Seide mit Goldstickerei oder aus Baumwolle hergestellt ist. Sodann folgt der Mantel, der ebenfalls vorn offen ist und durch seine Länge die Stellung des Besitzers verrät. Bei den Offizieren und den Beamten reicht er nicht bis zum Knie, Priester, Kaufleute, Juristen, Gelehrte u. a. tragen ihn so lang, daß er die Fersen berührt. Der Mantel ist häufig mit Pelz verbrämt. Bei Staatsbesuchen wird noch ein weiteres, ebenfalls bis zu den Fersen reichendes, die Arme ganz verbergendes Gewand getragen. Zu erwähnen ist noch der Gürtel oder Kemmerbund. Er besteht bei Priestern, Kaufleuten, Händlern aus Musselin oder Baumwolle; Kaufleute und Litteraten tragen darin eine Federbüchse und eine Papierrolle. Auch sonst dienen seine Falten allgemein als Taschen. Die Füße stecken in kurzen, nur bis zum Knöchel reichenden Socken und weit ausgeschnittenen Pantoffeln oder Schuhen. Die Frauentracht ist ähnlich; vor allen Dingen tragen auch die Frauen Beinkleider, die sich durch große Weite auszeichnen. Bei reichen persischen Damen bestehen die Beinkleider aus wertvollem Stoff, z. B. Goldbrokat, und sind reich mit Perlen geschmückt; nicht selten werden mehrere Beinkleider, bis zu zehn, übereinander angelegt. Schmuck ist im ganzen selten, so viel der Perser auch sonst auf seine Kleidung giebt, und so gern er von ihr spricht. Der Islam führt bei den vornehmen Perserinnen zum Gebrauch der Verhüllung des Gesichtes auf der Straße.



Afghanische Mutter mit Kind

Die Wohnungen der Perser sind besser als ihre Kleidung dem heißen Sommer angepaßt. Meist wird mit lufttrockenen Ziegeln gebaut, die natürlich, da sie häufig nur aus Erde oder Straßenkot geformt sind, nur geringe Widerstandsfähigkeit haben, so daß man vielfach auf zerfallene und zerfallende Gebäude trifft. Wo es möglich ist, werden die Ziegel alter Bauwerke benutzt. Das Bauen nimmt der Perser nicht ernst, und bei der ausgesprochenen Neigung der Perser zu Luxusbauten werden besonders die Paläste der Großen nicht selten so angelegt, daß sie niemals fertig werden. Häufig werden auch Häuser, ja ganze Dörfer aus Laune, um übler Vorbedeutung willen oder nach Todesfällen ganz aufgegeben und verlassen. Im Gebirge, wo Holz zur Verfügung steht, finden

wir Holzhäuser. Bei vornehmeren Gebäuden dient im Innern des Hauses ein großer Saal zu Empfängen, und hier ist zugleich alles aufgehäuft, was der Besitzer an Luxusgegenständen sein eigen nennt. Die Dekoration profaner Räume mit Teppichen ist jedoch nach Ratzel nicht ursprünglich persisch, sondern der Nachahmung Europas und vielleicht auch dem Einfluß der zentralasiatischen Theehäuser entsprungen. Nur in Tempeln und Grabkapellen ist Wandverhüllung üblich.

Als Nahrung dient den Persern von Fleischsorten besonders Lamm- und Schaffleisch. Das Schaf ist fast das einzige Schlachtvieh des Persers neben den sehr beliebten Hühnern. Außerdem



Versammlung belutschischer Häuptlinge

wird Wildbret in Menge verzehrt. In der vegetabilischen Nahrung steht der Reis an erster Stelle. Er wird entweder gesotten und trocken genossen (Tschillau), oder zu einer Art fetten Puddings verarbeitet (Pillau), oder als dicke Reissuppe (Arsh) zubereitet. Weiter dienen als Nahrung Milch und Käse, und in hohem Grad lieben die Perser Süßigkeiten und die zahlreichen köstlichen Früchte ihres Landes, unter denen im Süden die Datteln voranstehen.

Fruchtsäfte dienen zur Herstellung mannigfaltigster Scherbette; aber obwohl die Perser sich zum Islam bekennen, spielt auch der Wein, wie ja allgemein aus den feucht-fröhlichen Liedern von Hafis bekannt ist, eine häufig nur allzu große Rolle, und prunkvolle Festgelage mit Musik, Tänzerinnen und Würfelspiel verstehen die Perser trotz den alten Römern zu schätzen. Beispiellos selbst für den Orient nennt Ratzel die Ausdehnung, in der in Persien dem Tabaksgenuß gefrönt wird; meist dient die bekannte Wasserpfeife, das Nargileh, dazu. Auch der Opiumgenuß hat leider Anhänger gefunden. Mit Zähigkeit hat der Perser durch alle Stürme hindurch am Ackerbau festgehalten,

nach Ratzel ein sicherer Beweis dafür, daß seine Urahnen ein Kulturvolk waren. Ein türkisches Sprichwort sagt: „Wo Erde und Wasser ist, ist auch der Perser." Das Wasser ist allerdings die Lebensader Persiens, und wo es fehlt, ist wüstes Land. So hat von jeher die Bewässerung, die Auffindung von Quellen, die Anlage von Kanälen eine große Rolle gespielt. „Man hat ganze Flußsysteme umgebaut: In Kurdistan leitete man einen der oberen Quellflüsse des Euphrat in einen oberen Quellfluß des Tigris. Man berechnet die Menge des Wassers nach seiner Kraft, einen Mühlstein zu drehen, und sagt: eine Quelle von zwei, drei Mühlsteinen. Einst wurden uralte Rechtsbestimmungen über Verwendung des geleiteten Wassers fast heilig gehalten; jetzt kommt es vor, daß Gewaltthätige einem ganzen Dorf das Wasser abgraben" (Ratzel). Der Rückgang vieler Städte nach dem Zerfall der Wasserleitungen predigt auch hier die hohe Bedeutung derartiger kultureller Anlagen. Merkwürdigerweise wird in dem größten Teil Persiens der Dünger nicht verwendet, während er in Ispahan und andern Orten, wo unter anderm hohe Türme zur Aufhäufung des Taubenmistes errichtet sind, nach alten Rezepten kunstvoll bereitet wird.



Persische Frau im Hausanzug

Die persische Industrie erstreckt sich hauptsächlich auf die Herstellung von Baumwollstoffen und Verfertigung der bekannten Teppiche und Filze. Was an Kleidung und Hauseinrichtung notwendig ist, wird von der Hausindustrie geschaffen.

Die Perser heiraten früh, meist innerhalb des Stammes. Zwar ist Vielehe die Ausnahme, aber erlaubt. Neben der Ehefrau, Akdi, hat der Mann das Recht, Nebenfrauen auf Zeit, Sighe, in beliebiger Zahl zu nehmen. Die Frauen der niederen Stände verrichten alle Arbeit, während die der höheren einen üppigen Müßiggang führen. Im allgemeinen werden die Frauen gut behandelt und haben oft sogar auf die Politik weitgehenden Einfluß.

Die Perser zählen heute, wie schon mehrfach kurz erwähnt, zu den Bekennern des Islam, und zwar sind sie Schiiten. Die altiranische Lichtreligion hat sich, wie wir schon sahen, nur noch in den nach Indien ausgewanderten Parsen erhalten. Die Einführung des Islam war die Folge des Zusammenbruchs des alten persischen Reiches im Jahr 634. Von da an war es abwechselnd eine Beute der Tataren, Mongolen und Turkmenen, bis 1502 ein eingeborener Herrscher unter Annahme des Königstitels „Schah" auf den Thron gelangte und zu gleicher Zeit im Gegensatz zum größten Teil der übrigen mohammedanischen Welt das Schiitentum als Staatsreligion erklärte. Die jetzige Dynastie entstammt einem türkischen Geschlecht.

Unter der ziemlich bunt zusammengewürfelten Bevölkerung Persiens, die im ganzen 7,5 Millionen Seelen umfaßt und eine Bevölkerungsdichte von 4,8 zeigt, seien nur noch einige interessante Elemente speziell hervorgehoben.

Die Schiiten gelten als besonders fanatisch. Sie leugnen das Recht der vier ersten Kalifen und ihrer Nachfolgerschaft auf das Kalifat und betrachten Ali als den wahren Nachfolger des Propheten Mohammed. Die Gesetze Persiens basieren auf den Vorschriften des Koran.

Eine eigenartige Rolle spielen die Nestorianer, die eine Kolonie von etwa 30 000 Bewohnern in den nordwestlichen Provinzen, in Aderbeidschan gebildet haben. Sie haben bis heute an den Lehren des Nestorius festgehalten, der 430 Patriarch von Konstantinopel gewesen war. In Persien



Kämpfende Afridi (Afghanistan)

heißen sie Nasranee. Sie sind semitischen Stammes und sprechen noch das alte Chaldäisch, das sich außerdem nur noch in der Nähe von Damaskus vorfindet, weswegen sie auch Chaldäer genannt werden.

Von großem ethnographischem Interesse sind die Kurden. Zwar gehören sie eigentlich nicht ganz in den Rahmen der Besprechung von Persien; denn nur ein Teil des als Kurden bezeichneten Volkes lebt in Persien, die andern wohnen mehr westlich in Kurdistan. Möglicherweise hat man es hier sogar mit zwei ganz verschiedenen Völkerschaften zu thun, da nach von Luschans Untersuchungen die westlichen durchaus Langschädel sind, während die östlichen Brachycephalie aufweisen. In Gewohnheiten und im Volkscharakter stimmen jedoch beide überein und halten mit außerordentlicher Zähigkeit an ihren Sitten und Gebräuchen fest, wie sie auch mit einer seltenen Beharrlichkeit durch alle Stürme der Völkerbewegungen hindurch ihre Wohnsitze behauptet haben. Xenophon erzählt uns von den Karduchen, die dem Rückzug der Zehntausend schweren Schaden zufügten. Sie waren ein wildes Reiter- und Räubervolk, und die Schilderung, die Xenophon von ihnen giebt, stimmt völlig mit den Schilderungen der Kurden durch die Gelehrten der Neuzeit überein. Der Name

Kurden ist sicher durch Verstümmelung aus Karduchen entstanden. Schon im Altertum hatten die Kurden die Landschaften an der Grenze von Kleinasien und Armenien, das Gebiet der oberen Quellflüsse des Euphrat und die Grenzlandschaften von Armenien und Persien inne, und hier wohnen sie auch heute noch, ein nomadenhaftes Leben führend und im Winter zum Teil in Erdhütten hausend, wie dies Xenophon von den Karduchen erzählt. Durch ihre wilden Raubzüge sind sie die Geißel aller Nachbarn, und speziell für die Türken sind sie eine unversiegbare Quelle von Mißhelligkeiten und Verlegenheiten. Zugleich haben sie aber auch hervorragend gute Eigenschaften. Besonders wird ihnen große Treue nachgerühmt, und die im Nordosten Persiens lebenden Kurden, deren Zahl auf 675 000 geschätzt wird, gelten als die zuverlässigsten Soldaten des Schahs. Im übrigen schreibt Polak in seinem Reisewerk über Persien über ihren Charakter folgendes: „Sie sind ein ritterliches und räuberisches Volk, dessen Stämme in ewiger Fehde untereinander leben und sich, wenn sie bedrängt werden, bald auf persischen, bald auf türkischen Boden zurückziehen; doch gelten bei ihnen die arabischen Gebräuche des Schutzes und der Gastfreundschaft, und sie sind in ihren Unternehmungen als offen und ehrlich bekannt. Weder Perser, noch Russen, noch Türken haben bisher vermocht, die Kurden zur Seßhaftigkeit zu veranlassen, so daß sie ihr Lager noch jetzt bald hier bald dort aufschlagen und nach verübten Räubereien ebenso schnell verschwinden, wie sie aus ihren Gebirgsschlupfwinkeln in die Ebenen herabstürzen, um die Dörfer auszuplündern."

In ihren körperlichen Eigenschaften machen die Kurden den Eindruck eines fast nordischen Völkerbildes. Helle Haut, hoher Wuchs, lichte Farbe der Haare und Augen haben schon manchen Reisenden an die Germanen erinnert.



Wächter mit ihren Gefangenen im Hofe des Gefängnisses zu Narhaband (Persien)



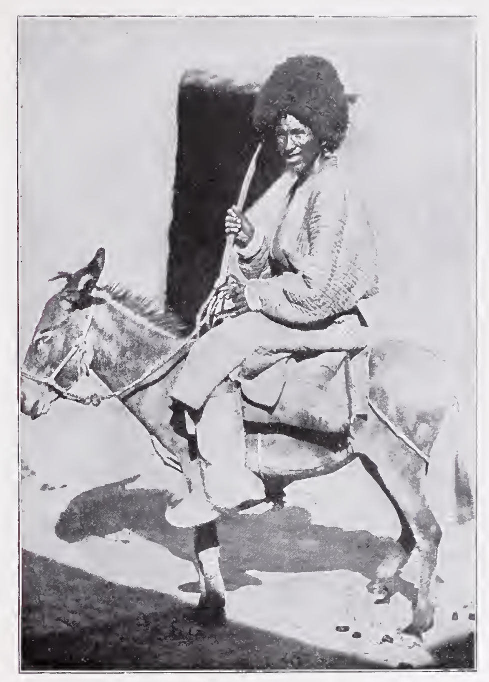
Ein persischer Derwisch

Turkestan

Kaum irgendwo sonst auf der Welt herrscht ein so buntes Völkergemisch wie in Turkestan. Allerdings nicht in dem Sinne, als ob wir hier Vertreter der verschiedensten Rassen, Malaien, Arier, Neger u. s. w., fänden, sondern wir haben es nur mit mongolischen Völkern und etwa noch mit iranischer Beimischung zu thun, allein die Fülle von einzelnen Stämmen, die natürlich alle wieder bis zu einem gewissen Grad verschiedene Gewohnheiten haben, macht es außerordentlich schwierig, in großen Zügen ein zusammenhängendes Bild zu geben. Dieses Völkergemisch erklärt sich aus der Lage Turkestans und der Rolle, die dieses Land in der Geschichte gespielt hat. Von hier aus ging der Anstoß zu mancher Verschiebung der Stämme, zu den Völkerbewegungen aus, deren letzte Wellen noch im fernen Europa zu spüren waren. Jahrhundertelang durchzogen nomadisierende Rotten das weite Gebiet, und auch heute noch haben die Bewohner Turkestans den Nomadencharakter beibehalten. Ein Teil von ihnen ist allerdings jetzt seßhaft geworden, allein auch sie zeigen noch genug Nomadenhaftes in ihrem Wesen. Die vielen kleineren oder größeren Stämme sind sprachlich ziemlich eng verbunden und heben sich dadurch aus der Masse der übrigen Mongoloiden als Turkvölker oder Turktataren ab. Von den Mongolen im engeren Sinn, die wir schon kennen gelernt haben, unterscheiden sie sich durch höheren Wuchs, längeren Schädel, stärkeren Bart und das längliche, dem arischen Typus angenäherte Gesicht. Sie sind sämtlich dem Islam gewonnen, wenn diese Zugehörigkeit auch, wie wir noch kurz zu erwähnen haben werden, nur nominell ist. Aber der Islam hat in hohem Grade dazu beigetragen, daß speziell die westlichen Turkvölker viel Mischblut erhalten haben; denn dank seiner Erlaubnis der Vielweiberei haben die Eroberungszüge dieser immer kriegerischen Stämme die Harems mit stammfremden Sklavinnen gefüllt. Von den vielen Stämmen möchten wir zunächst die Kirgisen, die Turkmenen und die Usbecken erwähnen. Ferner sei des Wortes Sart gedacht, da wir diesem besonders häufig in Reisebeschreibungen begegnen. Nach Franz von Schwarz, der während eines 15jährigen Aufenthalts in Turkestan gründlich Land und Leute kennen gelernt hat und dessen Ausführungen wir jetzt öfters folgen werden, wird das Wort „Sart" heute gewöhnlich zur Bezeichnung der angesessenen Bevölkerung gebraucht, hat also keine ethnographische, sondern eine kulturhistorische Bedeutung.

Von den drei genannten Stämmen wollen wir als den wichtigsten zuerst die Kirgisen erwähnen. Sie nehmen unter den Nomadenvölkern Turkestans die erste Stelle ein und halten heutzutage alle die Gegenden besetzt, die im Altertum von den indogermanischen Skythen bewohnt waren. Die Kirgisen zerfallen gegenwärtig in zwei große Abteilungen, in eigentliche Kirgisen oder Kara-Kirgisen, d. h. schwarze Kirgisen, von Russen auch als Diko-Kamenni oder wilde Berg-Kirgisen bezeichnet, und in die Kirgis-Kaisaken. Der letztere Name wird allerdings von den Kirgisen selbst nie gebraucht, sondern sie nennen sich nur Kaisaken oder Kasaken; allein um Verwechslungen mit dem Namen Kosaken zu vermeiden, ist die genannte ursprünglich russische Bezeichnung allgemein üblich geworden. Die Kara-Kirgisen, deren Zahl auf ungefähr 300000 geschätzt wird, leben am großen Pamir und im Tian-Shan-Gebirge. Sie scheiden sich wieder in zwei Gruppen „On" und „Sol", d. h. die Rechten und die Linken. Den Namen Kara-Kirgisen oder schwarze Kirgisen glaubt Franz von Schwarz von der dunkeln Hautfarbe herleiten zu dürfen, die sie von den Kirgis-Kasaken unterscheidet. Die letzteren sind Bewohner des Flachlandes und breiten sich über die weiten Steppen zwischen der unteren Wolga und dem Aran-See aus. Sie zerfallen in drei „Horden": die große, mittlere und kleinere.

Die große hat die Sitze im Osten inne, der Wohnsitz der mittleren ist durch die turkestanische Stadt Taschkent bezeichnet, und die kleinere Horde hält sich nördlich davon auf. Aus letzterer hat sich im Jahr 1801 als weitere Abteilung die Bukejewsche Horde abgezweigt. Das Wort „Horde" ist aus der türkischen Bezeichnung „ordu" für Lager entstanden. Die Trennung in Horden hat übrigens heute, seitdem diese Kirgisen unter russische Herrschaft gekommen sind, nur noch ein historisches Interesse. Im Jahre 1734 begann die Unterjochung der Kirgis-Kasaken durch die Russen, aber mehr als 100 Jahre fortwährenden Krieges und beständiger Verfolgungen waren nötig, um diesen wilden Nomadenvölkern die Ueberzeugung beizubringen, daß eine mächtige, stetig zunehmende Gewalt ihre Macht auch über diese Steppengebiete auszudehnen im Begriff war, der sie schließlich ihre Unabhängkeit opfern mußten. Das Wort „Kirgis" stammt wohl von dem Wort „Kir", das eine Steppe bezeichnet, auf der zur Regenzeit Gras wächst, und dem Worte „Kies" (wandern), bedeutet also so viel wie Nomade. Eine ähnliche Bedeutung hat auch das Wort „Kaisak" oder „Kasak", zu deutsch Wanderer, von der alten Stammsilbe „Kas" (umherirren). In ihrer äußeren Erscheinung sind die Kirgisen stämmig. Das Gesicht ist rund, die Nasen sind flach und kurz, die Augen dunkel. Auch kommt bei ihnen die für alle Mongolen charakteristische Augenfalte vor.



Ein Turkmene

In Lebensweise, Sitten und Gebräuchen besteht, soweit die Kirgisen Nomaden sind, zwischen den erwähnten einzelnen Stämmen wenig Unterschied, so daß wir sie zusammen schildern können. Bemerkenswert ist nur bei den Kirgis-Kasaken, daß das Volk in zwei Klassen zerfällt, in Adelige und Gemeine. Die ersteren werden als „weiße Knochen" bezeichnet, im Gegensatz zum gemeinen Volk oder den „schwarzen Knochen". Unwillkürlich erinnern wir uns dabei der deutschen „blaublütigen Aristokratie".

Der Reichtum der Kirgisen besteht fast ausschließlich in ihren Herden, denen sie, wie von Schwarz hervorhebt, Nahrung, Kleidung und Wohnung, überhaupt alles, was sie zum Leben nötig haben, verdanken. Als Haustiere werden Kamele, Pferde, Schafe, Ziegen, Rinder, Esel, Hunde gehalten; das wichtigste von ihnen ist das Kamel, das sich oft durch riesigen Körperbau auszeichnet und bei einer Tragkraft von 7—8 Zentnern fast ausschließlich als Lasttier verwendet wird. Die Zahl der Kamele wird beträchtlich von der der Pferde übertroffen. Das Turkmenenpferd schlägt (wir folgen hierbei wiederum von Schwarz) an Schnelligkeit, Ausdauer und Genügsamkeit alle Pferderassen der Erde. Die größte Zahl aller Haustiere aber bilden die Schafe, von denen manche Besitzer über eine enorme Stückzahl verfügen. Alle Schafe gehören der Rasse der Fettschwanz- oder richtiger



Kara-Kirgisische Frau

Fettsteißschafe an, sind von hohem Wuchs, kräftig gebaut und bis zu 180 Pfund schwer. Der von den Kirgisen „Kurdjuk“ genannte Fettansatz am Hinterteil wiegt bis zu 40 Pfund. Dieser Viehreichtum zwingt die Kirgisen zu ihrem Nomadenleben. Die klimatischen Verhältnisse der turkestanischen Steppen und Wüsten erlauben es nicht, daß an einer und derselben Stelle das ganze Jahr hindurch Futter und Wasser zu finden ist. Darum haben die Kirgisen besondere Weideplätze für den Sommer und für den Winter, zwischen denen ihre Wanderungen in unwandelbarer Regelmäßigkeit stattfinden. Selbstverständlich werden im Winter die wärmsten Gegenden aufgesucht; die Kirgisen der Ebenen ziehen dann nach dem äußersten Süden ihres Verbreitungsgebietes, zu den Schilfniederungen der Flüsse und Seen am Syr-Darja. Die Berg-Kirgisen wandern für den Winter aus den Bergen in die benachbarten Ebenen. Selbst unter den günstigsten Verhältnissen ist der Winter für das Vieh der Nomaden eine Zeit der Hungersnot. Schneefall, Schneesturm und Glatteis sind die größten Feinde der Kirgisen. So fielen, um nur nach Schwarz ein Beispiel anzuführen, in dem schweren Winter 1879/80 in der Turkei-Provinz damals mehr als 90 % des gesamten Viehstandes, und man konnte ein Pferd für 2 Mark kaufen. Nach offiziellen russischen Berichten verendeten allein im Lauf der zweiten Hälfte des März 1897 in nur 9 Gemeinden eines Bezirks an Futtermangel 124341 Schafe, 27166 Ziegen, 16431 Pferde, 7634 Kamele, 8712 Kühe und 333 Esel. Kein Wunder, wenn der Winter eine Zeit der Sorge, aber auch für den wandergewohnten Nomaden eine Zeit trostloser Langeweile ist, und wenn der Aufbruch zur Wanderung im Frühjahr für den Kirgisen nach glücklich überstandenen Beschwerden und Entbehrungen des Winters den größten Festtag des Jahres bedeutet. Alle Wanderungen werden gemeinsam von einer Anzahl Familien unternommen, die eine Gemeinde, einen Aul, bilden. Jeder Aul hatt seine bestimmten Weideplätze.

Eng mit dem Nomadenleben hängen die Wohnungsverhältnisse zusammen. Das Haus des Nomaden ist das Zelt, und in den Turkdialekten ist das Wort dafür dasselbe wie für Haus. Den festen Körper des Zeltes bildet, wo Holz zu haben ist, ein Holzgerüst, das in mehrere Teile auseinander genommen werden kann. Das ganze Gerüst wird mit einem gewebten Band umgeben, das die Teile fest zusammenhält. Sodann werden mehrere abgepaßte, weiche Filzdecken von Fingerdicke über das Gerüst gebreitet und mit eignen an sie angenähten Bändern und Schnüren befestigt. Nur die Thüröffnung bleibt frei und wird nur durch eine eigne viereckige Filzdecke oder durch einen schweren Teppich verschlossen, der je nach Bedarf am oberen Ende des Thürrahmens zusammengerollt und rouleauxartig herabgelassen werden kann. Auch der Teil der Filzdecken, der über der Mitte der Dachkuppel zu liegen kommt, kann bequem zurückgeschlagen werden, um eine Oeffnung für den Rauch und für die Lüftung herzustellen. Bei großer Kälte wird eine zweite Lage von Filzdecken

aufgelegt. Im Sommer werden dagegen zur Herbeiführung eines angenehmen Luftzuges die Filzdecken ringsum etwa einen Fuß hoch vom Boden abgehoben, und ein Teil des Daches wird abgedeckt. So halten die Zelte, da Filz ein schlechter Wärmeleiter ist, im Winter sehr warm und bieten auch bei der größten Sommerhitze einen erträglichen Aufenthalt. Nicht selten werden auch im Sommer an den Seitenwänden die Filzdecken durch leichte Schilfwände ersetzt. So bilden diese Jurten genannten Zelte, die Schwarz für eine der praktischsten Erfindungen erklärt, die von Menschen jemals gemacht worden seien, im Sommer und Winter einen an Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit bei weitem die primitiven Wohnungen der Bevölkerung Turkestans übertreffenden Aufenthalt und machen den Widerwillen der Kirgisen, in Stein- oder Lehmhäusern zu wohnen, erklärlich. Auch bei diesen



Persische Derwische (Bettelmönche)

nomadisierenden Völkern macht sich in der Wohnung Luxus bemerkbar. Reiche und vornehme Kirgisen besitzen mitunter Jurten, deren Preis 1000 Mark beträgt. Sie sind mit weißem, statt mit einfachem schwarzen Filz gedeckt. In solchen Prunkjurten findet sich manchmal auch eine kostbare Ausstattung mit Teppichen oder Seidenstoffen, während sonst die Einrichtung der Kirgisen nur einfach ist. Tische, Stühle, Bettstellen fehlen. Als Kopfkissen dient ein Bündel Kleider, ein Sattel, bei den Reichen auch ein persisches Kopfpfühl. Der wichtigste Gegenstand ist stets ein großer gußeiserner Kessel, in dem gekocht wird. Hierzu kommen Kannen zum Waschen der Hände, Ledereimer zum Aufbewahren von Wasser und Milch, rotlackierte Holzschalen als Trinkgefäße. Glas, Porzellan oder irdene Geschirre würden bei dem ewigen Aus- und Einpacken nur unpraktisch sein und fehlen deshalb. Das Prunkstück einer jeden Jurte ist ein hölzerner, mit roter oder grüner Farbe bemalter Koffer, der zur Aufbewahrung des Geldes, der Schmucksachen u. dgl. m. dient. An den Wänden sind Sättel aufgestapelt und Kleider, Pelze, Gewehre, Säbel, Pferdegeschirr u. a. m. aufgehängt.



Tadschik aus Taschkent

Die Kleidung der Kirgisen nennt von Schwarz mehr nützlich und zweckmäßig als schön und elegant. Auch scheint sie nicht der Mode unterworfen zu sein. Das Hauptkleidungsstück der Männer sind kurze, aber ungeheuer weite Reithosen, Dschembaren, aus grobem Wollenstoff, gelbem Schafleder oder auch aus ungegerbten Kuh- und Pferdehäuten, deren Haare nach auswärts gewendet sind; sie werden mit einer eingezogenen Schnur um die Hüften festgebunden. Die Reitstiefel sind unförmlich und schwerfällig, Strümpfe kennt der Kirgise nicht, wie auch bei den Aermeren Hemden und Unterbeinkleider zu den Luxusartikeln gehören. Als Oberkleider werden entweder die bis auf die Kniee reichenden, dicht am Körper anliegenden, mit engen und überlangen Aermeln versehenen, im Winter mit Pelz gefütterten Röcke aus Wollen- oder Baumwollenstoff getragen, der Beschmet oder der schlafrockähnliche Dschapan. Sie werden durch einen Ledergürtel zusammengehalten, an dem Messer und kleine Ledertaschen aufgehängt sind. Im Winter vermehren wärmende Pelze die Kleidung, und man kann auch noch hie und da Kirgisen sehen, die von Kopf bis zu Fuß in ungegerbte Kuh- und Pferdehäute gekleidet sind. Als Kopfbedeckung findet sich entweder der Kalpak, eine mit Schaffell gefütterte Mütze mit aufgestülptem Rand, oder der Baschlik, der ebenfalls mit Schaffell gefüttert und ein außerordentlich praktisches Kleidungsstück in der strengen Kälte des Winters ist. Bei feierlichen Gelegenheiten tragen vornehme Kirgisen eine Art hoher Cylinderhüte aus dunkelrotem, goldgesticktem Sammet. Die Frauen tragen ein ähnliches Beinkleid wie die Männer, ein vorn tief ausgeschnittenes Hemd und auf dem Marsch oder im Winter schlafrockähnliche Oberkleider. Bei den Mädchen sind Ober- und Unterkleider aus buntfarbigen, gewöhnlich roten Stoffen hergestellt, und auf dem Kopf tragen sie ein Seidenkäppchen oder eine mit Blumen und bunten Federn, Münzen, Silberblechen und Perlen geschmückte Pelzmütze. Das Haar wird offen getragen oder in eine Anzahl frei herabfallender Zöpfe geflochten. Silberne Armbänder, Fingerringe, Ohrringe, Ohrgehänge, Silberplatten mit unechten und hie und da auch echten Steinen besetzt, sind beliebter Schmuck. Die verheiratete Frau muß auf diesen verzichten und unterscheidet sich zu gleicher Zeit von den Mädchen sehr unvorteilhaft durch die Kopfbedeckung, indem sie Kopf, Hals und Schultern mit einem weißen Baumwollentuch von riesigen Dimensionen umwickelt. Die Kinder gehen bis etwa zum zwölften Lebensjahre im Winter zu Hause und im Sommer überhaupt völlig nackt, was wohl zur körperlichen Abhärtung dienen soll, auf die bei der Kindererziehung die größte Sorgfalt verwendet wird.



Kirgise aus Taschkent

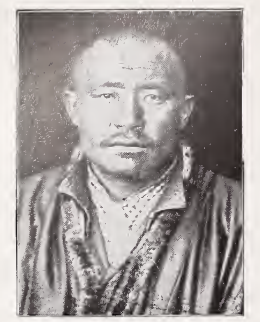


Kirgise aus dem Gebiet von Semirjetschensk

Bei den Knaben beschränkt sich die ganze Erziehung auf die Erlernung des Reitens, während die Mädchen Spinnen, Weben, Nähen, Sticken, Anfertigen von Kleidern und von Filz und alle die mannigfaltigen Verrichtungen der Hauswirtschaft erlernen müssen. Daß das Reiten bei einem Nomadenvolk von der allergrößten Wichtigkeit ist, ist selbstverständlich, und darum gehören die Kirgisen zu den gewandtesten und ausdauerndsten Reitern. Sporen sind bei



Persische Frauen niederen Standes



Ein Kara-Kirgise aus dem Gebiet von Semirjetschensk

ihnen nicht in Gebrauch; statt ihrer bedienen sie sich einer eignen Art Reitpeitsche, der Nagaika, die als unzertrennlicher Begleiter der russischen Kosaken auch außerhalb der Grenzen Turkestans eine gewisse Berühmtheit erlangt hat.

Auf den äußeren Menschen verwenden die nomadisierenden Kirgisen eine geringe Sorgfalt. „Daß sich eine Kirgise gewaschen hätte," schreibt von Schwarz, „habe ich nie zu beobachten Gelegenheit gehabt," fügt aber ehrlich hinzu, daß auch der Kulturmensch sich an diesen Zustand gewöhnen könne, und er selbst einmal sich auf dem Pamir in die Lage versetzt gesehen habe, nahezu sechs Wochen lang auf den Luxus des Waschens verzichten zu müssen, sich dabei aber ganz wohl befunden habe; ja, er kam sogar zur Ueberzeugung, daß das Unterlassen der täglichen Waschungen das beste Schutzmittel gegen Kälte und Erkältungen wäre. Das Rasieren der Kopf- und Körperhaare ist vom Koran geboten. Daß diese Lebensart der Gesundheit jedenfalls nicht schädlich ist, beweist die Redensart „gesund wie ein Kirgise" und das hohe Alter, das die Kirgisen oft erreichen. Außerordentlich entwickelt ist, ebenfalls eine natürliche Folge des Nomadenlebens, bei ihnen Gehör- und Gesichtssinn, worauf jedenfalls auch ihre ganz erstaunliche Orientierungsfähigkeit beruht.

Von der Nahrung der Kirgisen macht man sich gewöhnlich eine falsche Vorstellung, indem man unwillkürlich bei dem großen Reichtum an Herden Fleisch als Hauptnahrung voraussetzt. Dies ist aber thatsächlich nicht der Fall. Wie von Schwarz hervorhebt, betrachten die Kirgisen ihr Vieh als ihr Kapital, das sie nur im Notfall angreifen, während sie sich für gewöhnlich bloß von dessen Zinsen nähren. Ihre Hauptnahrung bildet nämlich Milch und zwar die Milch aller ihrer Haustiere. Als beste gilt die Pferdemilch, aus der die Kirgisen durch Gärung in Schaflederschläuchen ihren Kumys bereiten, der bei ihnen dieselbe Rolle spielt wie das Bier bei den Bayern. Im Moussieren, in der Erzeugung einer gewissen Trägheit und in der Beförderung der Fettbildung haben diese beiden Nationalgetränke eine gewisse Aehnlichkeit. Ja, von Schwarz behauptet sogar, es habe mit dem Kumys auch insofern dieselbe Bewandtnis wie mit dem bayrischen Bier, daß man ihn nur dann vollkommen zu würdigen im stande sei, wenn man von Jugend an daran gewöhnt ist. Außer Milch wird auch Thee genossen, aber zusammen mit Milch, Mehl, Salz und Schaffett im Kessel gekocht und dann so, wie er ist, d. h. samt den Blättern, als Suppe gegessen. Als stark alkoholhaltiges, schnellberauschendes Getränk ist der aus Hirse gebraute Busa bekannt. Die Butterbereitung ist den Kirgisen unbekannt; dagegen verstehen sie eine Art Quarkkäse herzustellen. Alle Nahrung aus dem Pflanzenreich spielt eine untergeordnete Rolle. Brot backen sie nicht, wohl aber eine Art Kuchen aus eingehandeltem Mehl. Größere Verwendung findet nur die Hirse, die zu Brei gekocht oder auch geröstet oder ganz roh gegessen wird. Gemüse fehlt ganz. Der Fleischgenuß ist, wie erwähnt, selten. Nur bei festlichen Gelegenheiten oder bei Bewirtung eines vornehmen Gastes werden Tiere geschlachtet, dann aber auch ein höchst ausgiebiges Mahl abgehalten. Bei mancher Hochzeitsfeier und bei manchem Leichenschmaus werden 30 Pferde und 150 Schafe auf einmal verzehrt. Als das beste Fleisch gilt den Kirgisen das Fleisch junger Fohlen, eine Geschmacksrichtung, die bekanntlich alle teilen, die das Fleisch junger, auf der Weide aufgewachsener Pferde zu versuchen Gelegenheit hatten. Es ist natürlich nicht zu vergleichen mit dem Fleisch unsrer abgetriebenen Stadtpferde, deren mühevolles Leben beim Pferdemetzger ein ruhmloses und verschwiegenes Ende findet.



Ein Usbeke aus dem Serafschan-Gebiete

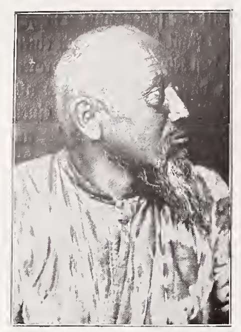
Häufiger als Pferde- wird Schaffleisch gegessen, und als größte Delikatesse gilt der sogenannte Tjustjuk, das etwa handgroße, nur aus Fett bestehende Bruststück eines Schafes, das samt der Wolle an einem Holzstab über Kohlenfeuer gebraten wird. Im übrigen wird das Fleisch von den Kirgisen nicht gebraten, sondern stets gesotten. Anläßlich dieser Beobachtung weist von Schwarz darauf hin, daß die alte Erzählung, die Hunnen hätten ihr Fleisch unter dem Sattel mürbe geritten, offenbar auf einem Irrtum beruht. Es bestehe noch heute bei den zentralasiatischen Reitervölkern die Gewohnheit, auf der Reise vor dem Auflegen des Sattels wundgerittenen Pferden möglichst dünne Schnitten rohen



Perserinnen in Straßenanzug

Fleisches auf die Wunde zu legen, und dieses Verfahren habe offenbar zur Verbreitung der erwähnten Fabel Veranlassung gegeben.

Das Los der Frau ist bei den Kirgisen kein besonders beneidenswertes. Ihr liegt alle Arbeit ob; während der Mann auf dem Marsche sich's auf dem Pferde bequem macht, müssen die Frauen zu Fuß gehen und die Kamele an den Halftern führen. Die Frauen werden gekauft, wobei der sogenannte Kalym, der Kaufpreis, aus Kamelen, Pferden und Schafen besteht. Eigentliche Trauungszeremonien giebt es nicht, wohl aber einen großen Hochzeitsschmaus, wobei die Braut einen charakteristischen Kopfputz, Saukele genannt, trägt. Schwarz beschreibt ihn als einen unförmlich hohen, mit Perlen, Münzen, Federn und Steinen geschmückten, kegelartigen Aufsatz aus rotem Tuch oder Sammet, der mitunter einen Wert von 4000—5000 Mark repräsentiert. Bei den mannigfachen, an eine Kirgisenfrau gestellten Anforderungen begnügen sich die Kirgisen, da ihnen das Institut weiblicher Dienstboten nicht bekannt ist, nicht mit einer Frau; auch gestattet ihnen ihre islamitische Religion Polygamie. Im übrigen freilich scheint der Islam mehr äußerlich in Uebung zu sein. Thatsächlich sind die


Ein Taranscha aus dem Kuldscha-Gebiet


Eine Usbeken-Frau aus dem Gebiet von Serasschan

religiösen Anschauungen der Kirgisen, soweit von solchen überhaupt die Rede sein kann, auch jetzt noch eher schamanistisch als mohammedanisch. Ihre Baksas genannten Zauberer gleichen völlig den Schamanen der Sibiriaken, die wir bei dieser Völkerschaft noch näher kennen lernen werden. Nicht übergehen wollen wir die köstliche Erzählung von Schwarz, nach der die Kirgis-Kaisaken von russischen Behörden gewissermaßen aus Versehen zum Islam bekehrt worden sind. Man ging von der Ansicht aus, daß alle Zentralasiaten Mohammedaner seien, ließ daher in allen offiziellen Schreiben Allah eine große Rolle spielen, baute ihnen sogar Moscheen und sandte ihnen Mullas, islamitische Priester, zu. „Dank dieser gutgemeinten Bemühungen der Russen wurden die Kirgis-Kaisaken schließlich dahin gebracht, daß sie sich selbst als Mohammedaner betrachteten; hätten die Russen die auf die Mohammedanisierung der Kirgis-Kaisaken, die in Wirklichkeit Schamanisten waren, verwendete Mühe auf deren Bekehrung zum Christentum verwendet, so wären die Kirgisen gegenwärtig ebenso gute Christen, wie sie Mohammedaner sind."

Stammverwandt mit den Kirgisen sind die Usbek, deren Namen wir vorhin genannt haben. Soweit sie ein Nomadenleben führen und damit ihrer ursprünglichen Lebensweise treu geblieben sind, unterscheiden sie sich kaum von den Kirgisen, sowohl im Aussehen als auch in ihren Gewohnheiten. Nur wohnen sie im Winter in festen Dörfern aus Lehmhütten; allein diese dienen nicht als Wohnungen für die Menschen, sondern als Vorratshäuser und Ställe für das Vieh, während die Menschen in den uns bekannten Jurten hausen. Bevor sie sich im Frühjahr mit ihren Herden auf die Wanderschaft in die Berge begeben, bestellen sie ihre Felder, die rings um die Dörfer herumliegen. Die Tracht dieser nomadischen Usbeken unterscheidet sich von der der Kirgisen nur bei den Frauen, indem diese verschleiert gehen, ein Brauch, den sie nach von Schwarz von der ansässigen Bevölkerung angenommen haben mögen, unter der sie im Winter leben. Es ist aber nur ein verschwindend kleiner Teil der Usbeken, der heute noch nomadisiert; der größere Teil ist seßhaft geworden. Das mögen wohl in erster Linie die äußeren Verhältnisse der neuen Heimat verursacht haben. Besonders waren es die Gebiete Chiwa, Buchara, das Serafschanthal und das obere Syr-Darja-Gebiet, die von den Usbeken occupiert wurden, und alle diese Ländereien sind zum Nomadisieren nicht geeignet, da sie aus ganz unfruchtbaren Sandwüsten bestehen, in die Kulturoasen eingestreut sind. Die ältesten Bewohner dieser Gebiete sind die Tadschiken, ein iranischer Stamm. Obwohl sie in ihrer Sprache wie in


Taranscha-Frau aus dem Kuldscha-Gebiet


Eine Tadschik-Frau aus Taschkent

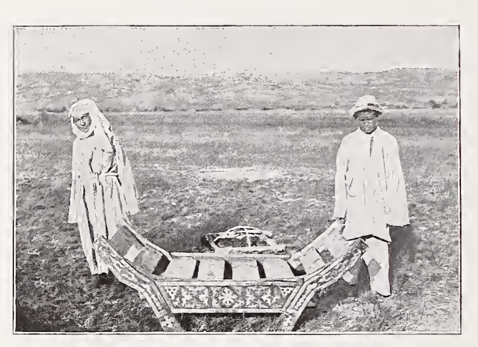
ihrer äußeren Erscheinung auf diese Abstammung hinweisen, so unterscheiden sie sich doch etwas von den neuerdings eingewanderten stammverwandten Persern. Sie werden als groß und mit regelmäßigen und angenehmen Gesichtszügen, schwarzem Haar und schwarzen Augen beschrieben; die Männer tragen große Bärte und suchen augenscheinlich durch ihr persönliches Auftreten zu imponieren. Ihre moralischen Eigenschaften entsprechen leider nicht ihrer äußeren Erscheinung. Obwohl sie einen Ruf als unternehmende und geschickte Händler haben, so gelten sie doch auch als geizig, betrügerisch und treulos. Die Tadschiken wurden von dem turk-tatarischen Stamm der Usbeken unterworfen, der zum erstenmal in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in der Geschichte auftritt. In ihrem Aeußeren sowohl wie in ihrem Charakter unterscheiden sich die Usbeken von den Tadschiken; sie sind größer und schlanker, der Bartwuchs ist spärlicher, entsprechend ihrer Zugehörigkeit zu der mongolischen Rasse, die Gesichtszüge sind markanter. Sie sind tüchtige Soldaten, lieben Sport, besonders Pferderennen, kultivieren aber auch Musik und Dichtkunst. Mischehen zwischen den beiden Völkerschaften finden im ganzen selten statt, obwohl der gegenwärtige Emir von Buchara selbst einer Mischehe entstammt.



Frauen aus Turkestan

sind, obwohl noch unabhängig dem Namen nach, schon so dem russischen Einfluß verfallen, daß ihre Einverleibung in das große russisch-zentralasiatische Reich nur eine Frage der Zeit ist. Besonders nachdem Rußland nach dem Feldzug von 1866/68 das altberühmte Samarkand von Buchara genommen hat, und seitdem die transkaspische Eisenbahn mitten durch das Land und nach der Hauptstadt Buchara selbst führt, ist Buchara von Rußland ganz umklammert, und beinahe noch mehr gilt dies von Chiwa.

Obwohl nur etwa der hundertste Teil von Buchara, das bei einer Länge von etwa 1000 Kilometern eine Breite von 200 hat, als Kulturland gerechnet werden kann, ist doch der Ackerbau und der darauf sich stützende Handel ganz bedeutend. Neben dem Handel mit getrockneten Früchten spielt besonders die Ausfuhr der neuerdings mit großem Erfolg angebauten Baumwolle eine bedeutende Rolle, und ebenso wichtig ist die Seidenraupenzucht, an die sich seit einiger Zeit eine nicht unbedeutende Industrie anzuschließen beginnt.


Ein kirgisisches Bett

Aehnlich liegen die Verhältnisse in Chiwa; nur kann dieses lange nicht die Bedeutung Bucharas beanspruchen.

Als drittes bedeutendes Volk des großen, als Turktataren oder Turkvölker bezeichneten Astes der mongolischen Rasse haben wir die Turkmenen genannt. Ihr Wohngebiet haben wir südwestlich von Chiwa und Buchara zu suchen, in der nach ihnen genannten Turkmenenwüste, die den südlichen Teil von Turan einnimmt und sich zwischen den persischen Randgebirgen, dem Amu-Darjafluß und dem Kaspischen Meer erstreckt. Es ist ein trostloses Gebiet, der Schrecken der Reisenden seit alten Zeiten. Sandwüsten und Salzsteppen wechseln miteinander ab. Wohl überziehen sich letztere im Frühjahr mit einem bunten Blumenteppich, namentlich von Tulpengewächsen, und Kraut- und Doldengewächse folgen den Frühlingsboten, allein bald verschwindet jede Vegetation unter der zunehmenden Sonnenglut, die Wasserlachen trocknen aus, und der Boden klafft in breiten Rissen. In einem Bogen gegen den Rand des iranischen Gebirges zu liegt eine Reihe von Oasen, die ihre Existenz den von den Bergen kommenden, bald aber im Wüstensand versickernden Flüssen verdanken. Sie bilden zugleich die Stationen der transkaspischen Bahn, die die Wüste seit einigen Jahren durchzieht und ihr viel von ihren Schrecken genommen hat. Freilich war es nicht allein oder nicht einmal in erster Linie das Bestreben, diese Länder der Kultur zu erschließen, sondern strategische Gründe ließen Rußland diese Bahn bauen. Die Absicht, im Vorrücken gegen Afghanistan festen Fuß zu fassen, verwandelte diese Oasen in militärisch wichtige Stützpunkte der russischen Macht.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die äußere Erscheinung der Bewohner dieses Landes! Sie werden als große, imposante Erscheinungen mit braunen Gesichtern geschildert; ihre Kleidung

ist ähnlich der der Kirgisen und Usbeken und besteht aus langen Röcken, Beinkleidern und großen Stiefeln. Was sie von jenen unterscheidet, sind speziell die großen Fellmützen aus langhaarigen schwarzen, weißen oder braunen Schaffellen, die das wild um den Kopf hängende Haar nur zum Teil bedecken. Manches haben sie auch von ihren Nachbarn, den Persern, übernommen. Die Frauen kleiden sich teils wie die Kirgisinnen, teils wie die ansässigen Sarten, je nachdem sie ein nomadisierendes oder seßhaftes Leben führen. Wie die Kirgisinnen gehen auch die Frauen der Turkmenen unverschleiert.



Turkmenische Frauen und Kinder

Ihre Wohnungen sind Jurten, wie wir sie auch schon bei den Kirgisen kennen gelernt haben, und diese Form behalten sie bei, selbst wenn das Material, Filz und Holz, zum Bau nicht zur Verfügung steht. So fand von Schwarz am mittleren Amu-Darja Turkmenenwohnungen, die aus Schilf gebaut waren und im Winter zur Abhaltung der Unbilden der Witterung mit Lehm beworfen wurden, trotzdem aber ganz die Form und Größe der gewöhnlichen Kirgisenjurten hatten.

Auch das nomadisierende Leben der Turkmenen war, wenigstens bis vor kurzem, ganz ähnlich dem der Kirgisen, wie auch die Haustiere, Pferde, Kamele, Esel, Rinder, Schafe und Ziegen, bei beiden Völkern die nämlichen sind. Allein die Turkmenen sind weit ärmer als die Kirgisen, da die

Unwirtlichkeit ihres Landes ihnen verbietet, größere Herden zu halten. Ein einziger Kirgis-Kaisake besitzt nach von Schwarz oft mehr Vieh als ein ganzes Turkmenengeschlecht. Das wertvollste Besitztum ist dem Turkmenen sein Pferd; es wächst in der Jurte zusammen mit der Familie auf, und so erklärt sich auch seine große Anhänglichkeit und Intelligenz. Sein Pferd geht dem Bewohner der Turkmenensteppe über alles, und auf dem Marsch bekommt es die gleiche Nahrung, die sein Herr zu sich nimmt, nämlich Klöße aus Mehl und Schaffett. Zu Hause bilden Gerste und Luzerne, Milch und Brot seine Nahrung. Es ist selbstverständlich, daß die Turkmenen unter diesen Verhältnissen nicht in dem großartigen Maßstab Pferdebesitzer sind wie die Kirgisen; statt großer Herden ziehen sie nur wenige Pferde auf, ähnlich wie die Araber.

Das Pferd spielt im Leben der Turkmenen eine ganz besonders wichtige Rolle; denn sie sind ein Reitervolk, wie kaum ein zweites auf Erden. Wenn sie im Aeußeren so viel Aehnlichkeit mit den Kirgisen bieten, daß wir sie fast mit diesen zusammen hätten behandeln können, so erfordert doch ihre Lebensweise noch eine spezielle Charakteristik. Kaum ein Volk hat sich bis in die neueste Zeit hinein durch seine Raubzüge so gefürchtet gemacht wie die Turkmenen. „Zu Pferde kennt der Turkmene weder Vater noch Mutter," lautet ein Sprichwort, und unbegrenzt ist seine Raubsucht, die Hand in Hand mit einer wütenden Grausamkeit geht, die Menschenschlächtereien als ein Vergnügen erscheinen läßt. Von den Turkmenen kann man in des Wortes wirklichster Bedeutung sagen, daß sie bis zu den Zähnen bewaffnet in den Kampf ziehen. In der Linken eine lange Luntenflinte, in der Rechten einen Karabiner oder eine Pistole und zwischen den Zähnen den Säbel haltend, so sprengen sie mit Windeseile heran und suchen den Feind zu überreiten. So waren die Turkmenen von jeher der Schrecken der benachbarten Völker; die „Alamane" oder Plünderungszüge waren die Haupterwerbsquelle dieser wilden Reiterscharen. Dabei war es nicht, wie etwa bei ähnlichen Zügen der Kirgisen, auf den Raub von Vieh abgesehen, sondern Menschen waren die gesuchte Kriegsbeute. Teils dienten die Gefangenen den Turkmenen selbst als Sklaven, teils versorgten sie alle Sklavenmärkte Turkestans. Nach Angaben von von Schwarz wurde im Laufe des 18. Jahrhunderts allein aus Persien eine Million Menschen durch die Turkmenen als Sklaven weggeführt, und überall in Persien waren auf den Feldern Türme errichtet, um bei plötzlichen Ueberfällen der Bevölkerung zum Schutz zu dienen; ebenso waren die Russen, besonders die russischen Fischer auf dem Kaspischen Meer, den Ueberfällen der turkmenischen Räuberscharen ausgesetzt. Als Nadir, Schah von Persien, im Jahre 1740 Chiwa einnahm, wurden von ihm in der Stadt Chiwa allein 4000 russische Sklaven befreit, die durch die Turkmenen dorthin verkauft worden waren. Nur die Mohammedaner und die Juden wurden auf diesen Sklavenjagden verschont. Da die Turkmenen selbst Mohammedaner sind, verbot ihnen ihre Religion, ihre Glaubensgenossen zu Sklaven zu machen; zwar sind auch die Perser Bekenner des Islam, allein sie gehören der Sekte der Schiiten an, während die Turkmenen Sunniten sind. Die Juden aber gelten bei allen zentralasiatischen Völkern als unrein, so daß sie



Dunganen mit einem Fuhrwerk



Turkmenenfrauen, einen Teppich reinigend



Dunganen-Frau aus dem Kuldscha-Gebiet

weder als eigne Sklaven noch als Handelsware Verwendung finden konnten.

Die ewigen Kriegszüge richteten sich übrigens nicht allein gegen andre Völkerschaften, sondern auch unter sich lagen die Turkmenen immer in Fehde. Eine grenzenlose, durch nichts zu bändigende Freiheitsliebe hinderte die Bildung größerer politischer Verbände unter diesen Nomadenvölkern der Steppe. „Der echte Turkmene bedarf weder des Schattens der Bäume noch des Schutzes der Gewalt", ist einer ihrer Lieblingssprüche. Nur dem Recht des Stärkeren fügen sie sich, und allein Anerkennung findet das „Deb", das Gewohnheitsrecht, das uralte Herkommen.

Aber auch über die Turkmenen kam ein Stärkerer; auch in die Wüsteneien der Turkmenensteppe drang das gewaltige Rußland vor. Nicht leicht wurde ihm der Weg gemacht. Glühende Freiheitsliebe und zügellose Tapferkeit machten aus den Turkmenen einen nicht gering zu schätzenden Gegner. Hinter Ringmauern, die mit Schießscharten versehen waren und in deren Schutz die Jurten aufgeschlagen waren, leisteten die wilden Söhne der Steppe einen verzweifelten Widerstand, und erst als General Skobelew 1881 ihren wichtigsten Stützpunkt, Goek-Tepe, unter furchtbarem Blutvergießen mit stürmender Hand genommen hatte, war die Macht der Turkmenen gebrochen.

Wenige Stämme der Turkvölker, sagt Sievers, sind durch das Eingreifen Rußlands so sehr und so plötzlich in ihrer Lebensweise verändert worden wie die Turkmenen; denn vor 1880 fast überwiegend nomadisch, sind sie nun auf dem Weg, ein Volk von Ackerbauern zu werden.

Freilich wird es, wie von Schwarz meint, eine schwierige Frage sein, wie die Turkmenen in ihrem unwirtlichen Land nach dem Versiegen ihrer Haupterwerbsquelle, des Gewinns durch den Menschenraub, auf die Dauer zurechtkommen sollen. Die Oasen, deren wir gedacht haben, sind keineswegs sehr üppig; zwar wird Getreide, Obst und Wein kultiviert, auch Weideland ist vorhanden, aber selbst der Baumwuchs geht kaum über die Flußufer hinaus. Die Oasen sind keine geschlossenen Kulturgebiete, sondern vielfach noch von sandigen und unbebauten Gebieten durchsetzt; um den Ackerbau zu heben und dadurch die Turkmenen seßhafter zu machen, bemüht sich die Regierung, Berieselungskanäle anzulegen. Die meisten Flüsse versiegen, obwohl sie zum Teil in kräftigem Strom aus dem Gebirg heraustreten, schon bald im Sande; nur der Murghab dringt weiter in die Wüste vor und hat dadurch zur Gründung von Merw Veranlassung gegeben, das, schon im Altertum als Antiochia-Margiana bekannt, lange Zeit ein wichtiger Durchgangspunkt für die zentralasiatischen Seidenkarawanen und später im arabischen Zeitalter ein Mittelpunkt der Kultur und Wissenschaft des Islam war. Als Kreuzungspunkt der Handelsstraßen von Persien nach Buchara und von Buchara nach Indien ist Merw eine wichtige Stadt und hebt sich zusehends, seit die transkaspische Bahn nach der alten Siedelung führt.

Ehe wir die Turkmenen verlassen, dürfen wir nicht verschweigen, daß den geschilderten, nichts

weniger als angenehmen Charaktereigenschaften nach der Ansicht vieler Reisender auch sympathische Züge gegenüberstehen. Die Frau scheint wenigstens nach der Ansicht mancher eine geachtetere, freiere Stellung einzunehmen, als es sonst bei den nomadisierenden Mongolenstämmen der Fall ist. Die Kinder werden zärtlich geliebt, oft sogar verhätschelt. Besonders hervorzuheben aber ist die Unverbrüchlichkeit des verpfändeten Wortes, wie sie z. B. den Persern, wie wir sahen, nicht nachzurühmen ist, wie wir sie aber auch bei den Kirgisen nicht finden. Geradezu großartig ist die



Dunganen-Familie aus dem Kuldscha-Gebiet

Gastfreundschaft dieser wilden Krieger. „Der Turkmene," schreibt von Schwarz, „opfert nicht nur für seinen Gast, und sollte dieser selbst ein verachteter Perser sein, wenn nötig sein letztes Schaf und sein letztes Stück Brot, sondern verteidigt ihn auch im Notfalle selbst gegen seine eignen Stammesgenossen mit Einsetzung seines Lebens."

Wir haben im vorhergehenden nur der Hauptstämme der nomadisierenden Bewohner des Gebietes von Turkestan gedacht. Um eine Vollständigkeit zu erreichen, müßten wir noch manche kleine Gruppe aufzählen; doch wollen wir wenigstens noch die Zigeuner erwähnen. Sie ziehen, wie bei uns, von einer Niederlassung zur andern und schlagen hier eigne Lager auf, die aber nicht aus Jurten, sondern aus weißen Leinwandzelten bestehen. In ihrer Kleidung und in ihrem ganzen Aeußern unterscheiden sie sich nicht viel von den nomadisierenden Usbeken. Ihre Lebensweise ist

die gleiche wie die ihrer Stammesgenossen in Europa; die Männer treiben allerlei Handarbeiten, verfertigen Drahtgitter, Schüsseln, Schaufeln, auch die feinen Roßhaarnetze, mit denen sich die Frauen der Usbeken und andrer Stämme verschleiern, beschäftigen sich mit Pferdehandel, Wunderkuren, zeigen dressierte Tiere, während die Frauen sich mit Betteln und Wahrsagen durchschlagen, wobei sie es mit dem Begriff von Mein und Dein nicht sehr genau nehmen.

Den nomadisierenden Völkern Turkestans stehen die seßhaften gegenüber. Auch unter ihnen findet sich eine ganze Reihe verschiedener Typen. Der ansässigen Usbeken haben wir schon gedacht; außer ihnen wäre noch wenigstens dem Namen nach eine Reihe andrer zu erwähnen. Die Galtschas bilden die ansässige Bevölkerung der schwer zugänglichen Gebirgsländer im Quellgebiet des Amu-Darja, Tarim und Serafschan; in Sprache und Volkstypus sind sie als die einzigen unvermischten Nachkommen der indogermanischen Urbewohner Turkestans zu betrachten. Der Tadschiken, eines iranischen Stammes und seines Vorkommens in Turkestan, haben wir schon bei der Schilderung der Bewohner Persiens gedacht. Die Tarantschis oder „Ackerbauer" sind Nachkommen von Kolonisten, die im 18. Jahrhundert von der chinesischen Regierung aus Kaschgarien nach dem Ilithal versetzt worden waren. Das Gleiche gilt von den Dunganen. Dazwischen finden sich Vertreter der benachbarten Nationen, Perser, Afghanen, Chinesen, von Rußland eingewanderte Tataren, Juden, entweder einheimisch oder aus Polen zugewanderte, Inder, die sich unter der Maske von Kaufleuten in Turkestan aufhalten, in Wirklichkeit aber als gefährliche Wucherer eine wahre Geißel sind. Zu diesem bunten Gemisch asiatischer Völkerschaften kommen dann noch als Vertreter der herrschenden Nation im Land die Russen, die die Militär- und Beamtenstellen inne haben. Zu ihnen gehören auch viele Deutsch-Russen.



Said Abdul Achad Chan, ein früherer Emir von Buchara

Bei dieser aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzten ansässigen Bevölkerung ist die Lebensweise die gleiche, und diese Gleichheit erstreckt sich auch auf die Anlage der Städte und Dörfer. „Ueberall," schreibt von Schwarz, „treffen wir dieselben Stadt- und Gartenmauern aus Lehm, dieselben fensterlosen Häuser mit flachen Lehmdächern, wie sie schon die Ur-Indogermanen gebaut haben; dieselben engen und schmutzigen Straßen und dieselben Teiche und vielfach verzweigten Bewässerungskanäle." Alle Städte sind oder waren wenigstens bis zur Einnahme durch die Russen mit einer großen Mauer umgeben und hatten auch ihre eigne, von einer Extramauer umgebene Urda oder Citadelle.

Der bedeutendste Platz der Stadt, auf dem sich das öffentliche Leben abspielt, ist wie in jeder orientalischen Stadt der Bazar. Der Bazar ist die eigentliche Heimat des männlichen Stadtbewohners. In Taschkent enthält der Bazar an 4000 Verkaufsläden und Werkstätten. Händler und Handwerker sitzen bei ihren Verrichtungen auf dem mit Schilfmatten oder Filz bedeckten Boden mit untergeschlagenen Beinen, entweder innerhalb der Buden oder auf dem an den Läden hinführenden Fußweg. Auch die Käufer nehmen neben dem Verkäufer auf dem Boden Platz oder machen ihre Einkäufe

vom Pferde aus. Die Wohnungen sind sehr primitiv eingerichtet; Fenster giebt es nur in den Häusern der Reichen, Zimmermöbel finden sich entweder gar nicht oder nur in sehr geringer Zahl. Auch ein großer Teil der Reichen hockt wie alle Aermeren einfach auf dem Boden, wobei eine Filzdecke als Unterlage dient. Ein wichtiges Möbel ist das Kohlenbecken, das wenigstens die grimmigste Kälte abwehrt. Es ist ein auf vier Füßen ruhendes Gefäß, das mit glühenden Kohlen gefüllt wird. In vielen Häusern freilich fehlt auch dieser Schutz; strenge Fröste fordern daher große Opfer unter den ärmeren Klassen.

Die Tracht der ansässigen Bevölkerung zeichnet sich durch große Bequemlichkeit aus. Als Oberkleider werden die uns schon bekannten schlafrockähnlichen Chalate getragen, die je nach den Mitteln oder der Stellung des Trägers von sehr verschiedenem Wert und oft von großer Kostbarkeit und



Turkmenischer Ackerbauer

Schönheit sind. Die Gürtel, mit denen der Chalat zusammengehalten wird, sind oft mit Schnallen von massivem Silber versehen. Am Gürtel werden auch kleine lederne oder seidene, silbergestickte Täschchen zur Aufbewahrung aller möglichen Gegenstände getragen. Besondere Sorgfalt wird auch auf die Kopfbedeckung verwandt, schon deswegen, weil die Männer nach den Satzungen der Religion den Kopf rasiert tragen müssen. Die kleinen runden im Gebrauch befindlichen Mützchen ähneln in der Form unsern Hauskäppchen. Die Kleidung der Frauen unterscheidet sich nicht wesentlich von der der Männer. Als Stoffe zu den Chalaten werden gern Atlas und Seide gewählt. Auf der Straße werden stets die sogenannten Parandscha getragen: große Mäntel aus Seide oder Halbseide, die stets graublau und schwarz gestreift sind. Sie werden über den Kopf gelegt, so daß sie die ganze Gestalt einhüllen; zugleich verbirgt ein dichter Schleier das Gesicht völlig. Der Schmuck der Frauen besteht durchweg aus reinsilbernen Gegenständen und zwar aus Armbändern, Fußringen, Finger- und Nasenringen, Ohrgehängen, Halsketten und verschiedenen Zopfanhängseln. Letztere spielen eine hervorragende Rolle.

Ehe wir von den großen Steppengebieten Turkmeniens und des Syr-Darja weiter nördlich und

östlich in den gewaltigen, als Sibirien zusammengefaßten Komplex des asiatischen Rußland vordringen, wollen wir im Geist noch den Gebirgen entlang wandern, die die Mongolei von Sibirien scheiden, vom Tien-shan, dem Himmelsgebirg der Chinesen, bis zum Baikalsee. Wir wollen uns nicht aufhalten, um diesen großen Gebirgszug in seinen verschiedenen, durch besondere Namen gekennzeichneten Abteilungen, in seinen nördlichen und südlichen Ausläufern näher kennen zu lernen, sondern nur noch einiger Völkerschaften gedenken, deren Namen mehr oder weniger bekannt sind.

Wie bei den zuletzt geschilderten Asiaten haben wir es natürlich stets mit Mongolen zu thun, bald mit Angehörigen des als echte Mongolen bezeichneten Zweiges, bald mit Turkvölkern. Das Gebirge war für die unruhigen Nomaden kein Grenzwall; in unaufhörlichem Vordrängen und Zurückweichen, einem unablässigen Hin- und Herwogen der einzelnen Stämme finden wir die einzelnen Völker bald nördlich, bald südlich dieses Gebirges.



Teppichhändler aus Kurdistan

Oestlich von Kuldscha, in der Dsungarei, treffen wir auf zwei Völker, die Kalmücken und die Dunganen. Die Kalmücken zählen zu den Mongolen und verleugnen weder im Aeußern noch in ihrer Lebensweise ihren Stammescharakter. Ihre Ausbreitung war früher bedeutend größer als heute; denn im 17. Jahrhundert streiften sie auf den westasiatischen Steppen bis zum Irtisch. Allein hier kamen sie mit den Russen in Konflikt, die ihnen mehrere verhängnisvolle Niederlagen beibrachten. Immer wieder brachen sie trotzdem aus der Dsungarei hervor, aber zugleich machten sie sich auch den Chinesen mißliebig, in deren Gebiet sie ihr unruhiger Nomadentrieb ebenfalls hineindrängte. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts verübten, wie wir bei Sievers lesen, die Chinesen eine ungeheure Metzelei unter den Kalmücken, die 600000 von ihnen das Leben gekostet haben soll, und von da verschwindet das dsungarisch-kalmückische Reich aus der bewegten Geschichte Zentralasiens. Heute wird die Zahl der Kalmücken nur noch auf etwa 20000 geschätzt. Im ganzen gelten sie als gutmütig, offen und ehrlich, können aber unter Umständen auch sehr jähzornig sein. Sie sind als echte Mongolen ganz vorzügliche Reiter und ebenso gute Viehzüchter; auf den großen Stutereien der Kalmücken, besonders um Wernoje und am Issykkul, aber auch in der eigentlichen Dsungarei wächst ein prächtiges Pferdematerial heran, und den Markt von Tiflis versorgen sie mit Kamelen.

Entsprechend ihrer Zugehörigkeit zum Zweig der echten Mongolen sind die Kalmücken Buddhisten. Fraser, den eine politische Mission mit den Kalmücken näher bekannt machte, erzählt von jährlichen Festlichkeiten mit eigenartigen, nicht gerade sympathischen Gebräuchen. Es werden hierbei die Gebeine der verstorbenen Lamas, die aus allen Gegenden zusammengebracht werden, in einem mächtigen Gefäß gekocht. Nicht selten wird bei dieser Gelegenheit von bejahrten Lamas Selbstmord verübt, indem sie in die kochende Flüssigkeit springen. Am Schluß der Festlichkeit wird die Flüssigkeit unter die anwesenden Lamas verteilt, die damit ihre am Gürtel aufgehängten kupfernen Gefäße füllen. In ihre Heimat zurückgekehrt, wird auch den zu Hause zurückgebliebenen Lamas von dieser heiligen

Flüssigkeit abgegeben. Wenn ein Lama ißt, taucht er zuerst ein hölzernes Stäbchen in sein kleines Kupfergefäß und streicht mit ihm über die Zunge. In Kuldscha haben die Kalmücken ihre buddhistischen Klöster und Betsäle, aber auch die kleineren Ansiedelungen, in denen sie in Abteilungen von etwa 200 Zelten zusammenwohnen, stehen unter einem weltlichen und einem geistlichen Oberhaupt, und Buddhabilder schmücken ihre Zelte.

Die Kalmücken bilden den nordwestlichsten Vorposten der echten Mongolen. Sie bewahren ihre Rasse, ihre Sprache und Traditionen, da sie sich von der Vermischung mit den von ihnen glühend gehaßten Dunganen fernhalten, die gleich ihnen die Dsungarei bewohnen. Wie die Kalmücken die am weitesten von Südosten her vorgedrungenen Mongolen sind, so bilden die Dunganen den von Westen her am meisten nach Osten vorgeschobenen Posten der westlich sitzenden Turkvölker. Sie galten einst als kräftig und energisch, aber auch ihre Zeit ist vorbei. Ratzel bezeichnet sie als die Hefe in dem dortigen Völkergemisch. Als ein Turkvolk bekennen sie sich zum Islam. Ihre geschichtliche Rolle spielten sie, als mit Beginn der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in China ein muselmännischer Aufstand ausbrach, der auch nach der Dsungarei übergriff. In Verbindung mit den Tarantschen, einem Volk zweifelhafter Abstammung, vertrieben sie unter ungeheuerm Blutvergießen die Mongolen aus der Dsungarei. Aber bald trat Uneinigkeit unter den Verbündeten ein. Von den Tarantschen wurden im Bezirk Kuldscha die Dunganen niedergemetzelt. „Aufs neue," schreibt Obrutschew, der Verfasser eines trefflichen Buches „Aus China", „loderten die Flammen empor, das Blut strömte von neuem, und über Trümmern und auf blutgetränktem Boden erstand unter der Hand der Stärkeren ein neues Reich im Gebiete des Flusses Ili." Aber auch dieses war nicht von langer Dauer. Ein Stärkerer kam über den Starken: 1871 rückten die Russen in dem Ilithal vor und nahmen Kuldscha ein.

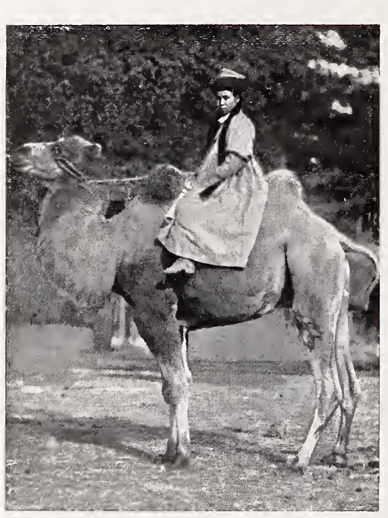


Bettler bei den Duranai

Auf der Südseite des Tien-shan, nicht weit von den Stammesgenossen der Dunganen, sitzt ein andrer Zweig der Turkstämme, nach der von ihm seit alters bewohnten Stadt Kaschgar Kaschgarier genannt. Sie sind nicht bloß Nomaden, sondern zum großen Teil auch ansässige

Ackerbauern, und es ist anzunehmen, daß sie die unmittelbaren Nachfolger der Arier gewesen sind. Mit Kaschgar ist in trauriger Weise das Andenken des kühnen deutschen Forschungsreisenden Adolf Schlagintweit verknüpft, der 1857 hier seinen Tod fand. Eine Steinpyramide erinnert an die Stätte, wo der verdiente Reisende enthauptet wurde.

Wenden wir uns weiter ostwärts, so treffen wir am Altai auf die Altaier oder Bergkalmücken. Sie sind ein Reitervolk, das in vielem Aehnlichkeit mit den Kirgisen hat. Ihre Wohnungen sind ebenfalls Jurten aus Filz, wie wir sie schon kennen lernten, seltener hausen sie in Hütten, die aus Balken gezimmert und mit Baumrinde belegt sind. Ihre Kleidung ist ähnlich der kirgisischen: Chalat, Gürtel und hohe Stiefel, das Oberkleid der Frauen eine ärmellose Jacke mit langem Schoß. Als Kopfbedeckung dienen dreieckige, hinten spitz zulaufende schwarze Lammfellmützen; das Haar wird kahl geschoren. Zu den übrigen Requisiten der oft nur sehr spärlichen Kleidung gehören Messer, Tabaksbeutel und Pfeife. Aehnlich wie bei den Kirgisen ist das Mobiliar beschränkt. Kessel, Dreifuß, ein Paar Holzschuhe und einige Säcke aus grober Leinwand bilden gewöhnlich das einzige Mobiliar. Die Altaier züchten Pferde von vorzüglicher Rasse, Schafe und Ziegen und betreiben außerdem Jagd und Fischfang. Sie zählen auch zu den Turktataren und werden häufig kurzweg als tatarischer Stamm bezeichnet. Unter dieser Benennung geht eine ganze Reihe weiterer Stämme, die sich teils am Rande des Gebirges, teils in den Steppen herumtreiben. Sie sind meist nicht mehr rein, sondern mit Russen, mit finnischen Stämmen oder mit echten Mongolen gemischt. Es sei hier erwähnt, daß der Name „Tataren“ zum erstenmal im Anfang des 13. Jahrhunderts auftaucht, als im Jahr 1224 zur Zeit Tschingis-Chans, des gewaltigsten Eroberers aller Zeiten, Horden eines fremdartigen heidnischen Volkes zuerst die Wolga überschritten, in das heutige Südrußland einen Einfall machten und die vereinigten Heere verschiedener, damals noch unabhängiger halbbarbarischer russischer Fürsten vollkommen vernichteten. Die Eroberer blieben in diesen Sitzen und beherrschten zwei Jahrhunderte lang das heutige Rußland, das damals nur ein aus vielen unabhängigen Fürstentümern bestehendes Reich bildete. Dadurch bürgerte sich allmählich der Name der Tataren ein. Abermals weiter nach Osten hin treffen wir an den Ufern des Baikalsees einen echten Mongolenstamm. Zu beiden Seiten der Südhälfte dieses großen Binnengewässers, das mit einer Länge von 640 Kilometern und einer Mindestbreite von 40 Kilometern der größte Gebirgssee der Erde ist und in seiner großartigen gebirgigen Umgebung eine Fülle landschaftlicher Schönheiten bietet, haben die Buräten oder Burjäten das Hügelland in Besitz genommen, das früher wahrscheinlich die Jakuten innegehabt hatten. Die Buräten bewahren in hohem Grad in ihrem Aussehen wie in ihren Sitten den Charakter der Kernvölker der Mongolen. Sie haben große Schädel, viereckige Gesichter, niedrige, flache Stirn; die Backenknochen stehen weit vor, die Nase ist flach, das Auge ist das typische mongolische Schlitzauge, die Haut gelb, das Haar schwarz. Die Männer lassen das Haar auf der Mitte des Schädels wachsen und flechten es zu einem den Rücken hinabhängenden Zopf. Rings um ihn wird das Haar so kurz wie möglich abgeschnitten, aber nicht rasiert. Die Frauen tragen ihr Haar in zwei dicken Zöpfen, die von



Eine Kalmücken-Frau auf ihrem Kamel

den Schläfen auf die Schultern herabfallen, die unverheirateten Mädchen durchflechten das Haar mit Korallenschnüren.

Die Burjäten, die nach ihren Wohnsitzen östlich und westlich des Baikalsees in einen östlichen und westlichen Zweig unterschieden werden, werden im ganzen auf 250 000 Individuen geschätzt, die höchste Ziffer, die wohl irgend einem der größeren Stämme Zentralasiens heute noch zukommt. Sie werden in elf Horden geteilt, von denen wiederum jede in Clans oder Familien zerfällt.

Ihre Kleidung ist teilweise kostbarer als die der Mongolen, während ihre Wohnungen die schon mehrfach erwähnten, aus Stangen und Filzdecken errichteten Jurten sind. Es wird ihnen ein ausgesprochen phlegmatisches Temperament zugeschrieben, mit dem sich eine bedeutende Arbeitsscheu verbinden soll. Daß es damit aber nicht so schlimm sein kann, beweist der Ruf, den die Burjäten als Viehzüchter haben. Manche verfügen über geradezu ungeheuer große Herden. Lansdell, dem wir viele interessante Mitteilungen über sie verdanken, erwähnt Burjäten, die 7000 Schafe, 2000 Stück Hornvieh und 200 Pferde besaßen; ja eine hochgestellte Burjätin soll 40 000 Schafe, 10 000 Pferde und 3000 Stück Hornvieh ihr eigen genannt haben und erfreute sich außerdem noch eines großen Besitzes an Fellen.



Eine Gruppe von Samojeden

Durch die Benutzung des Mandschu-Alphabets in ihrer Schrift verraten die Burjäten ihre vielfachen Beziehungen zu den Mandschuvölkern, wie sie auch viele Mandschuworte aufgenommen haben, nicht weniger aber auch chinesische und türkische Worte; umgekehrt hat auch die burjätische Sprache in den transbaikalisch-russischen Dialekt Eingang gefunden, und insbesondere sind nach Ratzel eine Menge Worte für Jagd, Viehzucht und dergleichen der burjätischen Sprache entlehnt.

Von den vielen Stämmen, die im Laufe der Zeiten der russischen Herrschaft unterthan geworden sind, sind wenige in so hohem Maß der Russifizierung unterlegen wie die Burjäten, wenigstens in ihrer Anbequemung an die äußere Lebensweise ihrer neuen Herren. Vor allen Dingen aber ist es bemerkenswert, daß sie leicht das Nomadisieren aufgegeben haben und daß sie ihre bedeutende Viehzucht im Anschluß an feste Wohnplätze treiben. Selbst Gewerbetreibende sind unter ihnen zu finden, und die natürliche Veranlagung dieses Volkes, das unter allen Mongolen am höchsten zu stehen

scheint, zeigt sich auch in dem erfolggekrönten Bestreben vieler Burjäten, eine gleiche Bildung wie die herrschende Klasse zu erlangen. Nach ihrer Religion zählen sie, wie die übrigen Mongolenvölker, zu den Buddhisten. Früher hingen sie, wie alle nord- und mittelasiatischen Völker, dem Schamanismus an, und auch heute noch hat sich neben dem Buddhismus und dem übrigens, wie es scheint, erfolgreich vordringenden Christentum das alte Schamanentum erhalten.

Es ist hier der Platz, einige Worte über diese Form der Befriedigung der religiösen Bedürfnisse und über ihre Träger, die Schamanen, zu sagen. Eine Religion freilich können wir diesen alten Aberglauben nicht nennen, obwohl der Ahnenkult in dem Schamanismus eine Rolle spielt. Die Hauptaufgabe der Schamanen scheint darin zu bestehen, daß sie unter wahnsinnigen Zuckungen, durch das Getöse einer großen, von ihnen geschlagenen Trommel aufgeregt, die Zukunft enthüllen und die Kranken heilen.

Eine Kalmückin

Wir thun am besten, wenn wir uns in der Schilderung des Schamanentums Radloffs ausführlicher Schilderung in seinem Buche „Aus Sibirien" anschließen:

„Das Charakteristische für das Schamanentum, das diese Religionsrichtung von andern unterscheidet, ist der Glaube an die enge Verbindung, die zwischen den jetzt lebenden Menschen und ihren längst verstorbenen Ahnen besteht. Der Glaube an die Kraft dieser Verbindung veranlaßt eine ununterbrochene Verehrung der Vorfahren. Unter solchen Umständen konnte nur derjenige als Priester, als Schaman, auftreten und wirken, der in eine engere Verbindung mit seinen Vorfahren zu treten vermochte, oder mit andern Worten, es war hier nur ein erbliches, den Familien angehöriges Schamanentum möglich. Die Macht und das Wissen des Schamanisierens erhält somit der Schaman von seinen Vorfahren; durch Emanation ihrer Kraft lernt er die Schamanentrommel führen, durch Gesänge die Vorfahren und Geister zu sich rufen und mit ihrer Hilfe die eigne Seele vom Körper trennen und in das helle Reich des Lichtes oder in die große Finsternis hinabsenden.

„Der Priester des Schamanentums, der Vermittler zwischen Menschen und Geistern, ist, wie gesagt, der Schaman, bei den türkischen Völkern Kam genannt. Er richtet die Opferspende, beschwört die Geister, reinigt das Haus von den Seelen der Verstorbenen, leitet Bitt- und Dankgebete, ist endlich Arzt, Wahrsager und Wetterprophet. Mächtige Schamanen genießen daher beim Volke ein ganz besonderes Ansehen, werden aber viel mehr gefürchtet als geliebt.

„Die Fähigkeit und Wissenschaft des Schamanisierens ist, wie schon erwähnt, erblich und geht vom Vater auf den Sohn über, in besonderen, wenn auch seltenen Fällen aber auch vom Vater auf die Tochter. Dabei erhält der zukünftige Schaman nicht etwa Unterricht oder Unterweisung, auch bereitet er sich auf diesen Beruf nicht vor, nein, plötzlich kommt über ihn die Schamanenkraft, wie eine Krankheit, die den ganzen Menschen ergreift. Das durch die Kraft der Vorfahren zum Schamanen bestimmte Individuum fühlt plötzlich eine Mattigkeit und Abgespanntheit in den Gliedern, die sich durch ein heftiges Zittern kund thut. Es überfällt ihn ein heftiges, unnatürliches Gähnen, ein gewaltiger Druck liegt ihm auf der Brust, es drängt ihn plötzlich, heftige unartikulierte Schreie auszustoßen, Fieberfrost schüttelt ihn, er rollt heftig mit den Augen, springt plötzlich auf und dreht sich

Gefesselte Verbrecher in Buchara

wie besessen im Kreise herum, bis es schweißbedeckt niederstürzt und sich in epileptischen Zuckungen und Krämpfen am Boden wälzt. Seine Gliedmaßen sind ganz gefühllos, er ergreift, was ihm unter die Hände kommt, und verschluckt absichtslos alles, was er mit den Händen gefaßt hat, glühendes Eisen, Messer, Nadeln, Beile, ohne daß ihm durch dieses Verschlucken irgend welcher Schaden geschieht. (?) Nach einiger Zeit giebt er das Verschluckte trocken und unversehrt von sich. Alle diese Leiden werden immer stärker, bis das so geplagte Individuum zuletzt die Schamanentrommel ergreift und zu schamanisieren beginnt; dann erst beruhigt sich die Natur."

Einen eignen Schamanenstein, „Schaman Kamen", giebt es im Fluß Angara. Wenige Meilen vom Baikalsee entfernt, mitten im Fluß erhebt sich eine große Felsmasse, die von Anhängern des Schamanismus als heilig gehalten wird. Von ihm geht die Sage, daß er die Wasser des Sees, der hier in der Angara seinen Ausfluß hat, wie ein Damm staue und in seinem Bann halte, damit sie nicht überfluten und das Land ringsum verwüsten. „Allein der Fels ist so alt wie der Baikal; er bröckelt mit jedem Jahre mehr ab und schwindet zusehends dahin, während die Wogen des heiligen Sees mit ungeschwächter Kraft tagaus tagein an ihm lecken. Wehe der Generation des Landes, die die völlige Zerstörung des alten Wächters erlebt! Mit dem Felsen ist auch die Macht des Schutzgeistes dahin, der Baikal ergießt sich alsdann wie eine Sintflut weithin über das Land, verwüstet Wiesen und Wälder, zerstört Dörfer und Städte, unter letzteren auch Irkutsk, die stolze Hauptstadt Ostsibiriens." Obrutschew freilich fand den Schamanenfelsen nicht imponierend. Ungleich großartiger als jener Geisterfelsen und wahrhaft imposant in ihrer starren Pracht erschienen ihm die Bergriesen, die dichtgedrängt am Seeufer in ihrem leuchtenden Schneegewand einen seltsamen Kontrast zum saftigen Grün der Wälder bilden.

Bevor wir uns wieder in das Gebiet des Syr-Darja zurückwenden, um von diesem nordostwärts durch die Kirgisensteppe in das sibirische Land zu gelangen, erinnern wir uns zunächst noch einmal flüchtig daran, daß jene Steppe, wie ihr Name sagt, von den Kirgisen eingenommen wird. Ihnen schließen sich Tatarenstämme an, die meist allerdings schon halb russifiziert sind, sich hie und da aber auch noch rein erhalten haben. Wie wir in Zentralasien einem schier unentwirrbaren Gemisch von Völkerschaften begegnen, einer verwirrenden Fülle von Namen, die oft nur kleine Völkersplitter bezeichnen, so ist das nicht minder in dem nördlichen Teil des großen asiatischen Kontinentes, in den Ebenen, den Waldregionen und den Tundren Sibiriens der Fall.

Zehntes Kapitel

Sibirien

Unabsehbar dehnt sich von den nordiranischen Randgebirgen nordwärts bis zum Eismeer ein mächtiges Tiefland aus, dessen Charakter aber landschaftlich verschieden geartet ist. Die Steppen und Wüsten in dem großen Depressionsgebiet nördlich des Kaspischen Meeres haben wir bereits kennen gelernt. Ungefähr nördlich von der Linie Tobolsk-Tomsk erhält die sibirische Tiefebene einen andern landschaftlichen Charakter. Hier beginnt die große sibirische Waldzone; bis gegen den 63. Grad n. Br. beherrschen Fichtenwälder die Landschaft, dann stellen sich bis zur Baumgrenze lichte Birken- und Weidengehölze oder auch dünne Fichten- und Lärchenbestände ein. Das Land ist eine unabsehbare, bewaldete Ebene, in der erst weiter im Norden hie und da Lichtungen vorkommen, die schon den Charakter der sibirischen Tundra tragen. Jenseits des Jenisei beginnt nach der geographischen Einteilung Mittelsibirien, dem sich, durch die Lena geschieden, Ostsibirien anschließt, wobei aber häufig Mittelsibirien nicht besonders genannt wird, sondern dieses ganze Gebiet als Ostsibirien zusammengefaßt wird. Hier kommen wir zwar aus der Ebene in ein Hügelland, aber die geringen Höhen der Berge, deren höchste Spitzen kaum über 600 Meter messen, verleihen dem gesamten Land den Charakter niedriger Mittelgebirge, und auch hier treffen wir auf ein mächtiges, fast bis zum Polarkreis sich hinziehendes Waldgebiet. Je weiter wir gegen Osten vordringen, wird natürlich dieses Waldgebiet immer mehr durch den nördlichen Verlauf der zentralasiatischen Gebirge eingeschränkt.

Obwohl verheerende Waldbrände in Sibirien leider eine große Rolle spielen, so ist die Waldregion Sibiriens immer noch großartig. Das Waldareal von Westsibirien



Eine Gruppe von Golds

wird auf 252845000 Hektar geschätzt. Die Wälder von Ostsibirien, zumal wenn wir noch das Amurgebiet dazu rechnen, übertreffen diesen Umfang um mehr als das Doppelte.

An die Waldregion schließt sich das große Gebiet der Tundra an, jener charakteristischen Vegetationsform Nordasiens, „deren Pflanzendecke aus Moos und Flechten und dazwischen eingestreuten Stauden, Kräutern und Beerensträuchern gebildet und allerwärts von Sumpfmooren durchsetzt ist, aber ohne den schwankenden Boden andrer Moore, weil das Grundeis in so geringer Tiefe unter der Oberfläche liegt, daß auch im Sommer Renntierschlitten über die Tundra hingleiten können. Je nachdem Moose oder Flechten vorwiegen, unterscheiden wir Moos- oder Flechtentundren. Die ersteren überziehen die Küstenstrecken des eigentlichen Sibiriens, letztere die Tschuktschen-Halbinsel und die im Westen sich anschließenden östlichen Teile Ostsibiriens. An manchen Orten wechseln die Erdenschichten mit Lagern reinen klaren Eises; nur wenig Blütenpflanzen sind der Tundra eigen, aber trotz ihrer geringen Artenzahl geben sie ihr im Sommer ein prächtiges Aussehen, da sich dann gelbe, blaue, weiße Steinbrecharten mischen, blaue Blumenmatten mit grünen und gelben, mit Dünensand und kleinen Graspartien gefällig abwechseln. Diese Tundrengebiete, die den Charakter der Eiszeit bis in die Gegenwart erhalten haben, sind es, auf denen die Renntiere ihrer Nahrung, der Renntierflechte, nachgehen und wo sich, in natürlichen Eiskellern aufs beste konserviert, gewaltige Mammutkadaver mit Haut und Haaren, mit Fleisch und Mageninhalt bis zur Jetztzeit zur Freude der Gelehrten erhalten haben."



Eine Kalmückin

Dieses ungeheure Gebiet wurde früher völlig von einer Anzahl von Völkern in Anspruch genommen, die sicher mongolischen Charakters sind, da sie in ihrer Erscheinung, ihren Sitten und Gebräuchen, ihrer Lebensweise große Aehnlichkeit mit der mongolischen Rasse zeigen. Immerhin ist ihre ethnographische Stellung nicht absolut sicher. Da sie sich bis zu den Küsten des nördlichen Eismeeres ausdehnen, werden sie meist als Hyperboräer oder Arktiker zusammengefaßt. Ihre Farbe ist gelblich, bräunlich bis rötlich, ihr Gesicht ist breit, die Nase grob, die Augen sind leicht schief gestellt, das Haar ist straff, schwarz, hart und glänzend; Bartwuchs fehlt fast ganz, die Backenknochen springen vor. Die Größe des Körpers ist mäßig; sie kann kaum als mittelhoch bezeichnet werden.

Die physikalische Beschaffenheit ihres Wohnorts verbietet den Bewohnern dieses ungeheuren Gebietes den Ackerbau. Im südlichen Teil macht die große Ausdehnung des Waldes und nördlich davon im Tundrengebiet das Klima den Boden für den Ackerbau untauglich. Er taut selbst im warmen Sommer nur bis zur Tiefe von einem Meter auf. So sind die Hyperboräer naturgemäß Nomaden und auf Jagd und Fischfang angewiesen. Dazu kommt für viele die Benutzung eines für den hohen Norden typischen Tieres, des Ren oder Renntieres, ohne das das Leben mancher nordasiatischen Stämme gar nicht denkbar wäre. Die Zucht des Renntieres hat zum Teil zu ganz regelmäßigen Wanderungen geführt, indem die Bevölkerung zwischen Tundrengebiet und Waldgebiet hin und her pendelt. Die Renntiere, die sich leicht zähmen lassen, dienen als Reittiere und Lasttiere, ihr Fell bietet den Stoff zur Kleidung, und mit den Sehnen wird genäht, so daß also das Renntier

für viele Stämme geradezu unentbehrlich geworden ist. Nächst den Renntieren finden wir häufig den Hund gezähmt, der zum Schleppen der Boote und zum Ziehen der Tundraschlitten benutzt wird.

Auf die ethnographische Einteilung dieser Hyperboräer, in der die Gelehrten nicht völlig übereinstimmen, wollen wir nicht näher eingehen. Von den einen werden sie zum Teil als ural-altaische Völker bezeichnet, teils zu den Turkstämmen gerechnet, teils als isolierte Völker betrachtet, andre verteilen sie auf den finnischen Stamm, auf die Turkvölker und die Mandschustämme. Es dürfte für uns genügen, wenn wir die bekanntesten Stämme nennen und in ihrer Schilderung den rein geographischen Weg verfolgen, indem wir, wie bisher, von West nach Ost wandern.


Tungusen mit Renntier

Die westsibirische Tiefebene wird von den Wogulen, den Ostjaken und den Samojeden bewohnt. Die Wogulen finden sich vorwiegend zwischen Ural und Ob, die Ostjaken streifen zwischen Ob und Jenissei, und die Samojeden mit den ihnen nahe verwandten Juraken haben das nördliche Tundrengebiet, die Küste des Eismeers vom Ural bis zum Jenissei inne. Oestlich vom Jenissei beginnt das Gebiet der Tungusen, die die Ländereien vom Jenissei bis zum untern Amur einnehmen. In diesem ungeheuren Gebiet giebt es natürlich auch verschiedene Unterstämme dieses Volkes, so z. B. die Lamuten und die Orotschen, die am Stillen Ozean sitzen, die südlichen Stämme, unter denen die Dauren und Giljaken hervorzuheben sind, und einzelne kleinere isolierte Stämme am nördlichen Eismeer. Nördlich von den Tungusen in den Flußgebieten der Chatanga und der Lena und am Oberlauf der Lena bis zur Kolyma sitzen die Jakuten; am Unterlauf der letztgenannten Flüsse die Jukagiren. Den äußersten Nordosten Asiens bevölkern die Tschuktschen. Sie reichen bis an die Behringstraße. Im nördlichen Teil der Halbinsel Kamtschatka wohnen die Korjäken, der Hauptteil dieser Halbinsel wird jedoch von den Kamtschadalen oder Itelmen eingenommen.

Es ist beinahe selbstverständlich, daß die Völker da, wo wir sie heute finden, nicht von jeher saßen. Auch in diesen ungeheuren Gebieten, von denen man glauben sollte, daß sie für eine große Menschenschar Raum genug bieten, haben stets und zu allen Zeiten Verschiebungen stattgefunden, von denen keine Geschichte etwas meldet. Erst seit dem Vordringen der Russen in den unwirtlichen Gegenden Sibiriens haben wir von den hier nomadisierenden Volksstämmen mehr gehört. Freilich ging damit zugleich auch ihre Originalität zum Teil verloren. Bei den unvermeidlichen Vermischungen nahmen die Eingeborenen immer mehr Sitten und Gebräuche ihrer Ueberwinder an; meist ist auch ihre Existenz direkt bedroht, und die Mehrzahl der genannten Völker ist daher dem Aussterben nahe.

Ein Beispiel dafür sind die Ostjaken. Auf einem Riesengebiet leben kaum mehr als 25000 Personen. Einst waren sie ein mächtiges Volk, heute ist aber ihre nationale Organisation vernichtet, und früher oder später werden sie von den Russen aufgesogen sein. Die Stämme zerfallen in einzelne Familien, doch haben sie keine festen Wohnplätze. Sie sind von kleiner Gestalt, mit dunkelm Haar und Augen und flachem Gesichte und erinnern in ihrer allgemeinen Erscheinung etwas an die Chinesen. Unter den übrigen Sibiriern sind sie durch ihre Gewandtheit im Fange des wilden Renntiers bekannt, wobei sie eine eigenartige List anwenden. Sie schlingen nämlich lederne Riemen um die Geweihenden eines zahmen Renntieres und lassen dies, wenn sie eine Herde wilder Tiere ausfindig gemacht haben, in deren Nähe laufen. Bald wird von einem der wilden Renntiere das zahme in einen Kampf verwickelt, und dabei bleibt das Geweih des kämpfenden Tieres in den Lederriemen hängen. Auf diese Weise wird es leicht die Beute des Ostjaken. Die früher bedeutende Renntierzucht der Ostjaken hat abgenommen. Nächst der Renntierjagd besteht ihre Hauptbeschäftigung in Fischfang, gelegentlich werden auch Wolf und Bär gejagt. Sie gelten bei den Ostjaken als hochbegabte Tiere und spielen eine Rolle in ihren Gesängen. Wenn ein Bär getötet ist, wird das Fell mit trockenem Gras ausgestopft, und die Ostjaken feiern ihren Triumph mit Spottliedern über den gefallenen Gegner. Wenn die Zeremonie vorbei ist, wird das ausgestopfte Tier aufrecht auf die Hinterfüße gesetzt, und es werden ihm alle Zeichen der Verehrung erwiesen. Diese Art der Verehrung des Bären, die wir schon bei den Aino kennen gelernt haben und der wir bei den amerikanischen Indianern wieder begegnen werden, findet sich auch bei allen Hyperboräern der alten Welt. Ueberall spielt der Bär die Rolle eines göttlichen Wesens, hauptsächlich als Herr aller Geister; er gilt als ein mit Macht und Weisheit begabtes, als Bär verkleidetes, höheres Wesen, und manche abergläubische Vorstellungen knüpfen sich infolgedessen an ihn. Die Ostjaken glauben auch an eine dritte Welt, wo sie nicht mehr Leiden und Schmerzen zu erdulden haben werden. Aber sie können diesen Himmel nicht erreichen, sie können nur in die zweite Welt, ein weit weniger glückliches Land, eingehen, das hinter den Eiswüsten des Ozeans liegt, weit im Norden von der Mündung des großen Flusses, des Ob. Die Kleidung der Ostjaken bestand früher aus Fischhäuten und Vogelbälgen, jetzt ist sie aber der der Samojeden gleich, die wir sofort kennen lernen werden. Der Einfluß der Russen macht sich bereits hie und da durch einen allmählichen Uebergang zur Seßhaftigkeit, hauptsächlich bei den Fischfang treibenden Familien, geltend; denn der Fischfang kann eher von festen Siedelungen aus ausgeübt werden, als die Jagd, die ein Wandern über weite Strecken verlangt. Für den Fischfang besitzen die Ostjaken 3 Meter lange und $1^2/_3$ Meter breite Fischkörbe. Als Waffe dient der Bogen, der gewöhnlich aus Birkenholz gefertigt wird, und zum Schießen von Pelztieren, deren Felle nicht beschädigt werden sollen, giebt es stumpfe Pfeile. Die Jagden haben übrigens ihre bestimmte Zeit. Am unteren Ob ziehen, wie wir Ratzel entnehmen, am 1. Oktober die ostjakischen Jäger in die Wälder zur Jagd auf Zobel, Eichhörnchen u. dergl. Am 6. Dezember kehren sie mit der Beute



Kalmücken-Kinder

heim, und erst, wenn sich gegen Ende des Winters der Schnee gesenkt und mit einer Eiskruste bedeckt hat, jagen sie auf Schneeschuhen Hirsch und Elentiere. Das Federwild endlich wird bei den Frühlings- und Herbstwanderungen der Zugvögel gejagt. Wohl gleichen Stammes mit den Ostjaken sind die Samojeden und die ihnen in ihren ethnographischen Eigentümlichkeiten völlig gleichen Wogulen. Auch die Masse der Samojeden zerfällt in einzelne Stämme, die nur wenige Familien umfassen, aber streng an der Endogamie, d. h. den Heiraten unter sich, festhalten. Jeder Stamm besitzt seinen Häuptling. Ihrer Erscheinung nach sind sie ausgesprochene Mongolen. Ihr nicht ungefälliges Aeußere leidet jedoch, wie bei der Mehrzahl der Hyperboräer, unter ihrer großen Unsauberkeit. Von mancher Seite werden sie als die primitivsten und wenig bedeutendsten aller sibirischen Völker bezeichnet; doch bieten sie viele interessante Eigentümlichkeiten.

Der Name „Samojeden" ist ihnen von den Russen gegeben worden. Sie selbst nennen sich Hasovo oder auch Nyenech, was beides „Mann" bedeutet. Ihre unmittelbaren Nachbarn, die Ostjaken, nennen sie Yergan-yach. Die Samojeden sind mit wenigen Ausnahmen Nomaden. Seßhaft sind eigentlich nur die Fischer; denn den Ackerbau verbietet das polare Klima. Teils jagend, teils ihre Renntierherden weidend ziehen sie im Wald und auf der Tundra umher. Die Renntiere bilden den Reichtum der Samojeden. Für die Jagd hat sich das Feuergewehr eingebürgert, das sie mit großer Gewandtheit zu handhaben verstehen. Außerdem sind sie vorzügliche Fallensteller: in den einsamen Tundren stehen die Quetschfallen für die Eisfüchse oft in langen Reihen nebeneinander.

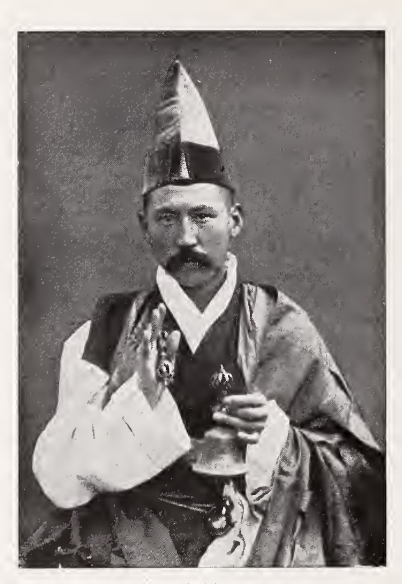
Ihre Kleidung ist natürlich in besonders hohem Grade dem arktischen Klima angepaßt. Unsre Abbildungen zeigen, daß sie sich wohl zu verwahren, sich aber auch nicht ohne Geschmack zu tragen wissen. Hohe Stiefel aus Renntierfell schützen die Füße, ein Pelz vom gleichen Tiere mit nach außen gekehrten Haaren umgiebt den Leib, und eine warme, mit Hundefell verbrämte Renntierpelzmütze, die nur das Gesicht freiläßt, vervollständigt die Kleidung. Besonders zierlich, schreibt Nordenskjöld, ist die Feiertagstracht der Frauen. Sie besteht aus einem ziemlich langen, am Leib eng anschließenden Kleide aus Renntierhaut, das so dünn ist, daß es von der Mitte an in hübschen, regelmäßigen Falten herabfällt. Der Rock ist mit zwei oder drei ungleichfarbigen Fransen von



Ein Samojede mit seiner Frau

Hundefell versehen, zwischen denen Borten von grellfarbigen Zeugstücken aufgenäht sind. Im übrigen aber wetteifern die jungen Frauen mit den Männern an Schmutz. Gleich diesen sind sie klein von Wuchs und haben schwarzes, grobes, dem Pferdehaar ähnliches Haar. Kleine Einzelheiten in der Tracht unterscheiden die Samojeden schon von weitem von ihren Nachbarn. So besteht bei ihnen der Pelzüberrock aus helleren Renntierfellen als z. B. bei den Tungusen, und die Kapuze ist mit dem Renntierbürzel geschmückt. Daß die Frauen der Samojeden dem Schmuck nicht abhold sind, zeigt unsre Abbildung. Am Brustteil klingen allerlei metallene Behänge, hie und da mit bildlichen Darstellungen von Ren und anderm Wild, und auf den Schenkeln tragen sie, nach Ratzel, ein halbes Dutzend messingener Querspangen, die an den Hosen befestigt sind.

Wir dürfen bei dieser Gelegenheit auf die Kunstfertigkeit hinweisen, die die meisten Stämme der Hyperboräer in der Bearbeitung der Felle erlangt haben, und auf die sinnreichen Geräte, die dazu dienen. Um die Felle weich und geschmeidig zu machen, werden sie geschabt und gerieben. Wo Eisen bekannt ist, werden eiserne Schaber verwendet, vielfach dienen aber auch scharfkantige Kieselsplitter, die mit Fischleim auf einem jochförmigen Holz befestigt sind, dem gleichen Zweck. Allein die mechanische Bearbeitung der Felle vermag sie meist noch nicht in der gewünschten Weise geschmeidig zu machen; dazu ist noch ein chemischer Prozeß nötig, und auch das haben die Hyperboräer entdeckt. Zum Gerben der Felle werden Eigelb, Hirn, gekaute Renntierleber, alles mit vielem Speichel gemischt, verwendet, und der Gärungsprozeß wird dadurch beschleunigt, daß man die eingefetteten und eingespeichelten Felle zusammengerollt als Kopfkissen benutzt, wodurch sie warm und gar werden.



Kalmücke

Als Wohnung dienen den Samojeden im Sommer Zelte, durch deren mit einem Loch versehenes Dach der Rauch entweicht. In der Mitte ist der Feuerplatz angelegt. Im Winter leben die Samojeden in Jurten aus Brettern oder Baumrinde, deren an der Decke befindliches Loch mit Eisstücken geschlossen wird. Der Charakter der Samojeden wird als sehr sympathisch geschildert. Die Frauen werden mit Achtung behandelt, und ein stark ausgeprägter Familiensinn läßt den Samojeden oft weite Umwege machen, um eine Niederlassung zu besuchen, wo Leute seines Stammes hausen. Dabei sind die Samojeden sehr friedlich und von großer Gastfreundschaft; auch ist Ehrlichkeit ein hervorstechender Charakterzug. Wenn die Kaufleute von Tobolsk im Sommer zum Fischfang nordwärts ziehen, so lassen sie ruhig die nicht zur Verwendung gekommenen Vorräte von Mehl und Salz in ihren Sommerstationen für das nächste Jahr liegen. Kommt ein zufällig Mangel leidender Samojede des Wegs, so nimmt er von diesen Vorräten, so viel er braucht; aber er hinterläßt dafür einen eigenartig geknoteten Strick. Kann er sich zur Zeit der Fischerei die nötigen Mittel zur Rückzahlung seiner Schuld erwerben, so begiebt er sich zu dem Kaufmann und erkundigt sich nach seiner im Warendepot zurückgelassenen eigenartigen Schuldverschreibung, vergleicht den Strick mit seinem kunstvollen Knoten mit einem Duplikat, das er bei sich trägt, und nachdem er gefunden, daß die Knoten einander entsprechen, zahlt er in Fischen seine Schuld. Bargeld ist natürlich wenig

vorhanden. Einer ganz originellen Scheidemünze gedenkt Middendorff, zu dessen Zeiten bei den Assja-Samojeden Eisfuchspfoten kursierten, die als zwölfter Teil des die Einheit bildenden Eisfuchsfelles galten. Pelzwerk dient auch zur Bezahlung der von den Russen eingeführten Waren und ihrer Abgaben an die Krone.

Das Christentum ist besonders unter den mehr zur Seßhaftigkeit neigenden Samojeden verbreitet. Doch sind sie sicher in gleichem Maß noch Anhänger des Schamanentums und bekennen sich zum Christentum nur äußerlich, um sich den Russen, ihren Herren, gefällig zu erweisen. Daß bei den nomadisierenden Stämmen die Ausübung einer christlichen Seelsorge ihre ganz besonderen Schwierigkeiten hat, liegt auf der Hand, und allzugroße Anforderungen wird auch der strengste Christ hier nicht stellen wollen. Doch werden jährlich russische Priester ausgesandt, um Kinder und Uebergetretene zu taufen und kirchliche Ehen zu schließen. Der Samojede ist damit einverstanden; doch hindert ihn das nicht, bei einem Unglück oder wenn ein Renntier erkrankt, zu seinen alten Göttern Num und Chaddi zurückzukehren. Sein Götterhimmel ist übrigens um eine neue Persönlichkeit bereichert worden, die auch bei den heidnischen Samojeden unter dem Namen Mikola Eingang gefunden hat. Dieser Mikola ist aber nichts anders als der heilige Nikolaus der Russen.



Eine Gruppe von Golds

Wie alle hyperboräischen Stämme zurückgehen, so auch die Ostjaken, Samojeden und Wogulen. Insgesamt wird die Zahl der drei Stämme auf etwa 36000 angegeben; aber die Kindersterblichkeit rafft zum Beispiel bei den Samojeden fast drei Fünftel des Nachwuchses hinweg, und die Mischehen mit den Russen scheinen häufig kinderarm zu sein.

Wir wenden uns zu den Tungusen, deren Gebiet, wie wir sahen, östlich vom Jenissei beginnt. Die ursprünglichen Wohnsitze dieses Mandschuvolkes befanden sich in dem Gebirge zwischen Korea und der Mandschurei, dem weißen Berge Pai-Shan, von wo aus sie im 12. Jahrhundert die chinesische Herrschaft verdrängten und sogar die Mandschurei eroberten. Ein Jahrhundert später wurden sie aber durch die Mongolen weiter zurückgedrängt. Durch ihre Tapferkeit, die chinesische Geschichtsbücher beglaubigen, trieben sie ihrerseits die von ihnen vorgefundenen Einwohner Sibiriens, wahrscheinlich Samojeden und Jakuten, immer mehr zurück und dehnten ihr Gebiet bis zum Jenissei aus; ihr nördlichster Stamm, die bugauischen Tungusen, lebt in der Nähe der Jenisseimündung, also beinahe an den Küsten des Polarmeeres.

Das ungeheure Gebiet, das von den Tungusen eingenommen wird, läßt dieses Volk eine, je nach dem Wohnort, verschiedene Lebensweise führen und hat seinen Zerfall in verschiedene Stämme

verursacht. Im südlichsten Teile ihres Gebietes, das in den Norden der Mongolei hineinragt, leben sie noch in der Zone des Ackerbaues, aber auch das Waldgebiet Sibiriens und die nördlichen Tundren sind ihre Heimat, und so scheiden sie sich nach allen Berichten der Reisenden seit ihrer Entdeckung je nach ihrem Wohngebiet und dem Tier, das ihren hauptsächlichen Reichtum ausmacht, in Steppen-, Wald-, Pferde-, Hund- und Renntier-Tungusen. Es ist selbstverständlich, daß mit dieser verschiedenen Beschäftigung auch eine verschiedene Kulturstufe verbunden ist. Ein Reisender Namens Theel nennt die Tungusen die weitaus intelligentesten Bewohner Sibiriens, aber es ist doch unleugbar, daß sie mit der Vertreibung aus ihrer alten Heimat allmählich auf eine niederere Kulturstufe herabgesunken, während umgekehrt die stammverwandten Mandschu gestiegen sind.



Giljake

Die verschiedene Lebensweise hat zu gleicher Zeit eine weitgehende Zersplitterung in einzelne Stämme im Gefolge gehabt, die auch öfters einander feindlich gegenübertreten. Diesen Stämmen steht ein aus einer alten Familie oder aus den Kreisen der Mächtigen und Kraftvollen gewählter Häuptling vor, der übrigens von den Russen bestätigt werden muß. Als Wohnung dienen den Tungusen Zelte und Jurten aus Birkenrinde und Fellen, hie und da auch Holzhütten. Eigentümlich und charakteristisch ist ihre Tracht, an der besonders ein hinten frackartig zugespitzter, mit Perlen gestickter Rock aus Fell und ein reichgestickter Brustlatz auffallen. Darunter wird eine Art Halbkaftan unmittelbar auf der Haut getragen und darüber ein Pelzüberrock aus dunkeln Renntierfellen. Bei den Frauen findet man öfters blaue, rot ausgeschlagene Tuchröcke, haubenartige, mit Silberfäden ausgenähte Mützen und versilberte Messinggürtel. Häuptlingsfrauen tragen manchmal Pelzwerk im Wert von vielen Hunderten von Mark. Beliebt sind Halsbinden aus Eichhornschwänzen in Boaform. Großes leisten die Tungusen ferner in der Verarbeitung der Baumrinde, die nächst den Fellen ein besonders vielbenutztes Material ist und hauptsächlich beim Decken der Zelte Verwendung findet; aber auch Taschen und Büchsen mit gepreßten farbigen Ornamenten werden in geschmackvollster Weise von den Tungusen aus Birkenrinde angefertigt.

Als Schmucksachen sind Messingringe, silberne Ohrringe und Halsbänder bei den Frauen beliebt, die außerdem ihr Haar gern mit Ringen, Korallen und Glasperlen durchflechten. Ein sehr eigenartiger Schmuck ist die Tättowierung, die nicht, wie wir dies in der Südsee und in Japan kennen lernten, durch punktförmige Verletzungen der Haut und Einreibungen eines Farbstoffes gebildet, sondern gewissermaßen eingenäht wird; durch Durchziehen eines Fadens durch die Haut des Gesichtes werden darin bestimmte Bogen und Punktlinien erzeugt.

Als Waffen führten die Tungusen früher Bogen und Pfeile, und obwohl sie auch Eisen zu schmieden verstehen, eine Kunst, die sie wohl von den Jakuten lernten, findet man neben eisernen Pfeilspitzen doch auch noch knöcherne. Meist sind aber die alten Waffen durch Gewehre verdrängt, und nur der Bärenspieß, Paljma, hat sich zur Erlegung dieses gefährlichen nordischen Raubtiers noch erhalten.

Markttag in Omsk

Die Mehrzahl der Tungusen sind Jäger und als solche außerordentlich gewandt. Nach vielen Tausenden zählen die Felle, die sie den Russen verhandeln. Da die Tungusen keine Speiseverbote kennen, wie sie bei den Samojeden vorkommen, so bilden alle jagdbaren Tiere ihre Nahrung, die Raubtiere, wie Wölfe, Bären, Moschustiere und Füchse, nicht ausgenommen. Der Kopf des frischen Renntieres wird roh verzehrt, und auch dessen Leber, Ohren, Rückenfett gelten nur roh als Leckerbissen. Auch Fische werden roh gegessen. Das kalte Klima verlangt, wie dies auch die in diesen nordischen Gegenden lebenden Europäer aus Erfahrung wissen, beträchtliche Ernährung, und darum sind die Tungusen sehr starke Esser.



Giljake

Als ein echtes Jägervolk zeichnen sich die Tungusen durch große Sinnenschärfe, Zähigkeit, Spannkraft und körperliche Gewandtheit aus, und ebenso erfordern die oft gefährlichen Bärenjagden großen Mut. Dabei werden ihnen Wahrheitsliebe, Gutmütigkeit und weitgehende Gastfreiheit nachgerühmt; die Kehrseite dieser Medaille bilden aber die bis zum Leichtsinn gehende Sorglosigkeit und die Unbeständigkeit im Handeln. Ihre Freude am Leben charakterisiert sich durch ihre Liebhaberei für Tänze und Lieder, und die Märkte, auf denen im Tauschhandel Pulver und Blei, Thee, Zucker und Tabak, auch Baumwollzeug, vor allem leider auch Branntwein, gegen Felle und Geweihe erworben werden, sind zugleich große Volksfeste. Trotz der Vorliebe für Musik finden wir nur wenig Musikinstrumente. Zu ihnen dürfen wir wohl die Kinderklappern zählen, die an der Wiege des kleinen Hyperboräers aufgehängt werden, um ihn zu beruhigen, wenn er schlechter Laune ist. Renntierzähne, Unterkiefer des Zobels, Rehfüße u. s. w. sind die Bestandteile dieser Klappern.

Wie die andern arktischen Stämme, so gehen auch die Tungusen zurück. Epidemisch auftretende Krankheiten, wie z. B. eine Typhusepidemie unter den Lena-Tungusen in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, vermögen auf Jahrhunderte hinaus die Stämme zu dezimieren, wenn nicht gar ihre Lebenskraft völlig zu brechen. Heute werden die Tungusen auf 40 000—68 000 Köpfe geschätzt.

Am widerstandsfähigsten unter allen Eingeborenen Sibiriens scheinen noch die Jakuten zu sein, die auch in über 200 000 Seelen beinahe zwei Drittel der Eingeborenenzahl Sibiriens ausmachen. Sie bewohnen, wie wir schon sahen, die Flußgebiete der Chatanga, Lena und die Oberläufe der Jana, Indigirka und Kolyma. Da sie durchweg nördlich des 60. Breitengrades wohnen, fällt ihr Gebiet völlig außerhalb der Ackerbauzone. Wir lernen sie nur als Fischer, Jäger und Pferdezüchter kennen. Ihrer ethnographischen Stellung nach werden sie von einzelnen den Turkstämmen zugerechnet und also mit den Kirgisen und Usbeken auf eine Linie gestellt, von andern mit den Mongolen in Parallele gesetzt. Jedenfalls ist es ein energischer und gewandter Stamm, mit dem wir es hier zu

thun haben, und es wird ihnen von Middendorff, ihrem besten Kenner, neben Geschick zum Handel, Rechtlichkeit und Gefügigkeit auch ein gewisser Drang nach Bildung zugeschrieben. Andrerseits freilich werden ihr Leichtsinn, ihr Hang zur Verschwendung und vor allem ihre Neigung zum Spiel getadelt. Die Wohnungen der Jakuten sind solider und geräumiger gebaut als die der andern nordasiatischen Naturvölker. Die Grundlage bildet ein Balkengerüst, das von außen mit Lehm, Rasen und Dünger bedeckt ist. Die Thür ist aus roh bearbeiteten Fellen gemacht, die Fenster bestehen aus Eisstücken oder halbdurchsichtigen Häuten. Falls Eis dazu verwendet wird, ist die Befestigungsmethode sehr einfach. Das Eisstück wird eingesetzt und außen mit Wasser begossen, worauf es an den Ecken festfriert. Diese Befestigungsmethode ist natürlich nur in einem Lande möglich, in dem strengster Frost monatelang die Erde in Banden schlägt. In der Mitte der Wohnung ist die Feuer-



Mittagsmahl in der Kibitke

stelle. Der Feuerplatz besteht aus einem mit Thon bestrichenen Weidengeflecht, in dessen Mitte eine festgeschlagene Erdschicht dem ständig unterhaltenen Holzfeuer zur Unterlage dient. Im Sommer leben die Jakuten in Zelten und führen, wie schon angedeutet, als Fischer und Jäger eine nomadisierende Lebensweise. Zu gleicher Zeit züchten sie aber auch Pferde. Diese bleiben fast beständig unter freiem Himmel und suchen sich ihr Futter selbst unterm Schnee hervor. Außer Pferden wird Rindvieh gehalten, und Pferde wie Rindvieh liefern den Jakuten die hauptsächlichste Nahrung. Pferdefleisch aber wird vorgezogen. Die Männer setzen ihren Stolz darein, sich als starke Esser zu erweisen. Man behauptet scherzweise, daß vier Jakuten ein Pferd verzehren könnten. Aus der Kuhmilch wird ein gern gegessener Käse bereitet. Diese Vorliebe für erfolgreich betriebene Viehzucht dürfte wohl dazu beitragen, die Jakuten allmählich seßhafter zu machen, und schon liegen, wie Ratzel hervorhebt, Anzeichen vor, daß die Jakuten, die von den Mongolen und Buräten in ihre nördlichen Wohnsitze gedrängt wurden, sich allmählich wieder langsam nach Süden ausbreiten. Dies ist der Einrichtung einer geordneten Verwaltung durch die Russen zu verdanken. Ratzel ist der Ansicht, daß sich, wenn einmal die Deportation aufhören sollte, der Fleiß der Jakuten noch freier bethätigen werde. Schon heute sagt ein russisches Sprichwort: „Setze einen Jakuten auf einen nackten Felsen, und das nächste Jahr findest du einen blühenden Bauernhof."

Daß die Jakuten im Gegensatz zu den übrigen Hyperboräern nicht dem Untergang entgegen zu gehen scheinen, sondern daß in ihnen noch Lebenskraft vorhanden ist, wird auch bei Mischehen mit Russen bewiesen. In solchen durchaus nicht seltenen Fällen pflegt das Blut der Jakuten durchzuschlagen. Sie werden, wie Jadrinzew hervorhebt, also nicht von den Russen russifiziert, sondern diese werden von den Jakuten jakutisiert, so daß Jadrinzew kaum zu weit geht, wenn er ihnen nationale Kraft zuschreibt.

Auch bei den Jakuten wird natürlich durch russische Priester das Christentum verbreitet, aber dies hindert nicht, daß der alte Glaube des Schamanismus unter ihnen doch sehr viel Anhänger zählt.

Im Anschluß an die Jakuten sind die Jukagiren zu erwähnen, die die Mündung der oben genannten Flüsse umgeben, an deren Oberlauf die Jakuten nomadisieren. Auch sie bildeten einst ein großes, tapferes Volk. Aber seit eine Blatternepidemie sie von ihren früher südlicher gelegenen Wohnsitzen etwas mehr nach Norden trieb, ist ihre Kraft gebrochen. Zum Teil gingen sie in Vermischungen mit den Tungusen auf, und nur ein kleiner Rest hat sich rein erhalten. Er soll nur noch 1000 Köpfe zählen und scheint dem Aussterben entgegen zu gehen. Auffallend ist der große Wuchs und die helle Hautfarbe, die zusammen mit den schwarzen Augen, dem schwarzen Haar und dem länglichen Gesicht einen angenehmen Gesamteindruck hervorrufen. Fischerei und Vogeljagd an den Küsten des nördlichsten Eismeeres sind die wichtigsten Beschäftigungen der Männer.



Kirgisenfrauen bei der Herstellung von Matten

Im äußersten Nordosten Asiens treffen wir auf das Volk der Tschuktschen. Wegen des unwirtlichen Charakters ihres Wohnorts sind sie sehr lange dem Westen Europas völlig unbekannt geblieben, und wenn auch die Russen schon im 17. Jahrhundert mit ihnen in Berührung kamen und bald auch in kriegerischen Konflikt gerieten, so haben sie doch bis heute sich in einer relativen Unabhängigkeit zu halten gewußt. Die ausführlichsten Nachrichten in neuerer Zeit haben wir von Nordenskjöld erhalten. Nach seiner Ansicht gehören die Tschuktschen nicht mehr einer unverfälschten Rasse an. Teilweise erinnern sie an die Mongolen, zum Teil zeigen sie mehr die Eigentümlichkeit der Indianer Nordamerikas: hünenhaften Wuchs, braune Haut, hohe, gebogene Nase; endlich mag eine Vermischung mit russischen Ueberläufern eingetreten sein, auf die wohl die hellen Tschuktschen mit europäischen Gesichtszügen zurückzuführen sind. Von ihrer äußeren Erscheinung giebt Nordenskjöld folgende Beschreibung: „Viele von ihnen waren hohe, starke und wohlgewachsene Männer. Sie waren in enganliegende Lederhosen und Jacken von Renntierfell gekleidet. Der Kopf war entblößt und das Haar ganz kurz geschnitten, mit Ausnahme einer schmalen Franse nach vorn, wo das Haar eine Länge von vier Centimetern hatte und über die Stirn herabgekämmt war. Einige hatten Mützen wie die von den Russen bei Chabarowa getragenen hinten in ihren Gürtel eingesteckt, schienen aber das Wetter noch für zu warm für den Gebrauch einer Kopfbedeckung anzusehen. Das Haar der meisten war blauschwarz und äußerst dicht. Die Frauen haben blaue oder schwarzblaue Striche über Stirn und Nase, eine Menge ähnlicher Striche auf dem Kinn, und sind schließlich mit einigen

Verzierungen auf den Backen tättowiert. Der Gesichtstypus erschien nicht so unangenehm wie der der Samojeden und Eskimo. Einige der jungen Mädchen waren sogar nicht ganz häßlich. Im Vergleich zu den Samojeden waren sie auch ziemlich reinlich und hatten eine hübsche, beinahe weißrote Gesichtsfarbe." Diesen Ausführungen Nordenskjölds fügen wir noch, nach den Angaben von Baron Maydell, eine Schilderung der Frauenkleidung bei. Sie besteht aus einer Art Rockhose, d. h. aus einem Kleidungsstück, das durch die sehr weite Halsöffnung angezogen, dann unter dem Knie mit Riemen festgebunden wird; die Aermel, in die die Arme von innen hineingesteckt werden, sind sehr weit. Macht das Weib einen Besuch außer dem Hause, so zieht es über dieses Kleidungsstück noch ein weites Hemd aus Sommerfell an, mit der kurzhaarigen Fellseite nach innen. Bemerkenswert und charakteristisch für die große Gleichgültigkeit der Tschuktschen gegen Kälte ist es, daß diese gewiß nicht allzu warme Kleidung dennoch den Tschuktschenfrauen oft überflüssig erscheint. Da ihnen die breiten Aermel und das weite Kleidungsstück bei ihren Handarbeiten oft hinderlich sind, so sitzen sie in ihren Schlafzelten fast immer mit herabgelassener Kleidung, und in diesem Kostüm, bis zu den Hüften entblößt, fand sie Maydell bei einer Temperatur von 30 Grad unter Null. Dafür sind sie aber mit Schmucksachen, Glasperlen, Korallen und Lederbändern behängt. Zur unentbehrlichen Kleidung gehören im Winter bei beiden Geschlechtern die hölzernen Schneeschuhe, ohne die sie nie den Schnee betreten. Holzhäuser sind den Tschuktschen unbekannt. Sie wohnen Sommer und Winter in eigenartigen Zelten, deren Bauart bei andern Völkern nicht üblich ist. Es befindet sich nämlich gewissermaßen innerhalb des Zeltes ein zweites Zelt oder eine Schlafkammer, die von dicken, warmen Renntierfellen umgeben ist und deren Fußboden eine Walroßhaut bildet, die über die aus Reisern und Stroh bestehende Unterlage gespannt ist. Für Beleuchtung und zu gleicher Zeit für Wärme sorgen Thranlampen, deren Geruch allerdings zusammen mit den Ausdünstungen der in diesem engen Raum hausenden Tschuktschenfamilie den Aufenthalt für einen Europäer beinahe unmöglich macht. Außer Seehundthran wird in den Lampen noch Renntierfett gebrannt, das aus den Knochen gekocht wird. Bei der Bereitung der Mahlzeit nämlich wird das Fleisch, bevor es in den Kessel kommt, stets sorgfältig von den Knochen getrennt, und letztere werden kleingeschlagen und allein gekocht.



Kirgisische Schule

Je nach ihrer Verbreitung unterscheidet man Küstentschuktschen und Renntiertschuktschen. Erstere

sind seßhafter und leben je nach der Jahreszeit von Jagd und Fischerei. In erster Linie ist es der Seehund, dem nachgestellt wird, aber auch das Walroß wird mit der Harpune erlegt, dem Bär mit der Stoßlanze zu Leib gegangen, Vögel werden mit Schlingen und Schlendern erbeutet und vor allem auch Fische mit Netzen, Angeln und Fischgabeln in oft großer Zahl gefangen. Ist den Fischern das Glück hold, so wird ihnen überreiche Jagdbeute zu teil. Eine ganze Reihe von Fischen erreicht ein Gewicht von 30 und mehr Pfund, und der Fang dieser großen Fische dauert das ganze Frühjahr und den ganzen Sommer hindurch, so daß genügend Gelegenheit vorhanden ist, Vorräte zu sammeln und für den Winter zuzubereiten. Dies geschieht durch Trocknen. Man schneidet den schönsten und größten Fischen die Haut in der Weise ab, daß eine dicke Fleischschichte an ihr verbleibt; die Haut und ebenso das Rückgrat, dem auch noch viel Fleisch anhaftet, hängt man nun zum Trocknen auf. Obwohl die Regierung Salz zur Verfügung gestellt hat, wird es nicht verwendet, und so geht mancher Vorrat verloren. Darum stellt sich im Winter, wie auch bei schlechten Fängen im Sommer, nicht selten Hungersnot ein.



Eine Giljakin

Neben der Fleischnahrung spielt vegetabilische Nahrung eine große Rolle; ja die Frauen sammeln Blätter und Zweige der jungen Weiden, Wurzeln und Beeren in solcher Fülle, daß in manchen Jahreszeiten die Pflanzennahrung die Fleischnahrung überwiegt.

Die Renntiertschuktschen haben einen mehr nomadischen Charakter als ihre an der Küste des Eismeers dem Fischfang obliegenden Vettern; sie treiben in erster Linie Renntierzucht und Handel. Der Handelsverkehr beschränkt sich jedoch in der Hauptsache auf das Eintauschen von Branntwein, Tabak, Eisenwaren gegen Seehundfelle, Thran, Walroßzähne u. s. w. Es bestehen sogar bestimmte Märkte, die zum Teil auf amerikanischem Boden, jenseits der Behringstraße, abgehalten werden.

Während im vorigen Jahrhundert die Tschuktschen als ein kriegerisches, rohes Volk galten, wird ihnen jetzt ein friedfertiger Charakter zugeschrieben. Ihre Gutmütigkeit äußert sich ganz besonders in der würdigen Stellung der Frau und erfreulichen Behandlung der Kinder. Eine Frau sich zu erwerben, wird den Tschuktschen nicht leicht gemacht. Bei den Renntiertschuktschen hat der Bräutigam einige Jahre die Herden seines künftigen Schwiegervaters zu hüten, ehe er die Braut erhält. Auch bei andern Hyperboräern muß der Bräutigam sich die Braut erwerben. So zahlte z. B. ein Samojede für die Braut 40 Renntiere, 2 Wölfe, 16 Eisfüchse, Zeltfelle, Kessel und andres, wofür er Hausrat, Kleidung und 20 Schlitten voll Nahrung erhielt.

Ohne daß eine engere Organisation bei den Tschuktschen nachzuweisen wäre, finden wir doch bestimmte, wohl durch Energie ausgezeichnete Persönlichkeiten als Häuptlinge, Erema, anerkannt. Sogar die russische Verwaltung ist bestrebt, die Stellung der Häuptlinge durch Verleihung von Auszeichnungen, gewissermaßen Insignien, wie einem weißen Renntierfell und dergleichen, zu heben.

Daß sich bei den so lange abgeschlossenen Tschuktschen der Schamanismus in ihren religiösen Vorstellungen erhalten hat, liegt auf der Hand. Bei der Totenbestattung wird die Leiche in der Tundra einfach auf die Oberfläche der Erde hingesetzt. Früher scheint bei ihnen aber die Leichen-

verbrennung üblich gewesen zu sein, ein Gebrauch, der natürlich verschwinden mußte, als die Tschuktschen sich in das waldlose Gebiet zurückzogen. Nach dem Verhalten des Rauches wurde die Zukunft der Seele des Geschiedenen gedeutet. Steigt der Rauch beim Verbrennen der Leiche senkrecht in die Höhe, so heißt es, wie wir Ratzel entnehmen, daß die Seele des Toten zur Sonne zieht; setzt sich der Rauch zur Erde nieder, so bleibt die Seele auf der Erde und verwandelt sich in irgend ein Haustier, Pferd, Renntier oder Hund, wenn der Verstorbene bei Lebzeiten die Tiere gequält und beleidigt hat.

Sehr verwandt mit den Tschuktschen sind die Korjaken, die südlich von jenen, durch den Fluß Anadyr getrennt, ihre Wohnsitze haben. Sprache, Kleidung, Geräte, Sitten sind, wie Maydell schreibt, bei beiden genau die gleichen. Wie bei den Tschuktschen werden auch bei den Korjaken



Kirgisischer Gerichtstag unter Vorsitz eines russischen Beamten

seßhafte und wandernde Stämme unterschieden und die letzteren wiederum in vier Zweige geteilt. Von diesen erinnern die seßhaften, besonders vom Fischfang lebenden auch etwas an die nordamerikanischen Indianer, während die wandernden Renntierkorjaken mehr den Mongolentypus zeigen. Viele Reisende geben ihnen ein gutes Zeugnis; nie bekäme die Frau ein hartes Wort zu hören, und die Kinder würden mit Liebe behandelt. Dieser günstigen Charakterzeichnung gegenüber findet Krascheninnikow das ganze Volk roh, voll Leidenschaften, rachgierig und grausam, und die wandernden Korjaken noch dazu stolz und eitel.

Ein eigenartiges Genußmittel von berauschender Wirkung, das bei den Korjaken sehr hoch geschätzt wird, ist der getrocknete Fliegenpilz. Von den Wirkungen, die dieser eminent giftige Pilz hervorbringt, berichtet Maydell folgendes: „Der Pilz wird nicht im frischen Zustande gegessen, in dem er giftig wirken soll, sondern stets in den Rauch gehängt, bis er einschrumpft und ganz trocken wird, so daß man ihn gut aufbewahren kann. Er soll nur unter Birken vorkommen, ist also an einzelne Orte gebunden, von denen mir besonders Penshinskoje und Markowo genannt wurden. Der Korjake genießt ihn, indem er den trockenen Pilz kaut und mit Hilfe von Wasser, das er dazu trinkt, auch hinunterschluckt. Nach einiger Zeit wird er höchst aufgeräumt, unterhält sich mit

Personen, die gar nicht anwesend sind, die er aber sieht, erzählt ihnen höchst befriedigt, welche großen Reichtümer er besäße u. s. w. Auch kann er von den Anwesenden gefragt werden und antwortet ihnen mitunter ganz vernünftig, aber immer mit Bezug auf das ihm im Rausche als Wirklichkeit Erscheinende. Er kann sich während der Dauer des Rausches sehr wohl von Ort zu Ort begeben, ohne zu schwanken; nur scheint der Schwamm auf seine Sehnerven die eigentümliche Wirkung zu haben, daß ihm alles in sehr vergrößertem Maße erscheint. Daher ist es ein stehender Witz unter den Leuten, einen solchen Trunkenen zum Gehen zu veranlassen und ihm dann irgend ein kleines Hindernis, einen Stock zum Beispiel, in den Weg zu legen. Er bleibt dann stehen, mustert das Stöckchen mit prüfendem Blick und springt schließlich mit gewaltigem Satze darüber hinweg. Eine andre Wirkung des Schwammes soll die sein, daß sich die Pupille stark vergrößert und dann wieder stark zusammenzieht, was sich mehrere Male wiederholen soll. Geht der Rausch vorüber, so verspürt der Betrunkengewesene durchaus kein körperliches Unbehagen, sondern bedauert nur, daß die schönen Gesichte der rauhen Wirklichkeit gewichen seien, teilt auch auf Befragen mit, daß er sich in höchst angenehmer Gesellschaft befunden habe, Besitzer von schönen Herden gewesen sei und dergleichen mehr. Jedenfalls scheint sich die Wirkung des Schwammes von der des Opiums dadurch zu unterscheiden, daß die Gesichte nie einen erotischen Charakter haben, daß hingegen nur das Gefühl eines großen Wohlbehagens in Verbindung mit äußerlich sehr glücklicher und befriedigender Lage und Wohlstand erzeugt wird. Schlimme Folgen des Genusses, eine zerrüttete Gesundheit, abnehmende Geisteskräfte sind bisher nicht wahrgenommen worden, was seinen Grund wohl in dem Umstande haben dürfte, daß die Korjaken im allgemeinen sehr selten ihrer Liebhaberei frönen können, da der Schwamm nicht häufig gefunden wird, und auch dann nur in geringen Quantitäten."



Golds

Es sei hier bemerkt, daß die Erscheinungen des Fliegenpilzrausches in auffallender Weise die gleichen Merkmale zeigen, wie sie uns alte Schriftsteller von der Berserkerwut, in die die alten nordischen Recken von Zeit zu Zeit verfallen sind, überliefert haben. Es wurde direkt die Vermutung ausgesprochen, daß die Berserkerwut, bei der allerdings auch noch übernatürliche Kraft als charakteristisches Merkmal angegeben wird, nichts anders gewesen sei als Fliegenschwammrausch.

Vielfach sterben die Korjaken keines natürlichen Todes. Wenn die Beschwerden des Alters sich bemerklich machen, erfüllen, ähnlich wie wir dies zum Teil in der Südsee trafen, die Kinder den Wunsch der Alten und geben ihnen den Tod; jedoch wird stets hervorgehoben, daß dies nur auf besonderen Wunsch der lebensmüden Greise geschieht. Auch bei ihnen blüht der Schamanismus, und zweimal im Jahr opfern die Schamanen, um günstige Jagd auf Seehunde und Fische zu erflehen.

Die Zahl der Korjaken hat in letzter Zeit sehr abgenommen; Sievers giebt sie auf nur 2750 an, während die Tschuktschen auf 5000 geschätzt werden; beide Völker scheinen demgemäß dem Aussterben entgegen zu gehen.

Noch geringer ist die Anzahl der Bewohner der Halbinsel Kamtschatka, der Kamtschadalen oder Itelmen, die auf nur 1950 angegeben wird. Während die Wohnsitze der Korjaken sich bis in

den nördlichen Teil der Halbinsel erstrecken, nehmen die Kamtschadalen den südlichen Teil ein. In ihrem Aussehen und in ihrer Sprache unterscheiden sie sich so wesentlich von den Korjaken, daß an ihrer Stammesverschiedenheit nicht zu zweifeln ist. Ihre Backenknochen stehen weniger hervor als die der bisher genannten Völkerschaften; vielleicht mag dies auch daher kommen, daß sie sich weniger als jene von einer Vermischung mit den Russen frei gehalten haben. Im Sommer wohnen sie in leichten Hütten, die auf Gerüsten aufgebaut sind und hierin an die Wohnungen der Ainos erinnern, die wir schon kennen gelernt haben; im Winter hausen sie in Erdhöhlen, die sie mit Rasen und Erde decken. Ihre Hauptbeschäftigung ist der Fischfang, der sie mit den halbfaul genossenen Fischen versorgt. Außerdem bauen sie Getreide und Kartoffeln und treiben wenig Viehzucht. Die Reisenden stellen ihnen ein günstiges Zeugnis aus, besonders an den Küsten, und heben ihre Vorliebe für Sang und Tanz hervor. Dem Namen nach sind sie Christen.



Giljaken-Gruppe

Als letzte der vielverbreiteten und viel zersplitterten Hyperboräer nennen wir die Giljaken und die nahe mit ihnen verwandten Golds. Sie bewohnen das Gebiet des unteren Amur, die ostsibirische Küste und den nördlichen Teil der Insel Sachalin. Sie sind wohl ein losgelöster Splitter der mächtigeren mongolischen Stämme, die in ihrer Nähe sitzen. In ihrem Aeußeren verleugnen sie den Mongolen nicht. Die Nasen sind flach, die Lippen dick, die Backenknochen vorstehend. An Gestalt sind sie klein. Die Hautfarbe erinnert an die der Chinesen. Das Haar ist schwarz, aber nicht dicht, dagegen ist der Bartwuchs üppiger als sonst bei mongolischen Völkern. Das Haar wird in einem langen Zopf getragen und weder rasiert noch geschnitten.

Die Giljaken scheinen ohne jeden staatlichen Verband zu leben und ihr ganzes Leben nur nach den althergebrachten Sitten einzurichten. Sie sind ausschließlich Fischer, und die reiche Beute, die ihnen die Gewässer liefern, bildet beinahe ihre ausschließliche Nahrung. Zugleich dient ihnen die Fischhaut häufig zur Kleidung, besonders die Sommerkleidung wird aus der Haut der großen Fische gemacht, wie sie speziell unter den Salmoniden vorkommen. Die Haut wird mit großer Gewandtheit abgezogen, die Schuppen vorsichtig entfernt und mit einem Schlegel die Haut geschmeidig gemacht. Bei den Männern und Frauen der Giljaken und ebenso bei den Golds sind die Kleider kaum verschieden. Eine Jacke, die vorn zusammengehalten wird, bildet das Oberkleid für beide Geschlechter; und eine Reihe kleiner Metallscheiben in der Größe eines halben Markstückes kennzeichnet das schöne Geschlecht. Die Jacke des Mannes wird um die Taille durch einen Gürtel zusammengehalten, von dem allerlei Gegenstände des täglichen Gebrauches herunterhängen. Wir finden z. B. hier ein großes

Messer, eine chinesische Pfeife, ein Eiseninstrument, um die Pfeife zu reinigen, Stahl, um Feuer anzuschlagen, einen Knochen, um die Fischhaut zu glätten und Knoten aufzulösen, einen Beutel aus Fischhaut für Zunder und einen Tabakbeutel, der häufig aus der härteren Haut des Störs gemacht ist.

Die Russen haben natürlich versucht, auch die Giljaken und Golds zu christianisieren, allein mit wenig Erfolg. Sie hängen noch treu ihrem Schamanismus an, der natürlich mancherlei abergläubische Gebräuche im Gefolge hat. Sie glauben, daß es Mißgeschick beim Fischen und Jagen bringt, wenn man Feuer in ein Haus trägt, und sei es auch nur in einer Pfeife. Auch sind sie ausgesprochene Fatalisten. Fällt ein Fischer ins Wasser, so wird ihm sein Gefährte nicht helfen, da er in diesem Zufall das Werk einer höheren Macht erkennt, der man nicht in den Arm fallen darf. Wohl zu Zauberzwecken, besonders bei Krankheiten, werden von den Giljaken Bären, Stachelschweine und Schildkröten gehalten.



Tungusen

In der Behandlung der Toten finden wir verschiedene Sitten. Einzelne Stämme verbrennen die Toten in feierlicher Weise und errichten über ihrer Asche kleine Gebäude; andre legen die Körper in Segeltuch eingewickelt zwischen Astgabeln, um sie vor den wilden Tieren zu schützen, bis das Grab gegraben ist, das sie aufnehmen soll. Die Seele der Giljaken geht nach ihrer Ansicht beim Tod in den Lieblingshund des Verstorbenen über, der daher mit besonders leckerem Futter genährt wird, bis der Schamane die Seele wieder herausgebetet hat. Hierauf wird das Tier auf dem Grabe seines Herrn geschlachtet, dessen Seele nach Ansicht der Giljaken im Jenseits in der gleichen Weise lebt wie im Diesseits, denselben Arbeiten nachgehend und die gleichen Vergnügungen genießend.

Wie manche der von den Korjaken und Giljaken angegebenen Züge verraten, erinnern diese Stämme sehr an die Aino, die wir bereits auf der nordjapanischen Insel Jeso kennen gelernt haben, und es ist kein Zweifel, daß die von der Mehrzahl der Bevölkerung Japans sich so scharf unterscheidenden Aino ihre nächsten Verwandten in diesen hyperboräischen Stämmen haben.

Auf nur etwa 325000 Individuen wird die Gesamtzahl aller dieser Eingeborenen des nördlichen Asiens geschätzt, über die wir in vorstehendem einen kurzen Ueberblick gaben. Betrachten wir das ungeheure Gebiet, das wir durchmessen haben, um diesen verschiedenen Stämmen einen Besuch abzustatten, so ist es klar, wie gering die Bevölkerungsdichtigkeit in diesen weiten Wildnissen sein muß. Ohne Zweifel sind große Teile des Landes völlig unbewohnt, vor allem das nördliche sibirische Waldgebiet und die Tundra, die nur im Sommer von den Nomadenstämmen durchzogen wird. Zu dem eingeborenen Element aber hat sich in den letzten Jahrhunderten ein fremdes Element der Bevölkerung gesellt, das immer mehr an Ausdehnung gewinnt und sich zum Herrn des unermeßlichen Gebietes gemacht hat: die Russen. Gewinnsüchtige Pelzhändler, unerschrockene und abenteuerlustige Gesellen waren es, die zuerst in den unwirtlichen Gebieten vordrangen. Ihnen folgten Kosaken, die, zwar von der Regierung zum Schutz der Russen und zur allmählichen Unterwerfung der Eingeborenenstämme entsandt, freilich oft nicht minder zweifelhafte Abenteurer waren. Unter langwierigen und zum Teil heftigen Kämpfen, von denen uns Maydell in der Geschichte

Sibiriens eine eingehende und anschauliche Schilderung giebt, wurde die russische Macht vom Ural bis zum Meer von Ochotsk innerhalb der kurzen Zeit von kaum 60 Jahren ausgedehnt, und seit dieser Zeit wurde Sibirien, besonders seine innerhalb der Getreidegrenze liegenden Gebiete, immer mehr bevölkert. Nicht wenig trug dazu auch das bekannte System der „Verschickung" bei. Die in den weiten Gebieten sich niederlassenden Verbannten bilden oft nicht die schlechtesten Elemente der Kolonisten. Der eigentliche Kern der russischen Bevölkerung Sibiriens rekrutiert sich jedoch aus der russischen Bauernschaft, die sich, im Gegensatz zu dem beutelustigen Volk der Pelzjäger, den wahren und dauernden Reichtum des Landes, den ackerbaufähigen Boden, zu nutze gemacht hat.

Unzweifelhaft steht Sibirien noch eine große Zukunft bevor. Ermöglicht die innere Verwaltung ein freieres Spiel der Kräfte, kommt die transsibirische Eisenbahn, die in kühnem Zug quer durch das russische Reich bis an die Küsten des Stillen Ozeans führende Schienenstrecke, erst zu der vollen Bedeutung, die sie beanspruchen darf, so wird Sibirien einer vielleicht ungeahnten Blüte entgegengehen.

Zunächst finden wir die größte Anhäufung der Bevölkerung an den Ufern der Ströme. Von Westen nach Osten und von Süden nach Norden nimmt die Bevölkerungszahl und Dichtigkeit ab. Im einzelnen verteilen sich die in Sibirien eingewanderten Russen folgendermaßen, wobei wir den Angaben von Sievers folgen: „Am stärksten bevölkert sind in Sibirien: die Umgebung des Irtisch, Ob und Jenissei von Tobolsk über Omsk nach Tomsk und weiter nach Krasnojarsk, entsprechend dem großen Verkehrswege, ferner die Umgebung der Angara unterhalb Irkutsk und der Selenga oberhalb des Baikalsees, endlich die Ufer des Amur, namentlich um Nertschinsk, Blagowjestschensk und am Unterlauf des Stromes.

Betrachtet man eine ethnographische Karte Sibiriens, so erkennt man, daß ein schmaler Streifen russischer Ansiedler quer über das Land von Westen nach Osten zieht, der am stärksten, abgesehen von den Ostabhängen des Ural, zwischen Jenisseisk und Irkutsk, ferner um Tschita und Nertschinsk herum erscheint. An den Ufern der Flüsse Ob und Irtisch dehnt sich ebenfalls ein schmales Band russischer Bevölkerung hin; wie es auch am Jenissei bis zur Küste und längs der Lena bis Jakutsk zu erkennen ist. Ein gleiches zieht sich am Amur entlang von den Quellen der Ingoda bis zur Mündung und ist auch am Ussuri schon erkennbar, ja man kann es selbst in Kamtschatka verfolgen, wo sich die russische Bevölkerung im Thale des Kamtschatkaflusses und in dem des Tigil ausbreitet. An der Kolyma, Indigirka und



Schaukelvergnügen im Kirgisendorf

Jana sind um die dortigen Städtchen herum bereits Ansätze zur Ausbildung einer ähnlichen Zone russischer Nationalität vorhanden, wie sie sich mit der Zeit auch an der Lena und im Witim-, Wiljui- und Aldanthale entwickeln wird. Schon jetzt ist dort überall die Zahl der Russen sehr viel größer als die der Eingeborenen."

In vielen Punkten weicht der eingewanderte Russe merkwürdigerweise von seinem Landsmann in der Heimat, von dem echt slavischen Typus ab. Wie der Engländer in der nordamerikanischen Union sich zum Yankee umgestaltet hat, so ist das Produkt der sibirischen Kolonisation der „Ssibirjak". Einen bedeutenden Faktor bildet dabei die leichte Anpassungsfähigkeit des Russen an veränderte Kultur- und Naturverhältnisse, an Sitte, Sprache und Mythologie der Eingeborenen, denen er gegenübertritt. Das Mongolentum hat den eingewanderten Slaven einen ihnen ursprünglich fremden Zug aufgedrückt, das schwarze Haar verdrängt das braune; schwarze oder braune Augen mit schmachtendem Blick, stark hervortretende Backenknochen, eine breite Nase, alle diese Merkmale weisen auf Mongolenblut hin. „Der Ssibirjak," schreibt Petri, „zeichnet sich durch eine Menge von guten, nicht minder aber auch schlimmen Eigenschaften aus. Vor allem charakterisiert ihn eine männliche Thatkraft sowie eine physische und geistige Frische. Durch Vermischung mit den Eingeborenen und im Kampfe mit der jungfräulichen Natur Sibiriens ist der Slave, der sibirische Kulturträger, selber zur Natur zurückgekehrt. Er hat an Unternehmungslust, an Entschlossenheit und Findigkeit gewonnen, er hat die ‚Eigenschaften eines Robinson' erworben, wie Jadrinzew sich treffend ausdrückt. Er ist ein self-made-man und eben darum, trotz seiner offenbaren Gutmütigkeit und Gastfreundlichkeit, durchaus individualistisch und praktisch gesinnt. Ja noch mehr, die seit drei Jahrhunderten systematisch ausgeübte Raubwirtschaft, denn als solche ist die slavische Kolonialwirtschaft in Sibirien zu bezeichnen, hat in dem ‚Ssibirjak' die Gier nach Bereicherung großgezogen und ihn zu einem rücksichtslosen Ausbeuter gemacht; andrerseits hat die despotische Gewalt der ‚Wojewoden' und Generalgouverneure, die furchtbare Korruption des Beamtenstandes, der Mangel an Oeffentlichkeit und somit die vollkommene Rechtlosigkeit des Sibiriers der administrativen Willkür gegenüber, ihm das Gepräge der Verschlossenheit und Tücke aufgedrückt."



Eine Giljakin

Hervorzuheben ist aber ihr großer Sinn für Verbreitung allgemeiner Bildung. In glänzender Weise hat sich die Opferwilligkeit der Sibirier bei Errichtung der Universität Tomsk bekundet, und bei ihrem praktischen Sinn haben einzelne Ssibirjaken gewaltige Opfer für die Erschließung Sibiriens, z. B. für die Herstellung des Ob-Jenissei-Kanals, gebracht.

Die Eingeborenen Sibiriens werden verschwinden, wie der Indianer vor dem Yankee verschwunden ist, aber auf dem alten Boden wird ein neues, thatkräftiges Volk erblühen.



Kaukasische Krieger

Elftes Kapitel

Der Kaukasus, Armenien, Kleinasien, Mesopotamien, Syrien und Palästina, Arabien

Der Kaukasus

Wo liegt die Grenze zwischen Asien und Europa? Die Frage ist allmählich zu einer Doktorfrage geworden, auf die die geographische Wissenschaft eine klare Antwort bisher schuldig geblieben ist. Wo die Landmassen Europas und Asiens ineinander übergehen, läßt sich nicht scharf abgrenzen. Weder die Geologie noch die Bodenplastik helfen uns hier aus der Verlegenheit.

Schon Strabo hat die Frage aufgeworfen, ob der Kaukasus, der sich wie ein gewaltiger Riegel zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meer hinzieht und der Manytschniederung als Schwelle vorgelagert ist, zu Asien oder zu Europa zu rechnen sei. Die Mehrzahl der heutigen Geographen rechnet dieses Hochgebirge, von dessen landschaftlichen Schönheiten uns Merzbacher in einem prächtig ausgestatteten Reisewerk die fesselndsten Schilderungen geliefert hat, zu Asien. Wir schließen uns dieser Zuteilung an und behandeln demgemäß die Kaukasusvölker im Rahmen der Bevölkerung Asiens.



Vornehmer Avare

„In keinem zweiten Land der Erde," schreibt Merzbacher, „wird man auf gleich engem Raume so viele verschiedenartige Völker seßhaft finden, die sich voneinander in Typus, Sitte und Sprache so wesentlich unterscheiden, als im Kaukasus. Zeigen die einen deutlich auf nahe Verwandtschaft mit innerasiatischen Völkern hin, so erkennen wir in Geschichte, Typus, Charakter und Sitten andrer deutliche Beziehungen zu längst in Europa seßhaften Stämmen. Auch in dieser Hinsicht ist eben der Kaukasus nicht eine Scheidewand, wie man lange Zeit angenommen hat, sondern ein Bindeglied zwischen Osten und Westen der Alten Welt."

In das unwegsame Hochgebirge flüchtet der verfolgte Räuber, und ebenso sind die höheren Gebirge der Erde die Zufluchtsorte für bedrängte

Völker. In ganz besonderem Maß scheint dies von dem Kaukasus zu gelten. Manche kleinen Reste in der Vorgeschichte zurückgedrängter, zersprengter und verfolgter Völker haben in den engen Thälern dieses Hochgebirges vor ihren Verfolgern Schutz gefunden. Das mag sich oft wiederholt haben, und selbst bei ursprünglich zusammenhängenden Völkern hat die Isolierung in abgeschlossenen Thälern eine verschiedenartige Entwicklung begünstigt. So tritt uns in der Bevölkerung des Kaukasus ein auffallendes Völker- und Rassengemisch entgegen, auffallend durch die Altertümlichkeit der Sitten, und in ihren Sitten wie in ihren Sprachen von den andern Völkerschaften in ihrer Umgebung wesentlich abweichend. Schon im Altertum wurde die Fülle der Sprachen im Kaukasusgebiet gerühmt, wobei allerdings übertriebene Vorstellungen mit unterliefen. Erzählt doch Strabo, daß in dem alten Handelsemporium Dioskurias am Pontus Euxinus die Kaufleute von 70 Völkern zusammentrafen, die sich in ebensovielen verschiedenen Sprachen ausdrückten. Plinius erwähnt, daß dort 130 Dolmetscher zur Vermittlung der Geschäfte nötig waren. Die arabischen Geographen nannten den Kaukasus „Djebel-al-suni", d. h. „Berg der Sprachen". Zwar haben neuere Studien nachgewiesen, daß manche bisher als selbständig angesehene Sprachen nah verwandt und zusammengehörig sind, allein immerhin besteht auch jetzt noch eine außerordentliche Vielfältigkeit von Sprachen, so daß sich Völker, die auf engem Raum nebeneinander wohnen, nur schwer verständigen können und also der Ruf von der Vielsprachigkeit des Kaukasus immer noch eine gewisse Berechtigung hat.



Eine Georgierin (Kaukasien)

Im allgemeinen herrschen bei den Völkern des Kaukasus primitive Verhältnisse von meist sehr altertümlichem Zug und manche Roheit in Wesen und Sitte, die sogar eine Verkehrsschwierigkeit bilden können. Gleichwohl sind diese Gebirgsbewohner durch ihre vielfachen Unterschiede, die sich auch in der äußeren Erscheinung, in Typus und Tracht geltend machen, und durch die oft überraschende Schönheit wenigstens der männlichen Bevölkerung dem reisenden Ethnographen eine unerschöpfliche Quelle der Anregung.

Meist werden die Kaukasier in nördliche und südliche Völker eingeteilt, die wiederum in verschiedene Gruppen zerfallen. Von ihnen wollen wir die wichtigsten hervorheben.

Der Nordostabhang des Gebirges wird von den bis zum Kaspischen Meer sich erstreckenden Lesghiern bewohnt, einer Völkergruppe, deren Kopfzahl auf etwa 590 000 beziffert wird. Freilich werden unter diesem Namen sehr verschiedenartige Völker und Völkchen vereint, und „das einigende

Band ist", wie Merzbacher hervorhebt, „bei ihnen eigentlich nur der Islam, die Gemeinsamkeit der Wohnsitze und die politische Zusammengehörigkeit, nicht etwa eine sehr nahe Rassenverwandtschaft". In ihrer äußeren Erscheinung werden die Lesghier von vielen als die schönsten Kaukasier bezeichnet. Weithin haben sie den Ruf ihrer Tapferkeit durch ihre langwierigen Kämpfe mit den Russen getragen, denen sie bei deren Bestreben, auch in die Wildnisse des Kaukasus einzudringen und sich diese freiheitsliebenden Stämme zu unterwerfen, über zwanzig Jahre lang den heldenmütigsten Widerstand leisteten. Ihr weithin bekannt gewordener Führer war der Kriegerprophet Schamyl (Samuel). In ihrer Lebensweise und wohl auch in ihrer Rasse bilden die Lesghier zum Teil einen Uebergang zu den Tataren des angrenzenden Tieflandes. Mit Rinder- und Schafherden weidend wohnen sie in Filzjurten, die aber eine gestreckte Form haben. Doch finden sich auch Häuser aus Holz oder Stein, die bequem eingerichtet sind. Als Kleid wird die „Chodka" getragen, ein bis zum Knie reichender Rock, der durch einen Gürtel um den Leib zusammengehalten wird. Die Weiber tragen ebenfalls diesen enganliegenden Rock und lange, faltenreiche Beinkleider, beides in grellen Farben, und ein blaues Hemd. Der Kopf wird meist von einem niedrigen fesartigen Käppchen bedeckt, manchmal erreicht das Käppchen aber auch eine phantastische Höhe. Die Herstellung der Kleidung war früher Aufgabe der Hausindustrie, die den Frauen oblag. Das grobe lesghische Tuch, die daghestanischen Goldstickereien auf Leder, die seidenen Gürtel, die selbstgefertigten Teppiche, die den Boden in den lesghischen Hütten bedecken, sind sogar Handelsartikel geworden. Allein trotzdem verliert durch den Einfluß der Baumwollen- und Seidenwaren die Tracht rasch ihre Originalität und zwar die weibliche Tracht rascher als die männliche.



Kaukasierin in altgrusinischer Tracht

Am nächsten verwandt mit den Lesghiern und häufig mit ihnen vereint sind die im Zentrum von Daghestan sitzenden Avaren. Der Name ist türkisch und bedeutet Räuber. Mit den Hunnen aber, wie dies nicht selten angenommen wird, haben sie nichts zu thun. Gerade auf dem Gebiet der Avaren haben sich die merkwürdigsten Episoden in den wechselvollen Kämpfen zwischen Russen und Lesghiern abgespielt; der schon genannte mächtige Heerführer Schamyl war Avare von Geburt.

Im mittleren Teil des nördlichen Kaukasus finden sich, teils das Gebirge selbst, teils die Vorberge bewohnend, die Tschetschenzen. Der Name ist ihnen von den Russen gegeben worden; von den Georgiern werden sie Kisten genannt, sie selbst bezeichnen sich als Nachtschuri und Nachtsche, d. h. Volk. Kriegerische Tüchtigkeit, aber auch Grausamkeit und Wildheit zeichneten die Tschetschenzen von jeher aus und machten sie in den Unabhängigkeitskämpfen mit den Russen zu deren zähesten Gegnern. Ihr unbändiges Freiheitsgefühl läßt sie keine Herren aus ihrer Mitte dulden; sie sind „Usden", Freie, und regieren sich selbst in uralten Geschlechtern. Traditionen weisen darauf hin,

daß sie früher Christen gewesen sind, allein heute sind sie Bekenner des Islam. Ihre Zahl wird auf etwa 140 000 angegeben.

Die innersten Teile des Kaukasus bewohnen in der ungefähren Kopfzahl von 110 000 die Osseten. Ihre Sprache weist sie der persisch-armenischen Verwandtschaft zu. Das eigenartigste an diesem Gebirgsvolk sind seine religiösen Vorstellungen. Wie die übrigen Völker des Kaukasus waren auch sie Christen, und erst später drang zu ihnen der Islam. Während dieser aber bei der Mehrzahl der Kaukasier das Christentum völlig zu verdrängen wußte, gelang ihm dies bei den Osseten nicht; aber sein Einfluß führte zu einer merkwürdigen Mischreligion aus christlichen, islamitischen und heidnischen Vorstellungen. Wir können es uns nicht versagen, an der Hand von Ratzel diese



Transkaukasische Leute aus dem Volke

eigentümliche Religion näher zu schildern. Heute noch verehren die Osseten die Jungfrau Maria als „Mady Mairam"; allein sie versetzen sie auf die Höhen und in die Höhlen der Berge, wo auch die Schutzgeister des Dorfes in Türmen und Häusern, die höher als das Dorf liegen, ihre Verehrungsstätten haben. Einen eigentlichen Priesterstand giebt es nicht, nur Erb- oder Wahlpriester, die nichts anders sind als Vorsteher dieser Tempel. Häufig übernimmt die Rolle des Opferpriesters der Aelteste der Gemeinde; er allein hat das Recht, in die enge Thür des Tempels zu treten, wohin die Opfer gebracht werden. Der Tempel ist klein, niedrig, dunkel, ohne Fenster und ohne jegliche Ausschmückung. Im Innern steht ein steinerner Opferaltar, der mit einigen Gläsern Bier und verschiedenen Amuletten besetzt ist. Diese Schutzheiligen spielen eine bedeutende Rolle, und die Schutzgeister der Dörfer scheinen mehr Verehrung zu empfangen als alle andern Heiligen, an die die Osseten sich wenden, wie Elias oder Nikolaus. Neben ihnen existieren Schutzheilige aller Jagdtiere, von denen sich der Ossete immer erst die Erlaubnis zum Schießen erbittet, wenn er auf die Jagd gehen will. Auch leblose Dinge haben Schutzheilige, und am Ende giebt es keinen Gegenstand im



Utschkulanen (aus dem Kubanthale)

Leben der Osseten, der nicht seinen „Gott" oder seinen „Heiligen" hätte. Die ossetischen Zauberer und Wahrsager wie die Personen, die die Zeremonien bei der Eheschließung und Bestattung leiten, wenden sich mit ihren Bitten und Beschwörungen zu Heiligen ohne Zahl: zum „Heiligen des Spinngewebes", zum „Heiligen der Haare und Nägel", zum „Heiligen der Gräser und der Winde", zum „Heiligen der Käfer, der Würmer und der Schlangen". Jeder Schritt ist von Zauber und Beschwörung begleitet, der Zauberer ist der eigentliche Priester. Heldengesänge der Osseten von einem riesenhaften Volk der Narten, das früher den Kaukasus bewohnte, weisen auf Persien hin. Noch manches Interessante wäre von diesem abgeschlossenen Volk zu berichten. Ganz unorientalisch sitzen sie auf Stühlen und Bänken. Die Versammlung der Hausväter des Dorfes spricht nach Ratzel Urteile, früher auch Todesurteile, und jeder Hausvater hatte sie an den Seinigen zu vollstrecken. Familienzusammenhang und Gastfreundschaft stehen dem Osseten hoch. Vor dem Schmaus mit seinen Freunden spricht er Weihworte, den Becher in der einen, das Fleisch in der andern Hand. Schriftzahlzeichen waren dem Osseten ursprünglich fremd; seine Rechnungen macht er an dem Kerbholz.

Im westlichsten Teil des Kaukasus, bis zum Schwarzen Meer reichend, wohnen die Tscherkessen.

Nehmen wir diesen Begriff im weiteren Sinn, so haben wir auch die Abchasen und Kabardiner hinzuzurechnen. Unter allen Stämmen des Kaukasus gelten die Tscherkessen als das edelste und tüchtigste Volk, das zugleich im Ruf einer unbezwinglichen Tapferkeit steht. Freilich mußten auch sie nach den erbittertsten Kämpfen die Ueberlegenheit der Russen anerkennen; allein viele wollten sich nicht dem Joche des verhaßten Feindes beugen. Nach der endgültigen Besiegung und der Besetzung ihres Landes im Jahre 1866 verließen etwa eine halbe Million Tscherkessen ihre alte Heimat, in der sie aller Wahrscheinlichkeit nach seit zwei Jahrtausenden seßhaft gewesen waren. Haß gegen den Sieger, religiöser Fanatismus, den türkische Emissäre trefflich zu schüren verstanden, waren die Triebfedern dieser Auswanderung. Ihr Ziel war teils die europäische Türkei, teils Kleinasien. Ihre Heimat, das ehemals reich bebaute Gebirgsland an den Oberläufen des Urup, der Laba, Bjelaya, des Pschisch und Psekup, ist wieder zur Wildnis geworden, ein Lieblingsaufenthalt der wilden Tiere des Gebirges, des Auerochsen, des Steinbockes, der Hirsche, Gemsen und Bären.

Die Zahl der heute im Kaukasus ansässigen Tscherkessen berechnet Graf Zichy, der durch seine Reisen und Forschungen in diesen Gebieten wohlbekannte ungarische Magnat, auf etwa 160 000.

Vor ihren östlichen Nachbarn, die wir bereits kennen gelernt haben, besonders den Lesghiern, zeichnen sich die Tscherkessen durch edle Charakterzüge aus.

In ihrer äußeren Erscheinung zählen die Tscherkessen ebenfalls zu den bevorzugten Stämmen des Kaukasus, und bekanntlich sind es besonders die Frauen, die Cirkassierinnen, denen vielfach die Palme der Schönheit zuerkannt wird, die sie höchstens noch mit den Georgierinnen zu teilen haben, einem andern Stamm des Kaukasus, den wir noch kennen lernen werden. Stattliche Größe, edler Gesichtsschnitt, elastischer Gang vereinen sich, die Tscherkessin zu einer hervorragenden Schönheit zu stempeln. Wenn dies das überwiegende Urteil der Besucher des Kaukasus ist, so dürfen wir aber nicht verschweigen, daß es unter ihnen auch Skeptiker giebt. So schreibt ein englischer Schriftsteller, Barkley, daß er an den Cirkassierinnen nichts zu bewundern gefunden habe als ihre Hände und Füße; hier allerdings giebt er zu, daß sie den Neid einer jeden Engländerin erwecken müßten. Dagegen zollt er der Schönheit der Männer jede Anerkennung und findet, daß sie sich zu der übrigen Menschheit verhalten wie ein arabisches Pferd zu den andern geringeren Rassen. „Kein Volk hat eine schönere Schädelbildung, formvollendeteren Körper, intelligentere und zugleich kühnere Züge."



Kabardinische Frau

Die prächtige Erscheinung kommt durch die Kleidung noch zu größerer Geltung. Besonders die Kabardiner zeichnen sich durch reiche und geschmackvolle Tracht aus. Wie ihre Sitten und Umgangsformen als die feinsten aller kaukasischen Völker gelten, so ist auch ihre Art, sich zu kleiden, die Pferde zu satteln, und andres, vorbildlich geworden. Charakteristisch ist die hohe Kopfbedeckung der Frauen; sie besteht aus einem etwa 15 Centimeter hohen Cylinder, bedeckt mit Silber und Goldstickerei und gekrönt von einer Metallagraffe, an der kleine Metallkugeln aufgehängt sind. Der kostbare und gefällige Kopfschmuck dient zur Befestigung des Schleiers. Der Körper ist von einem langen, seidenen Kleid eingehüllt, das durch einen kostbaren Gürtel zusammengehalten wird. Bemerkenswert ist eine ungemein reiche Stickerei, ähnlich der unsrer Husarenuniformen, die an den Aermeln herabfällt. Die Kabardiner beider Geschlechter sind

sehr eitel darauf, eine möglichst schlanke Taille zu besitzen. Für den Mann bildet den schönsten Schmuck die Waffe; Schwert, Dolch und Pistole waren in der kriegerischen Zeit unentbehrliche Bestandteile der Tracht des Tscherkessen. Bei besonderen Gelegenheiten kamen der Kettenpanzer, die Flinte, der asiatische Bogen und der pfeilgefüllte Köcher hinzu. Kostbare damascierte Waffen wurden aus Persien und der Türkei eingeführt, und alte Rüstungen, von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, machten den Stolz der Fürstensöhne aus. Auch das Pferdegeschirr war oft sehr kostbar. Daß ein so kriegerisches Volk den Waffenübungen in höchstem Maße huldigte, ist selbstverständlich, und Bogenschießen ist bis auf den heutigen Tag eine Lieblingsbeschäftigung der Jugend im Tscherkessenland.

Die Tscherkessen sind in allen ihren verschiedenen Stämmen Mohammedaner, und da, wo sie unter Christen eingewandert sind, liefern sie nach Ratzel manche Beispiele für die Regel, daß im Kaukasus die Mohammedaner fleißiger als die Christen sind. In Kleinasien und der Türkei erfreuen sie sich zwar nicht überall dieses Rufes, sondern fallen hier häufig als rohes Element den benachbarten Ansiedelungen lästig, genießen aber als Mohammedaner des besonderen Schutzes der Behörden. Nicht selten bedrängen sie auch ihre Nachbarn durch Räubereien. Die ganze Erziehung der Jugend geht naturgemäß darauf hinaus, den Knaben zu einem tüchtigen Krieger heranzubilden: Reiten, Schießen, Fechten, Jagen sind die Hauptbeschäftigungen, und für geistige Bildung bleibt nicht allzu viel Zeit übrig. In Sprichwörtern und Erzählungen, in Legenden und Gedichten erben sich die Kenntnis ihrer Vorfahren und praktische Lebensregeln fort.



Karatschatscher Fürst

Die Ehe wird meist durch Kauf oder Brautraub geschlossen. Wie die Georgierinnen führt auch die Cirkassierinnen ihr Schicksal häufig in die Harems der türkischen Großen.

Wenden wir uns dem Süden des Kaukasus zu, so treffen wir im Osten als einen durch viele sehr altertümliche Gebräuche ausgezeichneten Stamm die Chewsuren, die uns besonders durch Radde und Merzbacher näher

bekannt geworden sind. Sie und die benachbarten, durchweg kleinen Stämme sind arme, einfache, aber kräftige und ethnologisch höchst eigenartige Völkerexistenzen. Ihr Wohngebiet in schwer zugänglichen Schluchten erklärt wohl zur Genüge das viele Altertümliche ihres Wesens, wovon wir nur einiges hervorheben wollen.

Zu den eigenartigsten und unserm Gefühl widersprechendsten Gebräuchen gehört die Sitte, daß die Frauen kurz vor ihrer Niederkunft die Wohnungen verlassen und eigne Hütten beziehen müssen, in denen sie, ohne daß ein menschliches Wesen sie besuchen darf, auch nach der Entbindung noch einige Tage zu verweilen haben. Die Speisen werden durch eine Oeffnung im Dach des Gebäudes



Gruppe von Armenierinnen, von der Amerikanischen Missionsgesellschaft als Lehrerinnen ausgebildet

hinabgelassen. Mit dieser grausamen Sitte hängt auch die Vorschrift zusammen, daß sich die Männer nach der Geburt eines Kindes 7 Wochen lang von allen Festlichkeiten fern zu halten haben, eine Sitte, die etwas an den eigentümlichen Brauch des sogenannten männlichen Wochenbettes anklingt.

Auch der Kranke gilt als unrein. Geht es mit einem Chewsuren zu Ende, so wird der Sterbende ins Freie geschafft. Abergläubische Vorstellungen spielen überhaupt eine bedeutende Rolle bei diesem Volk. Sie sind Christen, aber selten wird man, so schreibt Merzbacher, bei einem zum Christentum sich bekennenden Volk so absonderliche Vorstellungen, eine gleich große Mischung von Aberglauben und Wahnwitz finden. Ganz besonders ist das Trankopfer zu erwähnen. In einsamen Hütten wird von den sogenannten Dasturen aus Gerste und Hopfen das heilige Bier gebraut, und bei den Bierfesten kreisen die Humpen aus Lindenholz zu Ehren eines Geistes, dem die Bottiche, die kreiselförmigen kupfernen Kessel und das Bier ausschließlich gehören. Die Dasturen aber, die

diesen Göttertrank brauen, dürfen ein Jahr lang die Brauhütte nicht verlassen und weder Weib noch Kind sehen. Kirchenfeste spielen übrigens eine große Rolle im Leben der Chewsuren. Die am Kardonnerstag beginnende, zugleich als Nationalfest geltende Feier dauert vier Tage lang. Dabei wird übrigens zur Erinnerung an den Durst des Heilandes nur Brot und Salz gegessen, „und nur ein wenig Bier erlaubt man sich dazu zu trinken."

Sehr eigenartig ist die Männertracht der Chewsuren, in der sich der eminent kriegerische Charakter dieses Völkchens ausspricht. „Bis vor kurzem," erzählt Merzbacher, „verließ kein Chewsure anders sein Haus als in voller ritterlicher Wehre: den Oberkörper mit einem Ringelpanzer bedeckt, die Unterarme von Armschienen beschützt, auf dem Haupt eine kleine runde, schwach konkave Metallscheibe mit herabhängender Nackenberge, in der einen Hand das lange, gerade Schwert, in der andern den kleinen, runden Metallschild und im Gürtel den Kindschal, ein langes, dolchartiges Messer. Wie ein Reisiger des Mittelalters kam er daher. Diese Ausrüstung sowie die eigentümlich bunt verzierten Gewänder mit auf Brust und Schultern aufgenähten Kreuzen gaben Anlaß zur Bildung der in vielen Reisewerken verbreiteten Legende, daß die Chewsuren versprengte Kreuzritter seien. Zu dieser Bewaffnung kamen in alter Zeit noch Bogen und Pfeil, in neuerer Zeit Feuerschloßgewehr, Pulverhorn und Pistolen. Eine noch jetzt allgemein getragene Waffe ist ferner der ‚Sazeruli', ein Schlagring von flacher Form aus Eisen oder Messing, in dessen äußerer Peripherie spitze, lange Zähne eingefeilt sind."


Armenier in Nationaltracht

Die Existenz der Blutrache und die Sitte der Verlobung der Kinder im zartesten Alter wollen wir nur erwähnen.

Westlich von den Chewsuren sitzen die Swanen oder Swaneten. Nur ungefähr 14000 Köpfe stark, zählen sie zu den kräftigsten Völkern des Kaukasus. Obwohl nominell den Russen unterworfen, dürfen sie doch beinahe heute noch auf den Namen der „freien Swanen" Anspruch machen; denn in ihren unzugänglichen Wohnsitzen an den Quellen der Inger, eingeschlossen von hohen Bergen, nur durch enge, zeitweise unpassierbare Schluchten mit der Außenwelt in Verbindung stehend, haben sie es bisher mit Erfolg verstanden, allen Versuchen der Russen, ihre Oberhoheit praktisch auszuüben, Widerstand zu leisten. Dabei herrscht keineswegs Einigkeit unter ihnen selbst. Dorf liegt mit Dorf in Fehde, Familie mit Familie, und die Blutrache wird auch bei ihnen grausam durchgeführt. Dieser kriegerische Zug drückt sich auch in den Wohnungen aus, die in ähnlicher Weise bei allen Kaukasusvölkern vorkommen, die zu erwähnen wir aber bisher noch keine Gelegenheit hatten. Alle die festen Steinhäuser, die als Wohnungen dienen, sind besonders durch mächtige, mit Schießscharten versehene Verteidigungstürme, oft wahre Kolosse von Bauwerken, geschützt. Schon von den alten griechischen und römischen Schriftstellern werden die Swanen bei Aufzählung der kolchischen Völker erwähnt, und nachweisbar seit Jahrtausenden sitzen sie an ihrem heutigen Wohnort. Dürfen wir uns wundern, daß in dieser Abgeschlossenheit, in diesen engen Thälern ein rauhes Volk herangewachsen ist? Radde ist schlecht auf sie zu sprechen. „Selten," so schreibt er, „findet man unter ihnen intelligente Gesichter. Unverschämtheit und Roheit sind in ihrem Betragen vorherrschend; dickköpfige Widerspenstigkeit ist

oft vereint mit tierischer Stupidität; manche von diesen Menschen haben ein Dutzend Morde auf dem Gewissen.“ Dieses Urteil ist wohl zu hart. Denn von andrer Seite wird hervorgehoben, daß die Swanen trotz ihres kriegerischen Charakters ein fleißiger Menschenschlag sind, der die vier Wachstumsmonate in seinen Hochthälern rege auszunützen versteht.

Die Kleidung der Swanen wird nicht als so reich geschildert wie die der bisher besprochenen Kaukasusvölker. Das Malerische ihrer Erscheinung liegt mehr in einem gewissen wilden Zug, so z. B., wenn die Männer Schaffelle als Kleider tragen. Die Kinder gehen sehr wenig bekleidet. Auch bei den Swanen herrscht der Brautkauf oder auch der Brautraub, letzterer zum mindesten wenigstens der Form nach.



Nestorianischer Lehrer mit Schülern (Armenien)

Die Swanen sind zwar Christen, doch ist auch ihr Christentum stark fadenscheinig geworden. Neben den mächtigen Turmhäusern machen die kleinen Kapellen einen sehr unscheinbaren Eindruck. Vor allen wird als Heilige die Königin Thamar verehrt, die im zwölften Jahrhundert das Christentum einführte.

Im südlichen Vorland des Kaukasus begegnen wir den Mingreliern, die unter eignen Fürsten, den Dadianen, stehen, den Imeretiern und den Grusinern oder Georgiern. Wir wollen besonders letzteren noch einige Zeilen widmen, da sie von allen kaukasischen Völkern die bekanntesten und höchstkultivierten und auch durch mancherlei vorzügliche Eigenschaften des Körpers und Geistes ausgezeichnet sind. Sie bewohnen in der Zahl von fast einer Million das Vorland des Gebirges bis zum armenischen Hochland; in der Einteilung der russischen Provinzen wird das alte Georgien, das die inneren Teile Kaukasiens einnimmt, als Gouvernement Tiflis bezeichnet. Das ganze Gebiet, der Kern Transkaukasiens, ist stark bevölkert. In den fruchtbaren Niederungen von Georgien wie auch in Mingrelien und Imeretien wird Ackerbau getrieben; allerdings nehmen heute die Wein- und Obstgärten, von denen die früheren Reisenden entzückt erzählen, ein viel kleineres Gebiet ein. Wir wollen nicht entscheiden, ob wirklich das Klima wechselvoller geworden ist und nur die Traubenkrankheit, die selbst den wilden Wein der mingrelischen Wälder ergriffen haben soll, daran schuld ist oder auch eine gewisse Trägheit und Genußsucht der Eingeborenen.

Die Georgier blicken auf eine lange kriegerische und ruhmvolle Geschichte zurück. Umgeben von übermächtigen Nachbarn gerieten sie abwechselnd in die Fremdherrschaft der Perser, Byzantiner und Araber, aber immer wieder erlangten sie ihre Freiheit und bewahrten mit einer merkwürdigen Zähigkeit ihre Stammeseigentümlichkeiten. Allmählich aber sank das Reich politisch von seiner Höhe

herab, wurde in seinem östlichen Teil eine Beute der Perser, in seinem westlichen der Türken und fiel vor etwa einem Jahrhundert an Rußland. Zugleich förderte ein sich bemerkbar machender träger und sinnlicher Zug den wirtschaftlichen Rückgang der Georgier zu Gunsten der schlauen Armenier, die jetzt in der alten grusischen Hauptstadt Tiflis 40 Prozent der Bevölkerung ausmachen und tonangebend sind. Trotz allem ist ein edler Charakter den Georgiern nicht abzusprechen. Mehr aber als dieser hat die körperliche Schönheit diesen Volksstamm bekannt, ja geradezu berühmt gemacht. Sie entsprechen am meisten dem Idealbild von Kaukasusvölkern, vielleicht dem Idealbild menschlicher Schönheit überhaupt: hohe, kräftige Gestalten, hellhäutig, braun- oder schwarzhaarig, mit dunkeln oder grauen Augen, stark vorspringender Nase, vollem, etwas ovalem Gesicht. Nur die Stirn dürfte vielleicht als zu niedrig erachtet werden. Selbstverständlich darf man nicht erwarten, daß jede Georgierin ein Schönheitsideal verkörpert. Es giebt Gegenden mit schönen und minderschönen Menschen, es finden sich tatarische Mischungen von entschiedenster Ausprägung, und Ratzel meint sogar, mancher habe sich von den kaukasischen „Schönheiten" ebenso enttäuscht gefühlt wie vom kolchischen Wein. Allein für die weit überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung Georgiens gilt dieses Schönheitslob, und die Großen des Ostens haben von jeher grusinische Schönheit zu schätzen gewußt. Zahlreich und einflußreich waren und sind heute noch Grusinerinnen in allen Harems vertreten, ihr Blut fließt in den Adern türkischer, ägyptischer, persischer, tatarischer Fürsten, und unleugbar ist es, daß dieser kaukasische Stamm durch seine Töchter fortgesetzt rasseveredelnd auf die Nachbarvölker eingewirkt hat. In neuerer Zeit verheiraten sie sich häufig mit Russen. Ihrer Religion nach sind die Georgier Christen, nachdem sie einmal vorübergehend dem Islam anheimgefallen waren.



Nestorianische Armenierinnen beim Buttern in einem Ziegenfell

Mit einigen Worten müssen wir noch einer charakteristischen Leidenschaft der Grusier gedenken. Es ist nämlich ein höchst trinkfestes Volk. Die Quellen, schreibt Merzbacher, wo der echte und unverfälschte Kachetiner Wein fließt, sind äußerst zahlreich. Statt aus Tonnen, wird er aus strotzend gespannten Tierschläuchen, enormen, in ihrer Form verbliebenen Büffelhäuten abgezapft, die gleich



Tscherkessische Fürstin mit ihrer Tochter

ausgeweideten Tieren alle viere gen Himmel streckend in Reihen am Boden liegen. Bodenstedts Trinklieder des weinfrohen Mirza Schaffy rühmen gleich andern poetischen Reisenden das Funkeln und Perlen, das Feuer und den Duft dieses Traubensaftes, während Merzbacher ein etwas skeptischeres Urteil fällt und dem berühmten Wein einen harten, tintigen Geschmack zuschreibt. Er findet, daß er des Aromatischen, Lieblichen, der Blume entbehre, und zwar gelte dies nicht nur von dem Produkte der Bauern, die die Beeren mit den Füßen austrampeln, das edle Naß in großen, in die Erde eingegrabenen Thonamphoren gären lassen und dann in mit Naphtha getränkten Schläuchen transportieren, sondern ebenso von dem durch deutsche Kolonisten rationeller behandelten Wein.

Mag dem sein, wie ihm wolle, jedenfalls trinken die Grusiner eine gute Quantität ihres gebauten Weines selbst, und althergebrachte, bei endlosen Gelagen übliche Zechgebräuche, eine Masse von Trinksitten und Trinksprüchen stempeln die Trinkfreudigkeit zu einer nationalen Eigentümlichkeit. Ein großer Trinker zu sein, gilt bei den Georgiern als eine ganz besondere Ehre. Außerordentlich zahlreich ist auch die Mannigfaltigkeit ihrer Trinkgefäße, wie sie uns Merzbacher schildert: Hörner des Büffels, Steinbocks und Widders, Thongeschirre aus mehreren, oft bis zwölf durch Kanäle miteinander in Verbindung stehenden Einzelgefäßen zusammengesetzt und von phantastischen Formen, deren Motive bald dem Tier-, bald dem Pflanzenreich entnommen sind, erfreuen sich großer Beliebtheit. Auch getrocknete Kürbisse und Melonen, in absonderliche Formen gedrückt und reich mit Silber beschlagen, bald dickbauchige und mit langem, dünnem Hals versehene (Kullah), bald solche in Gestalt eines großen Suppenlöffels (Hasar Pescha), Trinkschalen aus Silber, Holz und Thon, manchmal von scherzhafter Form, deren Handhabung eine besondere Geschicklichkeit erfordert, findet man häufig; kurz, das ganze Erfindungsgenie der Georgier scheint sich auf die Herstellung solcher Gefäße konzentriert zu haben. Besonders bei nationalen Festlichkeiten, auch bei Hochzeiten und dergleichen, denen beizuwohnen bei der Gastlichkeit der Georgier nicht schwer ist, wird man sich am Anblick dieses oft seltsamen Luxus erfreuen können.



Armenische Waisen, die bei den Metzeleien gerettet wurden

Armenien

In klassischen Zeiten begriff Armenien den ganzen Landdistrikt südlich des 38. Grades. Das Land war der Schauplatz des häufigen großen Ringens von Ost und West um den Besitz Asiens. Assyrer, Meder und Perser durchzogen es; die großen Heerführer des Altertums Darius, Xerxes und der große Alexander betraten mit ihren Heeren armenischen Boden, und über ihn hin ging der Schritt römischer Legionen. Aber trotz häufiger Kämpfe mit Persern, Römern, Arabern und Byzantinern vermochte sich das seit dem zweiten Jahrhundert v. Chr. bestehende große einheitliche armenische Reich bis 1472 zu halten. In diesem Jahr folgte die Herrschaft der Perser und seit 1522 die der Türken, die sich in das Reich teilten. Seitdem haben die Armenier ihre Selbständigkeit nicht wieder erlangt, sondern sind jetzt teils dem russischen, teils dem persischen und türkischen Zepter unterworfen. Arabische, mongolische und tatarische Horden haben verwüstend seit Jahrhunderten Armenien überschwemmt, und noch in aller Gedächtnis sind die Metzeleien, die vor wenigen Jahren türkische Unterthanen unter Armeniern anrichteten und zwar nicht nur im Lande selbst, sondern sogar in der türkischen Hauptstadt. Tausende und Abertausende von Armeniern haben unter den furchtbaren Kriegsnöten das Land verlassen. Bereits Peter der Große siedelte sie in den Wolgastädten Rußlands an, andre Scharen zogen nach der europäischen Türkei; nach Siebenbürgen, Ungarn und Galizien drangen einzelne Gruppen vor, selbst in Afrika und Indien finden sie sich. Folgende Zahlen werden für die Verteilung der Armenier unter den andern Völkern angegeben: in Türkisch-Armenien leben 1 Million, in Persisch-Armenien 150 000, in Kaukasien und im europäischen Rußland 850 000; in der europäischen Türkei 250 000, in Siebenbürgen, Ungarn und Galizien je 8000, in Afrika und Indien je 5000.



Armenische Wasserträgerinnen

Das Schicksal der Armenier, das eines tragischen Zuges nicht entbehrt, erinnert in mancher Beziehung an die Geschichte der Juden. Teils unter die Botmäßigkeit fremder Völker geraten, teils aus der alten Heimat vertrieben leben sie als Fremdlinge unter andern Völkern und haben sich zugleich ihre Stammeseigentümlichkeiten zäh zu bewahren gewußt.

Diese Parallele ist aber keine zufällige; in ihrer Erscheinung wie in ihren Charaktereigenschaften erinnern die Armenier vielfach an die Juden, und es ist wohl anzunehmen, daß wir es bei ihnen mit semitischer Abstammung zu thun haben. Von manchen Ethnographen werden sie den Iraniern zugesellt, und Ratzel findet, daß man viele Armenier als helle und fette Nord-Perser bezeichnen könnte, hebt aber zugleich auch hervor, daß sie stark an die Juden erinnern. Andre Ethnographen, wie Schurtz, betrachten sie als die Ueberreste einer Völkergruppe, die den Uebergang von den östlichen und westlichen Ariern vermittelt, und bezeichnen sie als ein arisch-semitisches Mischvolk; v. Luschan hält sie für die kaum veränderten Nachkommen der Urbevölkerung Kleinasiens. Jedenfalls sind sie heute ein in jeder Beziehung homogener Volksstamm, der in seinem Körperbau, seinem Aeußeren, seinen Charaktereigenschaften und seiner Sprache eigenartig und sogleich von den Umwohnenden zu unterscheiden ist. Die Hautfarbe ist heller als die der Perser, ungefähr hellbraun oder gelblich, das Haar ist schwarz, doch findet sich auch braune Färbung. Die große Nase ist scharf gebogen, die Stirn breit; die Lippen zeigen eine Neigung zum Fleischigen, wie überhaupt ein ausgesprochener Hang zur Fettleibigkeit bei den Armeniern nicht zu verkennen ist. Die Frauen sind oft schön, mit regelmäßigen Zügen und von stattlicher Haltung. Sie haben ausdrucksvolle dunkle Augen, beschattet von ungewöhnlich langen und dichten Wimpern, die der olivenfarbigen Gesichtsfarbe einen eignen Reiz verleihen. Die Armenier selbst führen ihre Abstammung auf den vierten Nachkommen Japhets zurück und nennen sich nach ihm Haik oder Hoik.



Ministranten bei Zelebration eines Hochamts

Sehr unternehmend und von hervorragendem Handelsgeiste beseelt, haben sie sich nicht nur in ihrem engeren armenischen Heimatlande, sondern auch in vielen Städten des Orients als Kaufleute und Wechsler niedergelassen. Ueberall, in Kleinasien, Syrien, Mesopotamien, sind sie die Besitzer der Banken; wir haben schon gehört, welche Rolle sie in Tiflis spielen, in Konstantinopel haben sie die Geldgeschäfte größtenteils in Händen, ja sogar in England haben sie Fuß zu fassen gewußt. Im Jahre 1840 haben sie sich in Manchester niedergelassen, wo seit 1870 eine armenische Kirche besteht; armenische Kaufleute führen Geschäfte in Liverpool und London. Dieser ausgeprägte Handelsgeist hat die Armenier im Osten vielfach in einen ähnlich ungünstigen Ruf gebracht, wie er im Westen den Juden zu teil geworden ist, und wenn ein östliches Sprichwort bei der Aufzählung der menschlichen Schlauheit je nach den verschiedenen Rassen mit den Worten: „Der Armenier aber betrügt sie alle", diesem die Palme raffinierten Geschäftssinnes zuerkennt, so findet die Beurteilung des Armeniers darin einen drastischen Ausdruck. Damit verbindet sich bei den modernen Armeniern ein kriechender Charakter, eine schmeichlerische Schmiegsamkeit gegen die Völker, unter denen sie leben. Es ist wohl kein Zweifel, daß diese Züge, die den Armenier wenig sympathisch erscheinen lassen, eine Folge des Druckes sind, dem sie inmitten andrer Völkerschaften seit Jahrhunderten unterworfen sind. Als gute Charakterzüge stehen Sittenreinheit und zähes Festhalten an ihrer Sprache und ihrem Glauben den schlechten gegenüber. In frühesten Zeiten scheinen die Armenier Feueranbeter gewesen zu sein, wenn wir diesen allgemein gebräuchlichen Ausdruck kurz für die alte iranische

Religion, wie wir sie bei den Parsen kennen gelernt haben, anwenden wollen. Seit langem jedoch sind sie schon Christen, und sie haben ihre eigne Kirche, die sich vom 5. Jahrhundert an entwickelt hat. Ihr Haupt, der Patriarch, residiert in Eriwan, und ihm unterstehen die Patriarchen in Konstantinopel und Jerusalem. Andre Mittelpunkte der armenischen Kirche finden sich in verschiedenen Teilen Armeniens und Kleinasiens. Vielleicht das berühmteste armenische Kloster liegt auf der Insel St. Lazzaro bei Venedig. Das Eiland wurde 1715 von der Republik Venedig armenischen Mönchen überlassen, die unter Mechitar vor einem Einfall der Türken geflüchtet waren. Die mechitarische Kongregation hat seit dieser Zeit ihren Sitz auf St. Lazzaro beibehalten und in der armenischen Welt eine bedeutende Stellung erlangt. Das Kloster enthält eine Bibliothek von 30000 gedruckten Bänden und 2000 armenischen Manuskripten von zum Teil sehr hohem Alter. Hier findet man auch die ersten Ausgaben der armenischen Klassiker.



Mechitaristischer Archidiakon

Die alte armenische Sprache ist heute erloschen, aber sie hat eine reiche Litteratur gezeitigt, die namentlich seit der Einführung des Christentums, etwa vom 4. bis 14. Jahrhundert, eine Reihe von bedeutenden Leistungen aufzuweisen hat, vorzüglich theologische, historische und philosophische Prosawerke, während die Poesie zurücktritt. Auch eine der ältesten Bibelübersetzungen ist in armenischer Sprache geschrieben. Verschieden von der altarmenischen ist die neuarmenische Sprache, die noch jetzt gesprochen wird und in vier Dialekte zerfällt.

Die heiligen armenischen Bücher sind unter die Armenier der ganzen Welt verteilt.



Der Abt (Erzbischof) im Pontifikalgewande

Die erwähnte Mechitaristen-Kongregation besitzt auch zwei Zweigniederlassungen, die eine in Venedig, die andre in Paris, wo die Ordensbrüder, unterstützt von französischen Professoren, junge Armenier erziehen. Viele von ihnen treten später in russische, türkische und persische Regierungsdienste, in denen sie, dank ihrer ausgezeichneten Erziehung, nicht selten zu den höchsten Verwaltungsposten emporsteigen.

Yriarte giebt uns eine Schilderung der prunkvollen Zeremonien des armenischen Gottesdienstes. Bei der Beschreibung eines hohen Kirchenfestes in St. Lazzaro sagt er, daß der Erzbischof und seine Priester die Jahrhunderte hindurch durch nationale Ueberlieferung erhaltenen heiligen Gesänge anstimmen. Die von der Geistlichkeit getragenen Kirchengewänder bestehen aus dem reichsten Material in den herrlichsten Farben und sind reich mit Stickereien, Perlen und Seide geschmückt. Der Erzbischof trägt eine Mitra, die das Dreieck zeigt, in dessen Mitte das Auge Gottes dargestellt ist, und in seiner Hand hält er den Bischofstab, das Zeichen seiner Würde. Die zweitwichtigste Persönlichkeit ist der Generalvikar des Klosters. Er trägt das Gewand des armenischen Arztes, auf seinem Haupt die griechische Mütze, und führt den Doktorstab, dessen Spitze, wie bei dem Aeskulapstab, zwei Schlangen bilden. Dann folgt der Archi-

diakon, in das Chorhemd und die Stola gekleidet und mit dem heiligen Barett auf dem Haupte. Seine Aufgabe ist es, das Weihrauchfaß zu tragen. Der Diakon trägt ebenfalls das Chorhemd und die Stola als Umhang. Er bringt das Evangelium, das von den Priestern und der Klerisei geküßt wird. Der Subdiakon trägt auch das Chorhemd, die Stola aber nur auf dem linken Arm. Während der Zeremonie schwingt er ein metallenes Instrument, Kechoth, lateinisch flabellum, das die Form einer Scheibe hat, die in der Mitte mit einem geflügelten Engelskopf geziert ist. Acht Gehilfen, Akoluthen, mit langen Chorhemden bekleidet, tragen die Abzeichen der bischöflichen Würde. Mitra und Pallium, andre halten das Kreuz und zwar das sogenannte lateinische Kreuz, den Doktorstab, einen mit Weltkugel und Kreuz geschmückten Stab, das Zeichen der Diözese von Siulic, von der die Priore der Mechitaristen die Titulare sind.



Ein Häuptling aus den kurdischen Gebirgen

Die Tracht der Armenier schließt sich bei den Männern vielfach der des Volkes an, unter dem sie leben. Charakteristischer ist sie bei den Frauen, freilich sehr verschieden, je nachdem wir einer Armenierin auf der Straße begegnen oder sie unvermutet in ihrem Heim aufsuchen. Hier besteht ihr Kostüm aus einem Paar weiter, hellfarbiger Pluderhosen, die über dem Knöchel zusammengeschnürt sind, so daß der nackte Fuß sichtbar bleibt. Der Oberkörper ist mit einem Hemd bekleidet, das den Nacken frei läßt. Um die Taille ist es mit einem goldenen, silbernen oder seidenen Band gefaßt. Es fällt bis zu den Knieen herab. Darüber wird eine Art von gestickter Weste getragen, die vorn offen ist. Diese drei Kleidungsstücke bilden das Kostüm im Haus. Das gewöhnlich schwarze nnd außerordentlich üppige Haar fällt auf den Rücken in einer dicken Flechte hinab, die am Ende mit Seidenband gebunden ist. Sind die Armenierinnen genötigt, sich Fremden zu zeigen, so opfern sie ihre natürliche Schönheit und Grazie der Mode. Die Füße werden in französisches Schuhwerk gezwängt, das der seiner Benutzung nicht gewohnten Trägerin einen unschönen Gang verleiht; Beinkleider, Hemd und die gestickte Weste sind meist mit einem in schreienden Farben gehaltenen grünen, roten oder gelben Oberkleid umhüllt, und beinahe das einzig Charakteristische ist die auf unsrer Abbildung ersichtliche Kopfbedeckung und der Brustschmuck.

Bei keiner östlichen Nation nehmen die Frauen eine so geachtete Stellung ein wie bei den Armeniern. Stirbt ein Mann unter Hinterlassung einer Witwe, so wird sie das Haupt der ganzen Familie, die aus ihren Kindern mit deren Gatten und Gattinnen und aus allen ihren Enkeln besteht. In diesem Kreis herrscht sie wie eine Königin, und erst mit ihrem Tod löst sich dieser enge Familienverband auf.

Armenische Kaufleute mit ihren Familien

Kleinasien

Wenn wir uns von Armenien nach Kleinasien, dem Stammland des osmanischen Reiches wenden, so finden wir hier eine sehr gemischte Bevölkerung, die vier großen Völkergruppen angehört: Armeniern, Kurden, Osmanen und Griechen. Von den Armeniern haben wir schon gehört, daß sie größtenteils als Kaufleute in den Städten leben; besonders zahlreich finden sie sich natürlich in dem Grenzland nach Armenien zu. Wir brauchen hier ihrer nicht noch einmal zu gedenken; auch die Kurden verdienen nur eine kurze Erwähnung. Wir haben dieses kriegerische Volk bereits als Bewohner von Kurdistan kennen gelernt. In Kleinasien bewohnen sie die Grenzgebiete zwischen Armenien und Kleinasien und zwischen Kurdistan und Kleinasien. Der Lieblingsaufenthalt dieses kraftvollen Reitervolkes, das auch in den kleinasiatischen Gebieten seinen Ruf als Räuber und Nomaden aufrecht erhält, ist das Gebirge; selten treffen wir sie als Städtebewohner.



Vornehme Armenierin in Nationaltracht

Wir dürfen uns daher gleich zu den Türken wenden, den Besitzern und Beherrschern Kleinasiens. Wenn auch die Hauptstadt des ottomanischen Reiches in Europa liegt, so ist doch seine Hauptstütze, die Quelle seiner Kraft Kleinasien. Die Türken bilden auch den Kern der Bevölkerung der Halbinsel.

Wir haben schon kurz erwähnt, daß die Türken, Osmanen oder Osmanli den westlichsten Vorposten der Turkstämme darstellen, die wir bereits näher kennen gelernt haben. Der Originaltypus ist durch Vermischung mit arischen Rassen jedenfalls bedeutend modifiziert worden. Die heutigen Türken erinnern in ihrer äußeren Erscheinung kaum mehr an Mongolen. Sie sind ein kräftiges Volk von stattlicher Figur; ihre großen braunen Augen, die buschigen Augenbrauen, der meist starke Bartwuchs, die festen weißen Zähne, die oft rein arischen Gesichtszüge würden die Osmanen als Vertreter des kaukasischen Typus gelten lassen. Da wir aber wissen, daß sie zu den Turkstämmen gehören, so kann diese Zurückdrängung mongolischer körperlicher Merkmale nur durch reichliche Vermischung mit andern Völkern erfolgt sein, und wir haben auch schon kurz angedeutet, welche Rolle die weiblichen Mitglieder der Kaukasusvölker von jeher in den Harems gespielt haben.

Der Name Osmanen oder Osmanli wird auf den von 1288 bis 1326 regierenden Osman I. zurückgeführt. Schon zur Zeit dieses Fürsten waren die Türken nach Kleinasien gelangt. In mächtigen Vorstößen voll kriegerischer Tapferkeit, geführt von Kriegshelden berühmten Namens, eroberten die Türken im Lauf des 15. und 16. Jahrhunderts ganz Vorderasien, Nordafrika und die Balkan-

Halbinsel. Selbst Südrußland und die Donauländer gerieten vorübergehend unter die Herrschaft des Halbmonds, und erst vor den Thoren Wiens gelang es christlichen Völkern des Abendlandes, den Türken ein Halt zu gebieten und damit die asiatische Gefahr für Europa wieder einmal abzuwenden. Seit dieser Zeit ist der Glanz des Halbmonds immer bleicher geworden. In Europa gelang es einem Volk nach dem andern, sich von dem türkischen Joch zu befreien, freilich oft nur unter thatkräftiger oder wenigstens moralischer Unterstützung europäischer Mächte; immer mehr Steine bröckeln von dem einst so stolzen Bau des osmanischen Reiches ab, und wenn heute noch die „hohe Pforte“ ihren Sitz in Europa hat, so verdankt sie dies wohl am wenigsten ihrer eignen Kraft, sondern der Rivalität der Mächte, die sich nicht so leicht über das Erbe des kranken Mannes am Bosporus einigen können.



Kurdische Räuber

Bietet so das türkische Reich den traurigen Anblick eines im Niedergang befindlichen Staates, so wäre es doch sehr falsch, den Türken als Individuen keine guten Eigenschaften zuerkennen zu wollen. Die hohe kriegerische Tüchtigkeit, die den Türken einst ihre Siegeszüge nach Europa gelingen ließ, ist ihnen auch heute noch nicht abhanden gekommen. Hoher persönlicher Mut und große Tapferkeit, außerordentliche Zähigkeit stellen auch heute den türkischen Soldaten den besten der Erde gleich, und diese soldatischen Kardinaltugenden traten nicht nur im Krieg mit den Griechen, sondern in gleich hohem Maß schon in den blutigen Kämpfen mit den Russen zu Tage. Nicht die Schuld der Soldaten, sondern das völlige Versagen der Verwaltung war es, das die Türken ihrem russischen Gegner unterliegen ließ.

An den schweren Mängeln des Verwaltungsapparates, an der Unbildung und der damit verbundenen Bestechlichkeit des Beamtenkörpers krankt das osmanische Reich, wie es scheint, unheilbar. So entstand im Lauf der Zeit die türkische Mißwirtschaft, die durch Aussaugung der Bevölkerung, durch Sorglosigkeit und gröblichste Vernachlässigung die blühendsten Gegenden des Orients ruinierte. Nur noch ein Schatten dessen, was vor der Eroberung durch die Türken der Orient an Glanz und Pracht, an Wohlstand und Reichtum war, ist heute vorhanden, und es konnte unter den geknechteten Völkern das bittere Sprichwort entstehen: „Wo des Türken Fuß hintritt, da wächst kein Gras.“ „Es wäre vorteilhafter für die Türken gewesen,“ meint Sievers, „wenn sie bei der Vermischung mit arischen Stämmen, wie manche andre asiatischen Stämme, in der äußeren Erscheinung die

asiatische Natur behalten, aber den europäischen Charakter angenommen hätten, statt umgekehrt. Der ganze Charakter des Osmanen neigt zu Energielosigkeit, zu behaglichem Hinbrüten." Wenig zur körperlichen Anstrengung geneigt, sieht der Osmanli in der Ruhe (Rshat) den höchsten Ausdruck des Wohlseins und des Glücks. Die behagliche Ruhe wird freilich dem Türken oft in wenig erfreulicher Weise durch seine ihm an Energie und Lebhaftigkeit vielfach überlegenen Unterthanen, besonders durch die Armenier und Griechen, gestört.

Dabei sind dem Türken gute Seiten keineswegs abzusprechen. „Eine gewisse Würde," schreibt Tschichatscheff, „zeichnet ihn aus, ein gewisser Anstand in seinem ganzen Wesen, und kein Europäer ist im stande, ihm hierin vollkommen nachzuahmen. Dabei ist er mäßig und gastfreundlich und verbleibt dieser letzten Eigenschaft treu ohne Unterschied der Nationalität und Religion. Im übrigen hält er allerdings seine moralischen Grundsätze als streng bindend bloß in Bezug auf die Rechtgläubigen, auf die Bekenner des Propheten, nicht aber auf die Christen, da er diese letzteren als untergeordnete Geschöpfe betrachtet."



Englischer Missionar mit seinen eingeborenen Lehrmeistern

Die Türken bewohnen hauptsächlich die westlichen Provinzen und stellen den größten Teil der ackerbautreibenden Bevölkerung; aber auch dabei begleitet sie der Hang zu Trägheit und Bequemlichkeit. Die Bebauung des Bodens steht noch auf demselben Standpunkt wie vor Jahrtausenden. Feigen, Weintrauben und Oliven, die der reiche Boden in voller Ueppigkeit hervorbringt, versorgen den türkischen Bauern und befriedigen alle seine Bedürfnisse. So sieht dieser durchaus keine Notwendigkeit ein, sich irgendwie mit einer Verbesserung des Ackerbaus abzuplagen, selbst wenn er auf diese Weise den Boden zehnmal ertragsfähiger machen könnte.

Die Fruchtbarkeit des Landes ist ganz erstaunlich. Um Angora herum trägt, wie wir den Angaben von Sievers entnehmen, der Weizen ohne Dünger und ohne Brachwirtschaft vierzehnfältig, um Siwas fünfzehn- bis zwanzigfältig, ebenso im Menderesthal, einer der üppigsten Landschaften der Halbinsel. „Neben den großen Flußthälern sind mehrere Hochebenen, wie z. B. in Cilicien, äußerst ergiebig, aber die reichsten Ernten erzielt man in den warmen Küstenebenen, namentlich um Tarsus, Adana und Adalia. Aus dem Thale des Bakyr-Tschai, wo das alte Pergamon lag, werden jährlich 800 000 Kilogramm Weizen über die Häfen Aiwalyk und Tschandarlyk ausgeführt; diese Erträge sind indessen verschwindend gegenüber den Mengen von Getreide, die nach den Angaben der Schriftsteller des Altertums aus Kleinasien nach Italien und Griechenland gebracht worden sind. Jetzt liegen ungemein viele Ackerfelder brach und sind zur Wüste geworden, eine Veränderung, die nicht etwa eine Folge der Erschöpfung des Bodens, sondern der türkischen Mißwirtschaft ist, die seit der Mitte des Mittelalters auf dem Lande lastet. Bei guter Bewirtschaftung, Anlage von Berieselungs-

kanälen und Herstellung brauchbarer Verkehrsstraßen könnte Kleinasien noch dieselben Mengen Getreide hervorbringen wie im Altertum und einen neuen ganz großartigen Aufschwung nehmen."



Armenischer Bauer

Neben dem Getreidebau ist in Kleinasien auch der Obstbau ergiebig, da alle europäischen Früchte und in den heißen, sandigen Ebenen auch ein Teil der tropischen anbaufähig sind. Ungeheure Pflanzungen von Obstbäumen scheinen in früherer Zeit bestanden zu haben und würden sich leicht neu beleben lassen. Führt man doch den Ursprung einer ganzen Reihe von europäischen Fruchtbäumen auf Kleinasien zurück. Zwei Nutzpflanzen sind es vor allem, die im Altertum viel mehr angebaut wurden als jetzt: die Olive und der Weinstock. Die Olivenkultur hatte ihren Sitz vornehmlich in Sinope und Samsun, an der Nord- und Westküste, und sogar im Inneren erwähnt Strabo Strecken von zehn Kilometer Länge, die einen einzigen großen Olivenhain bildeten. Jetzt wird Oel fast nur noch im Norden und Westen gewonnen, bei Sinope und Samsun, doch genügt der Ertrag kaum zur Befriedigung der Bedürfnisse des Landes; an den cilicischen Küsten giebt es gar keine Olivenkultur mehr.

Die kleinasiatischen Weine, besonders die der Inseln, aber auch die des Inneren, z. B. Phrygiens und Bithyniens, waren im Altertum berühmt. Man glaubt sogar, daß die Heimat des Weinstockes in den pontischen Küstengegenden zu suchen ist, wo die Rebe noch jetzt die Stämme des Waldes erklettert. Das Weinverbot des Islam hat aber die Kultur der Rebe fast ganz vernichtet, und nur im Westen des Landes, wo die griechische Bevölkerung vorwiegt, wird noch in größerem Maßstabe Wein gebaut. Auf dem Festlande ist indessen die Kultur des Weinstocks zu neuem Leben erweckt worden, als man die Rosinenbereitung einführte, die auf der Westküste einen solchen Umfang angenommen hat, daß sie im Ausfuhrhandel Smyrnas fast die erste Stelle einnimmt.



Armenische Bäuerin

Mohn wird zur Opiumgewinnung und Baumwolle für den Export angepflanzt, ersterer in immer steigendem Maße und letztere an Masse und Güte so befriedigend, daß Smyrna allein 1882 für mehr als fünf Millionen Franken Baumwolle ausführen konnte.

Von Wichtigkeit für Kleinasien könnte der Maulbeerbaum werden, da sich viele Gegenden gut für die Seidenzucht eignen und geschickte Arbeiter genug vorhanden sind, um die Verarbeitung der Seide an Ort und Stelle vorzunehmen. Sind doch auch die Teppiche von Smyrna die berühmtesten Erzeugnisse der Teppichweberei.

Wenn der Türke wirklich arbeitet, dann ist er als Viehzüchter, Ackerbauer, kleiner Handwerker und im Karawanendienst vortrefflich. Zu der Abneigung gegen körperliche Thätigkeit gesellt sich eine geringe Neigung

für geistige Bildung, obwohl es dem Türken nicht an Begabung fehlt. Die Griechen und Armenier sprechen von Jugend auf wenigstens zwei Sprachen und sind häufig hochgebildet, der Türke aber spricht nur seine eigne Sprache. Dazu kommt, daß die Schwierigkeit und der große Unterschied der arabisierten Schriftsprache von der Umgangsprache es mit sich bringt, daß die wenigsten Türken schreiben und lesen können. Nicht ohne Schuld an dieser Rückständigkeit des Türken mögen auch sein Stolz und seine Verachtung aller Nichtmohammedaner sein. Freilich ist es diesem Stolz andrerseits zu verdanken, daß in ganz Kleinasien das am wenigsten zudringliche Volk die Türken sind, im Gegensatz zu den Armeniern, die ganz besonders im Rufe der Zudringlichkeit stehen. So wirken verschiedene Faktoren dahin zusammen, daß das herrschende Volk in Kleinasien wirtschaftlich durchaus nicht die erste Rolle spielt. Sie vermögen auch nicht den Wettbewerb mit den gewandtesten Kaufleuten Westasiens, mit Griechen, Armeniern und Juden, denen sie nicht gewachsen sind, erfolgreich durchzuführen. Dem wirtschaftlichen Nachteil steht freilich eine Reihe andrer äußerer Vorrechte gegenüber: Steuerfreiheit, eignes Gericht, Bevorzugung in allen Fällen. Wird in einem griechischen Dorf Kleinasiens ein Türke tot gefunden, so wandern die Notabeln des Ortes ins Gefängnis. Der Türke, der einen Griechen oder Armenier tötet, wird in der Regel freigesprochen, der Grieche und Armenier aber, der einen Türken tötet, verurteilt.



Eine Braut aus Bethlehem

Die Kleidung der Türken ist überall in Kleinasien und Syrien ziemlich gleich. Das gestreifte Seidenzeug, das im Lande hergestellt wird, ist das Hauptmaterial für die Oberkleidung, schwere Stoffe mit Goldstickerei sind ebenfalls sehr beliebt. Einfach ist der Bau der Wohnungen bei den ärmeren Leuten. Hält sich der Mann für alt genug, um zu heiraten, so sucht er sich ein Stück Grund und Boden aus, gewöhnlich von länglicher Gestalt am Fuß eines Hügels. Hier gräbt er die Erde bis auf die Tiefe von sechs oder sieben Fuß aus, und an jeder Seite des Rechteckes werden bis zur Tiefe von drei Fuß je drei hölzerne Pfosten eingerammt, die ungefähr zehn Fuß hoch sind. Die Spitzen werden durch Querbalken verbunden, und ein Geflecht von Baumzweigen, mit Thon verschmiert und bedeckt, stellt das Dach dar. Eine Reihe von Planken, zwischen denen eine Oeffnung für die Thür gelassen ist, bildet die Seitenwände. Ein mit Ochsenhautstreifen befestigtes Brett wird als Thür verwendet. Ein Teil des Raumes dient den Schafen, Ochsen, Kamelen und Kühen des Besitzers als Wohnung. Den andern nimmt der Besitzer selbst mit seiner Familie ein. Keine Zwischenwand trennt den Aufenthaltsort von Mensch und Tier. Bei kaltem Wetter wird das Loch in der Decke, das als Luftloch dient, mit einem großen Stein zugedeckt. Die Hausgenossen, oft zwölf oder vierzehn Personen, liegen nebeneinander auf dem Boden. In den ärmeren Häusern

ist der Boden mit Decken, die in roher Weise aus Kamelhaaren gefertigt sind, in den Häusern der besitzenden Klasse mit dicken persischen Teppichen bedeckt.

Die Griechen, deren wir bei der Aufzählung der verschiedenen Bewohner Kleinasiens bereits gedachten, sind schon in den frühesten Perioden ihrer Geschichte mit dieser Halbinsel in Verbindung getreten. In sagenhafter Ausschmückung ist die Erinnerung an griechische Auswanderung vom Mutterland nach den Küsten Kleinasiens wachgeblieben, wo die Griechen blühende Kolonien gründeten. Die asiatischen Griechen zeigen bis zum heutigen Tag viele charakteristische Merkmale ihrer Vorfahren. Groß und schlank, aber wohlproportioniert, mit ovalem Gesicht und gebogener Nase, regelmäßigem, weißem Gebiß, lebhaften Augen, kleinen Händen und Füßen stehen sie in der Rangordnung der Schönheit ziemlich hoch. Durch Vermischung mit Armeniern und andern nicht hellenischen Völkern haben sie freilich ihre Rassenreinheit zum Teil eingebüßt; aber ihr Stolz hielt sie von zu weitgehender Vermischung mit den Völkern, unter denen sie leben, ab. Im Vergleich mit ihren europäischen Stammesbrüdern können sie vielleicht sogar als die typischeren Nachfolger der alten Griechen gelten. Mit großer Zähigkeit halten sie an ihrer Religion, der griechisch-katholischen, und an ihrer Sprache fest. Selbst Dörfer, die mitten im osmanischen Sprachgebiete liegen, haben die griechische Sprache beibehalten. Ueberall in der Welt ist der Grieche durch seine Geschicklichkeit, Schlauheit und Gewandtheit bekannt. Zugleich steht er aber auch im Ruf der Hinterlist und der Verschlagenheit. In Kleinasien ist dies ganz besonders der Fall. Wenn diese Fehler auch nicht entschuldigt werden können, so sind sie doch bis zu einem gewissen Grad erklärlich. Der Grieche hat lange unter dem türkischen Drucke gelebt, und seine größere Gewandtheit hat ihn allein befähigt, seine Existenz zu erhalten. So hat bei der Indolenz und Ungewandtheit des Türken der energische Grieche thatsächlich die Führung in Kleinasien an sich gerissen; denn in allem übertrifft er den Türken. Er ist ein geschickter Seefahrer, ein intelligenter Bauer und ein gewitzigter Händler; zugleich thut er sich auch in gelehrten Berufen hervor. Lehrer, Advokaten,



Eingeborener Führer (Palästina)

Aerzte, Banquiers sind fast durchweg Griechen, die Banquiers, wie schon erwähnt, zum Teil auch Armenier. Der Grieche besorgt die Geschäfte für „seinen türkischen Freund"; dabei vergißt er aber nie seinen hellenischen Nationalstolz und ist weit entfernt, die Sitten und Gebräuche oder gar den Glauben der Herren des Landes anzunehmen. Demgemäß macht Kleinasien vielfach den Eindruck eines griechischen Landes, und Smyrna, die thatsächliche Hauptstadt, ist eine völlige griechische Stadt. Die Hauptmasse der Griechen trifft man im Westen Kleinasiens auf den Inseln vor der Küste und an der Küste selbst gegenüber Rhodus, Samos, Chios und Lesbos, ferner an der Südküste von Adalia, im Nordwesten bei Ismid und im Norden zu beiden Seiten von Sinope.



Vornehmer arabischer Hochzeitszug

Mesopotamien

An Kleinasien schließen wir am besten Mesopotamien an. Nicht etwa, weil seine jetzigen Bewohner einen besonderen Platz in der Reihe der Völker einnehmen, sondern nur des historischen Interesses wegen. Zwischen Euphrat und Tigris blühte eine der ältesten Kulturen der Welt. Von der Macht und Pracht der alten Städte und ihrer Königspaläste reden noch jetzt großartige Ruinen, und zahllose, aufgefundene Inschriften, die sogenannten Keilschriften, predigen von der Größe des assyrischen Reiches und seiner Hauptstadt Ninive und des noch älteren Babylon.

Der Euphrat und der Tigris bilden ein eigentümliches Flußsystem, das kaum auf Erden seinesgleichen hat. Die Tigrisquelle liegt etwa drei bis vier Stunden von der Quelle des Euphrat entfernt, aber eine unbedeutende Bodenerhebung läßt beide Ströme nach entgegengesetzter Seite abfließen. Bald sind die beiden Wasserläufe mehr als 370 Kilometer voneinander entfernt. Nachdem sie beide, nach südlicher Richtung strömend, etwa zwei Drittel ihres Laufes zurückgelegt haben, nähern sie sich wieder einander bis auf eine Strecke von etwa 50 Kilometer, um aber alsbald wieder bis auf 185 Kilometer auseinanderzufließen. Dem Meere auf 150 Kilometer nahegekommen, vereinigen sie sich nun, um als ein einziger, großartiger Strom dem Persischen Golf zuzufließen. So erhält die Landschaft jene eigentümliche Gestalt, die man mit der einer Sanduhr von ungleichen Hälften verglichen hat. Der nördliche größere Teil ist das alte Mesopotamien, von den Arabern El-Dschesireh, „die Insel" genannt, während der südliche Teil das Chaldäa der Klassiker ist. Von den Arabern wird es Irak Arabi, das arabische Irak genannt.



Ein arabischer Scheich oder Stammeshäuptling

Diese Doppelströme hat schon das früheste Altertum in den Dienst der Landwirtschaft gestellt, indem zahllose Kanäle ein weitverzweigtes Netz von Wasseradern durch die Ebene zogen. „So glich das Land auf weite Strecken hin einem großen Garten, aus dessen lachendem Grün sich die Riesenstädte erhoben und dessen fruchtbare Fluren von einer dichten

und wohlhabenden Bevölkerung bestellt wurden." Kein Wunder, daß dieses Paradies der Zankapfel vieler Völker war. Babylons und seines Tochterreiches Assyrien haben wir schon gedacht. 538 v. Chr. gerieten beide in die Hände der Perser; diese wurden abgelöst durch Alexander den Großen und seine Feldherren, und ihnen folgten die Römer. Im frühen Mittelalter finden wir wiederum ganz Mesopotamien in der Hand der persischen Sassaniden, die 636 von den Arabern abgelöst wurden, die bis 1258 herrschten und dem Lande sein noch bestehendes semitisches Gepräge aufdrückten. Nach abermaliger kurzer persischer Herrschaft eroberten 1638 die Türken das Land, um seit dieser Zeit in dessen ungestörtem Besitz zu bleiben.



Arabische Mutter mit ihrem Kinde

Aber welch ein Unterschied zwischen dem blühenden Garten von einst und der Wüste von heute! Noch im Mittelalter, als die alten Kulturreiche und ihre Großstädte längst in Trümmer gesunken waren, galt Mesopotamien als eine der blühendsten Gegenden Asiens, und seine Hauptstadt Bagdad soll unter den Kalifen zwei Millionen Einwohner gehabt haben. Aber auch auf dieses Land ist der Fuß des Türken getreten, und seit dem Beginn der türkischen Herrschaft datiert der Verfall. In drastischer Weise schildert Moritz den traurigen Zustand des Landes: „Nichts beweist den abnormen Zustand, in den das Land geraten ist, besser als der Gegensatz von Wüste und Sumpf. Während der eine Teil durch Wassermangel der Kultur entzogen ist, ist der andre durch Ueberfluß an jenem Elemente demselben Schicksal verfallen. Gegenwärtig nehmen die Sümpfe bei normalem Wasserstande etwa ein Drittel der Oberfläche des ganzen Landes ein. Von weitem gesehen, erscheinen die Sümpfe als eine ungeheure grüne Fläche, die aber keinen Graswuchs, sondern Schilf- und Rohrmassen darstellt. Diese oft meterhohen Dickichte sind von zahllosen, bald schmalen, bald breiteren Kanälen durchschnitten, in deren Labyrinth der Fremde ohne einheimischen Führer verloren ist.

Im Norden Mesopotamiens waltet die Wüste entschieden gegen die Sümpfe vor, aber der Verfall der Kultur giebt dem Norden eine traurige Aehnlichkeit mit dem Süden, nur daß an die

Türkische Wasserträger (Kleinasien)

Stelle der Versumpfung die Versandung tritt, denn die Staub- und Sandstürme bedecken die Ruinen des Altertums wie auch die Flußufer mit dichten Schichten feinen Sandes und verschütten die Flüsse."

Kein Wunder, daß wir bei solch trostlosem Zustande des Landes nicht allzuviel von einer hohen Kultur mehr hören. Den Hauptstamm der heutigen Bevölkerung Mesopotamiens bilden Araber. Ihre Stammeseigentümlichkeiten werden wir in Arabien noch näher kennen lernen. In nur geringer Zahl gesellen sich ihnen Armenier, Griechen und Europäer zu. Je nach ihrer Beschäftigung unterscheidet Moritz unter den Bewohnern drei Klassen: Nomaden durchstreifen die Wüste, weithin ihre Raubzüge ausdehnend, im übrigen sich der Zucht der Schafe und Kamele widmend. Die zweite und umfangreichste Klasse der Bevölkerung sind die Ackerbauer, die an Flüssen und Kanälen, in Dörfern vereint, unter Scheiks leben; ihr Ackerbau befaßt sich vorzugsweise mit Reis, Gerste und Weizen, und zur Herstellung von Kanälen oder Dämmen schließt sich häufig die Bevölkerung mehrerer Dörfer zusammen. Durch die Ueberschwemmungen werden sie oft gezwungen, ihre Wohnsitze zu wechseln, und im Winter ziehen sie zum Teil in die Wüste. Die dritte Klasse der Bewohner sind die in Sümpfen lebenden, mit Büffelzucht beschäftigten Sumpfaraber, ein schmutziges Volk auf sehr niedriger Kulturstufe, dessen geistige Thätigkeit Layard nicht viel höher als die der von ihm gezüchteten Büffel anschlägt. Diesen Landbewohnern gegenüber stehen die Städtebewohner, die Industrie und Handel treiben, den die glückliche Lage des Landes begünstigt.

Bemerkenswert ist, daß manche Gebräuche sich seit uralten Zeiten bis auf die Gegenwart erhalten haben. Reliefdarstellungen, die im alten Ninive gefunden wurden, zeigen uns die eigentümliche Schiffahrt auf dem Tigris. 50—300 Schaf- oder Ziegenfelle, je nach der Größe der Last, werden an den Enden zusammengenäht, aufgeblasen und dann durch kreuzweis übereinander gelegte Hölzer dicht nebeneinander befestigt. So ist ein Boden gewonnen, auf dem schwere Lasten transportiert, ein Zelt errichtet und Feuerstellen angebracht werden können. Genau so wird heute noch auf dem Tigris gefahren, wie dies mit andern Reisenden Dr. Kaulen in seinem Buch „Assyrien und Babylonien" schildert. Ist der Bestimmungsort erreicht und die Ware abgeliefert, so werden die Hölzer verkauft, die Schläuche aber zusammengepackt und auf Kamelen wieder aufwärts geschafft, um gelegentlich wieder die Wasserreise anzutreten. In ähnlicher Weise geschieht die Ueberfahrt von einem Ufer zum andern. Der Araber legt sich mit der Brust auf einen solchen Schlauch und rudert mit den Armen hinüber, und auch davon haben wir bereits eine genaue, in Ninive gefundene Darstellung.



Eine arabische Familie

Syrien und Palästina

Das Wort Syrien ist eine Abkürzung für Assyrien, jenes gewaltige Reich, dessen geschichtlicher Bedeutung wir schon bei der Besprechung Mesopotamiens gedachten. Das heutige Syrien läßt sich freilich nicht mehr mit jenem Kulturreich ersten Ranges vergleichen, und mehr noch als die Schreibweise des Namens ist der geographische Begriff eingeschränkt worden. Assyrien erstreckte sich einst in ungeheurer Ausdehnung über einen großen Teil Westasiens; das heutige Syrien ist auf einen schmalen Küstenstreifen beschränkt, dessen Westseite vom Mittelmeer bespült wird und dessen östliche Grenzen die Wüsten Arabiens bilden.

Mit Syrien wird meist Palästina zusammengefaßt, das nur schwer von ihm zu trennen ist; die östliche Grenze wird nach Sievers am besten durch eine Linie gezogen, die vom Südufer des Toten Meeres über den Djebel Hauran nach Aleppo läuft. Im ganzen umfassen diese beiden Landschaften, wobei wir wiederum den Angaben von Sievers folgen, ein Areal von etwa 282000 Quadratkilometern und beherbergen eine Bevölkerung von rund 2 Millionen Menschen, so daß nur 7 Menschen auf den Quadratkilometer kommen. Am stärksten ist der fruchtbare Küstenstrich Syriens bevölkert, der Libanon und der Antilibanon geringer, ganz wenig der zwischen diesen beiden Gebirgen liegende, Bekaa genannte Landstrich. Jenseits des Antilibanon beginnen wieder dichter bevölkerte Gebiete von oasenartigem Charakter, in denen die großen syrischen Städte Damaskus, Hamah, Aleppo und Aintab liegen. Etwas anders ist die Verteilung der Bevölkerung in Palästina; das Küstengebiet ist schwächer besiedelt, die Oasenzone fehlt ganz, und die meisten Ortschaften liegen in Vertiefungen des Berglandes zwischen der Küste und der Jordanspalte.

Die Geschichte Syriens und Palästinas ist eine sehr wechselreiche, und auch von diesen Gebieten gilt, was wir von Mesopotamien hörten, daß der heutige Zustand des Landes kaum einen Vergleich mit der einstigen Blüte aushalten kann. Ursprünglich blühten im Norden phönizische Staaten, im Süden israelitische Reiche. Schon im 8. Jahrhundert v. Chr. aber fielen die Länder an das assyrisch-mesopotamische Reich. Babylon, Persien, Alexander der Große und seine Feldherren, von denen besonders Seleukos als der Gründer eines eignen Reiches hervorzuheben ist, waren nacheinander die Herrscher Syriens, bis gegen das Ende der vorchristlichen Zeitrechnung die damaligen Herren der Welt, die Römer, auch hier festen Fuß faßten. Im 7. Jahrhundert n. Chr. bemächtigten sich die Araber des Landes, dann die ägyptischen Sultane, die Seldschukken. Von 1100 an begann sich im Abendland ein glühendes Interesse für das Land zu entwickeln, in dessen Gebiet die für das Christentum heiligsten Stätten lagen. Religiöser Fanatismus und politische Zwecke verbanden sich in dem Bestreben, den „Ungläubigen" das Land zu entreißen. Fast zwei Jahrhunderte waren Syrien und Palästina der Zankapfel zwischen den Seldschukken und den Kreuzfahrern, bis gegen das Ende dieser Zeit hin die ägyptischen Mamelucken sich immer mehr und endlich völlig in den Besitz des heiß umstrittenen Gebietes setzten. Noch einmal wechselte das Land seinen Besitzer, indem es 1507 in die Gewalt der Osmanen fiel.

Alle die verschiedenen Völker, die über Syrien und Palästina längere oder kürzere Zeit ihre Herrschaft ausübten, haben in dem Lande ihre Spuren zurückgelassen. Baureste und Kunstwerke erzählen von der Zeit, in der sie in Syrien und Palästina Fuß gefaßt hatten. Zugleich ist leider die Blüte des Landes immer mehr verwelkt, und auch hier ist der Türke nicht von der Schuld an dem argen Verfall freizusprechen, der in erster Linie durch seine Mißwirtschaft verursacht worden ist.

„Im Altertum dicht bewohnte Gegenden machen jetzt den Eindruck von Ruinenfeldern, die künstliche Bewässerung, die das Land zu hoher Blüte gebracht hatte, liegt in Trümmern, die Häfen sind versandet, die Verkehrsstraßen wie in Kleinasien verwahrlost und vereinsamt; die einzige große Kunststraße von Beirut nach Damaskus ist von einer französischen Gesellschaft erbaut, und von Eisenbahnen giebt es erst kleine Strecken im Lande. Während man die Bevölkerung Palästinas im Altertum auf vier Millionen Menschen schätzte, hat jetzt das Land noch nicht den zwölften Teil dieser Volksmenge aufzuweisen.



Sinai-Beduinen

Am meisten hat den Rückgang der Kultur, wie erwähnt, der Verfall der Bewässerungsanlagen beschleunigt, auf die die Völker des Altertums die größte Sorgfalt verwendeten. In einem Lande, das an und für sich trocken ist, und wo die Dürre des Sommers monatelang anhält, bedarf es zur Erzeugung frischer Vegetation und eines gedeihlichen Landbaues künstlicher Befeuchtung, ohne die die Austrocknung des Landes unvermeidlich ist. Es darf daher nicht überraschen, daß sich in Syrien die Ruinen großartiger Tempelbauten und die Reste bedeutender Städte, wie Baalbek und Palmyra, oft an Stellen finden, wo jetzt im wasserarmen Terrain nur eine verschwindend geringe Bevölkerung ihr Dasein fristet. Größere Fruchtbarkeit ist in Syrien und Palästina nur noch dort vorhanden, wo wasserkräftige Gebirgsbäche aus den benachbarten Bergen hervorbrechen und sich in die Ebene ergießen, wie am Westrande des Libanon, im Thale des Orontes und am Ufer der Damaskus bewässernden Barada. Das fruchtbare Jordanthal ist dagegen für die Kultur heutzutage fast bedeutungslos, da am Flusse selbst wegen des Hochwassers keine Ortschaften bestehen und die einst zur Berieselung der benachbarten Ländereien gegrabenen Kanäle verlassen und verschüttet sind.“ Nichtsdestoweniger wird übrigens in einer Reihe von Gegenden Syriens Ackerbau betrieben. Die bestbebauten Gegenden liegen am Westabhang des Libanon. Hier werden besonders Wein, Baumwolle, Zuckerrohr, Tabak und Sesam, von Obstsorten am häufigsten Orangen, Zitronen, Feigen, Johannisbrot und Bananen kultiviert; im wohlbewässerten Küstenland gedeiht der Reis, in den Oasen des Innern die Dattelpalme. Bei Saida, dem alten



Frauen aus Bethlehem

Sidon, ist die Orangenkultur am umfangreichsten. „Der Oelbaum bildet wahre Wälder bei Tripolis und Schneifat. Feigen werden meist am Spalier gezogen, Aprikosen, Pfirsiche, Mandeln, Granaten, Quitten, Pistazien, aber auch Nüsse, Aepfel und Birnen gedeihen sehr gut." Minder beträchtlich als der Obstbau ist der Getreidebau, der von der Bevölkerung bis zu etwa 2000 Metern Bergeshöhe betrieben wird. Als eigentliche Kornkammer Syriens gilt der Hauran; doch sind für die Ausfuhr nicht die entsprechenden Verkehrsstraßen vorhanden. Leider geht auch die Industrie, die speziell in Damaskus in der Anfertigung von Textilerzeugnissen und den einst hochberühmten Waffen blüht, immer mehr zurück.

Die Bewohner Syriens und Palästinas gehören dem semitischen Zweig des Menschengeschlechtes an. Wir dürfen dieses Land, in dem sie heute noch wohnen, als ein Stammland dieser Rasse betrachten. Darum wollen wir an dieser Stelle die anthropologischen und ethnographischen Merkmale der semitischen Rasse schildern, die in der Geschichte der Völker von hoher Bedeutung geworden ist, wenngleich der Höhepunkt ihres Eingreifens in die Geschichte längst überschritten ist. Wir schließen uns bei den folgenden Ausführungen zum Teil Schurtz an.

Zweifellos sind die Semiten mit den Hamiten verwandt, die wir noch kennen lernen werden. Freilich mag der Zusammenhang mit den ihnen räumlich am nächsten stehenden, Afrika bewohnenden Hamiten zeitlich sehr weit zurückliegen. Besonders sind es die semitischen und hamitischen Sprachen, die einen Zusammenhang erkennen lassen. Immerhin aber sind die Verschiedenheiten groß genug, um gebieterisch eine Trennung zu verlangen, und auch durch die körperlichen Unterschiede beider Rassen wird dieses Verlangen gerechtfertigt. Die Semiten sind hellfarbig, doch meist etwas dunkler als die Arier. Der Schädel ist durchschnittlich mesocephal; doch muß bemerkt werden, daß relativ noch wenige Messungen vorliegen. Charakteristisch ist das scharfgeschnittene, ausdrucksvolle Gesicht mit der gebogenen Nase und den in der Regel schmalen Lippen. Ratzel nennt die Semiten und Hamiten ihren körperlichen Eigenschaften nach mulattenhafte Uebergangsglieder zwischen den Weißen und den Schwarzen, zwischen denen ja auch ihre alten und ihre heutigen Wohnsitze gelegen sind.

Ursprünglich zerfielen die Semiten in zwei ziemlich scharf getrennte Gruppen, die nördliche, die die Assyrer, Babylonier, Aramäer, Hebräer und Phönizier umfaßte, und die südliche, der die verschiedenen arabischen Stämme angehörten. Gegenwärtig ist diese Trennung kaum mehr durchzuführen. Wie schon erwähnt, haben die semitischen Völker den Höhepunkt ihrer Entwicklung überschritten, und ihre wichtigsten Glieder, die älteren, gehören ausschließlich der Geschichte an. Die Assyrer, Babylonier und Phönizier sind vom Erdboden verschwunden; auch die Aramäer, Hochländer, unter denen man die früheren Bewohner Syriens und Mesopotamiens begriff, sind ebenso wie die Hebräer der alten Geschichte nicht mehr völlig dieselben Stämme, wie ihre heutigen Nachkommen in den gleichen Ländern. Die heutigen Vertreter des semitischen Zweiges der Menschheit sind, abgesehen von einer Reihe kleiner Stämme, die Juden und die Araber.

Die Bewohner des heutigen Syrien sind eine Mischrasse. Einen syrischen Volksstamm giebt es nicht. Das altsyrische Volk, das dem aramäischen Stamm der Semiten angehörte und im ersten Jahrtausend v. Chr. seine größte Blüte erreichte, lebt bloß noch in Resten fort und hat seine Sprache fast nur in der jetzigen Gelehrten- und Schriftsprache bewahrt. In der Mehrzahl der semitischen Syrier sind neben semitischem Blut türkische und hellenische Elemente vertreten. Zu ihnen gesellen sich als nichtsemitische Bestandteile Armenier und Kurden, Türken und Europäer.

Das meiste Interesse bieten für uns einzelne Stämme, die in abgeschlossenen Bezirken im Libanon ihren Sitz haben und hier sich zu eignen Volkscharakteren entwickeln konnten. Es sind dies besonders die Drusen und Maroniten.

Die Drusen bewohnen den südlichen Libanon, sind aber neuerdings in größerer Anzahl auch nach dem Dschebel Hauran ausgewandert und werden im ganzen auf 90000 Köpfe veranschlagt. In ihrer äußeren Erscheinung erinnern sie an Kaukasier und machen einen sehr angenehmen Eindruck. Mit stattlicher Erscheinung vereint sich eine natürliche, ernste Würde. Obwohl die herkömmliche Beschäftigung der Drusen Ackerbau und Viehzucht ist, so sind sie doch zugleich ein außerordentlich

tapferes Volk, das seine Unabhängigkeit stets zu wahren gewußt hat, wobei freilich manchmal in diesen Kriegen Grausamkeit gegen die Feinde mit unterlief. Auch Treulosigkeit wird ihnen vorgeworfen, aber nur gegen andre Stämme, während sie Geschlechtsgenossen gegenüber Treue und Ehrlichkeit hochhalten. In der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts lagen sie in jahrzehntelangen Kriegen mit den Maroniten, die sie fast vollständig aufrieben, bis die türkische Regierung ernste Maßregeln gegen sie ergriff, woranf die schon erwähnte Auswanderung in den Hauran erfolgte.

Bemerkenswert ist die hohe Stellung, die die Frau bei den Drusen einnimmt. Schon durch die Monogamie ist ihre Stellung eine wesentlich andre als sonst im Orient. Ihre Tugend wird hochgerühmt, und Ehescheidungen sind unter den Drusen fast unbekannt, obwohl eine Trennung ohne



Jüdische Aussätzige (Palästina)

große Schwierigkeiten erfolgen kann. Es ist dazu nur notwendig, daß der Ehemann seiner Frau in Gegenwart von Zeugen dreimal erklärt, daß sie besser thäte, zu ihrer Mutter zurückzugehen. Sehr merkwürdig und geheimnisvoll ist die Religion der Drusen. Sie basiert auf islamitischer Grundlage, ist aber zugleich mit christlichen und zoroasterischen Elementen durchsetzt und enthält auch vielerlei Aberglauben. Die Anfänge dieser Religion sind ungefähr in das Jahr 1000 zu setzen, in dem ihnen nach ihrer Vorstellung in dem damals in Aegypten herrschenden Kalifen Hakim die Verkörperung Gottes erschienen sei. Wenn sie somit auch an einen Gott glauben, so erkennen sie aber weder die Bibel noch den Koran als eine schriftliche Offenbarung eines höheren Wesens an. Die Pflege der Religion ist einer Anzahl von Eingeweihten überlassen, die auf etwa 5000 angegeben wird und denen die übrige Schar des Volkes als gläubige Gemeinde gegenübersteht. Ihr Leben wird durch sieben Vorschriften geregelt, die sie bekennen müssen. Eine von ihnen ist die Wahrhaftigkeit, und wir erwähnten schon, daß den Stammesgenossen Treue gehalten wird, wozu aber den Nichtgläubigen gegenüber keine Verpflichtung besteht. Ein andrer Hauptsatz ihrer Lehre ist der Glaube an einen alleinigen Gott. Zugleich sind sie verpflichtet, sich von allen Andersgläubigen streng fernzuhalten,

sich gegenseitig aber zu schützen und zu unterstützen. Eigenartig ist ihre Auffassung, daß die Seelen als solche nie zu Grunde gehen können, das heißt, daß ihre Zahl stets die gleiche bleibt, und als notwendige Konsequenz ergiebt sich, daß alle Seelen, die sich jetzt in einem menschlichen Körper befinden, daselbst schon seit Erschaffung der Welt existiert haben und bis zu ihrer Zerstörung weiter existieren werden. Fanatisch hängen sie ihrem Glauben an und sind darum für Bekehrungsversuche wenig empfänglich, während sie aber andrerseits auch nicht daran denken, ihre religiösen Ansichten andern aufzudrängen.



Ein Beduine

Hervorzuheben ist die hohe Bildung der Drusen. Fast jeder Druse kann lesen und schreiben, und eine verhältnismäßig gute Schulbildung wird auch der Frau zu teil.

Die Beschäftigung der Drusen ist, wie schon erwähnt, der Ackerbau. An den Abhängen der Hügel pflanzen sie in Terrassen Maulbeerbäume, Oliven und Wein.

Der zweite der erwähnten Stämme, die Maroniten, bewohnt den Westabhang des Libanon. Sie sind der Zahl nach den Drusen bedeutend überlegen, da sie ungefähr 200000 Köpfe zählen; doch werden ihr Charakter und ihre Begabung weit weniger gerühmt. Sie sollen weder Thatkraft und Mut noch Kunstsinn haben.

Freilich giebt es auch gute Beobachter, die diesem harten Urteil entgegentreten, so Dr. Keppler, der besonders die Sittenreinheit der Maroniten hervorhebt. Er betont, daß seit Aufhebung der strengen Abgeschlossenheit und seitdem die Verbindung dieses christlichen Volkes mit Europa wiederhergestellt ist, sich das Bildungsniveau des Klerus und des ganzen Volkes entschieden gehoben haben. Ja, er betrachtet es als einen vorgeschobenen Posten Europas, einen Vorarbeiter und Vorkämpfer für europäische und christliche Zivilisation.

Die Maroniten sind Anhänger des Christentums, das anfangs, nachdem es schon in den ersten

Jahrhunderten unter ihnen Wurzeln geschlagen hatte, eine eigentümliche Richtung erhielt und einen selbständigen Charakter annahm, sich allmählich aber der römischen Kirche näherte, auf deren Boden sie heute stehen. Ihren Namen führen sie von dem heiligen Maron, einem frommen Einsiedler, der um das Jahr 400 lebte. Sie haben eine Reihe von Klöstern; der Hauptpatriarch ihrer Kirche, der in Rom bestätigt werden muß, wohnt im Kloster Kanoben. Uebrigens hat ihr Christentum trotz



Ein Beduine aus dem Hauran (Syrien)

der Zugehörigkeit zur katholischen Kirche und obwohl sogar auf dem römischen Konzil von 1870 maronitische Bischöfe für die Unfehlbarkeit des Papstes stimmten, doch manches Eigenartige. So halten sie nach wie vor ihre Messe in der syrischen Sprache, haben ihre eignen Heiligen und Feste, gestatten die Priesterehe und teilen das Abendmahl in beiderlei Gestalt aus. Die Maroniten haben allein in Syrien auf den Felsen des Libanon das Christentum von Anfang an aufrecht erhalten, eine Insel im Meere des Islam, unter dessen Anprall der morsche Bau der morgenländischen Kirche am Ende des achten Jahrhunderts zusammenstürzte.

Die Hauptbeschäftigung der Maroniten ist Ackerbau; ihre Ortschaften liegen auf steilen Berghängen inmitten wogender Getreidefelder.

Des blutigen Zwistes, in dem die Maroniten mit den Drusen jahrzehntelang standen, haben wir schon gedacht; bemerkenswert aber ist, wie die gleichen äußeren Existenzbedingungen bei diesen verschiedenen Stämmen zu beinahe völlig gleichem Baustil geführt haben. O. Fraas, dessen Name mit der geologischen Erforschung des Libanon aufs engste verknüpft ist, giebt uns von diesen Steinkästen, wie er sie nennt, folgende Schilderung: „Da sämtliche Dörfer und Städte im Gebirge an den Berg angebaut sind, so sind alle Wohnungen mehr oder minder in den Berg hineingebaut. Das Erdgeschoß ist dann der Raum für das Vieh, die Ziegen, den Esel, das Pferd. Darauf sind vier Steinwände aufgeführt, in der Regel vier Meter lang und drei Meter hoch. Neun Pinienstämme mit einem Querholz und Tragpfosten bilden das Dach. Zwischen den Stämmen liegen Naturhölzer, auf ihnen Dorngestrüppe, auf dem Lehm zu einer Art Estrich festgestampft ist. Auf jedem Dach liegt eine steinerne Handwalze, die, sobald es zu regnen anfängt, in Bewegung gesetzt wird, um das Dach dicht zu machen. Auf der Wetterseite, das heißt gegen Süden, ist die Wand massiv, die andern drei Wände haben die Thür und je eine Fensteröffnung mit Läden. In der einen Ecke des Hausraums sind hölzerne Etagen für die Hausgeräte angebracht, in der andern Holzhurten für Teppiche, Kissen und Matratzen. An der fensterlosen Wand läuft eine Holzbank hin mit zweifelhaftem Polster und in der Regel mit einem rosafarbigen Zeug behangen. Für den Herd ist vor der Thür irgend eine Art Schuppen angebracht, in dem zugleich einiges Holz liegt. Kleine Hausgärtchen oder Baumpflanzungen sind fast an jedem Haus, zumal wenn zuoberst im Dorf ein frischer Quell entspringt, der in Gräben und Rinnen durch das Dorf geleitet ist. Ein Nußbaum oder ein Weinstock beschattet häufig das Haus, oder ein Feigenbaum reckt seine schlangenförmigen Arme aus, um mit seinen breiten Blättern im Sommer Schatten zu spenden. Dies ist das gewöhnliche Bauernhaus. Die Häuser der Wohlhabenden und Reichen sind nicht etwa in einem andern Stil gebaut, etwa mit mehreren Stockwerken übereinander, sind vielmehr nur ein Komplex mehrerer Steinkästen nebeneinander, möglichst so situiert, daß sie einen Hofraum umschließen."

Wie die Wohnung, so ist auch die Tracht ziemlich gleichförmig. „Im allgemeinen," so schreibt Fraas darüber, „treffen wir im ganzen Gebirge jene malerische, morgenländische Tracht, die den menschlichen Körper so wenig wie möglich beengt, weit und faltenreich, an Farben möglichst bunt. Vorab die weite, über den Knöcheln gebundene Pluderhose, die durch die nie fehlende breite Leibbinde von bunter Seide oder Wolle gehalten wird. Auch die Frauen und Mädchen tragen weite, bauschige Beinkleider über dem Knöchel gebunden und darüber Röcke, die bis in die Gegend des Knies reichen. Die Brust wird ganz allgemein offen getragen; die Schuhe der Frauen sind hölzerne Sandalen mit je zwei Stelzen unter der Ferse und unter dem Ballen, wodurch ein sehr unschöner, wackeliger, langsamer Gang hervorgerufen wird. Die Frauen tragen ausnahmelos den Schleier, die christlichen Frauen meist dunkle, die Kinder papageigrüne, rote, gelbe, blaue; je schreiender die Farbe, desto schöner. Die Frauen der Mohammedaner verhüllen sich ganz mit weißen Schleiern, die so gebunden sind, daß nur die schwarzen Augen zwischen den Binden hervorlugen. Von eigenartiger Schönheit ist die Kopftracht der Drusinnen, die einen hornartigen, reichverzierten Kopfputz, den Tantur tragen, an dem der lange weiße Schleier befestigt ist. Mit diesem verhüllen sie nur das halbe Gesicht oder ein Auge, und zwar das rechte, wenn der Mann, dem sie begegnen, rechts, das linke, wenn er links ausweicht."

Bei der Tracht der Männer, besonders bei den Häuptlingen der Drusen, spielen kostbare Waffen eine große Rolle.

An Zahl und Bedeutung werden diese ethnographisch bemerkenswerten Völker des Libanon erheblich von der übrigen Bevölkerung Syriens übertroffen, allein die heutigen Syrer im engeren Sinn sind, wie schon erwähnt, ein ausgesprochenes Mischvolk ohne jeden bestimmten Charakter. Nicht abzusprechen ist ihnen eine große geistige Regsamkeit und Intelligenz, die sie auch mit europäischen Ideen leicht vertraut macht. Ihre Gewandtheit im Handel hat sie auch in London, Liverpool,



Tänzer bei einer arabischen Hochzeit

Manchester, Marseille und andern Zentren des Welthandels festen Fuß fassen lassen. Sie bekennen sich zum Mohammedanismus. Die Anhänger des Islams sind in Syrien dreimal so zahlreich wie die Bekenner andrer Kulte.

Nennen wir den Namen Palästina, so treten vor unser geistiges Auge wohlbekannte, von Jugend auf vertraute Erzählungen. Wir verbinden mit dem Land Palästina nicht nur die Entstehung des Christentums, sondern verknüpfen mit ihm auf das engste einen Zweig der semitischen Rasse, die Juden. Freilich würde es sehr falsch sein, das heutige Palästina als jüdisches Land zu bezeichnen. Auf ungefähr 700000 wird die Einwohnerzahl Palästinas geschätzt, aber wenigstens achtzig Prozent davon sind nicht Juden, sondern Bekenner des Islams und gehören dem andern semitischen Zweige, dem arabischen, an. Wenn wir uns trotzdem auch hier noch nicht auf eine Charakteristik der Araber einlassen wollen, sondern sie auf die Schilderung Arabiens versparen, so müssen wir doch eine kurze Beschreibung der Beduinen und ihrer Lebensweise geben, da diese als Nomaden die Wüsten Palästinas durchziehen. Den Reichtum der Beduinen bilden ihre Herden. „Die fettschwänzigen Schafe, die langohrigen Ziegen und die Kamele werden vom bewaffneten Hirten ausgetrieben und weiden das kümmerliche Gras der Wüsten ab. Ist eine Gegend ringsum abgeweidet, so wird das Lager anderswo hin verlegt, und bei der Wahl des Lagerplatzes geben besonders Zisternen und Teiche den Ausschlag" (Keppler). Ein nicht uneinträgliches Geschäft ist das Geleit der Reisenden gegen eine Abfindungssumme, eine Einrichtung, die an Stelle des früheren Weglagertums getreten ist. Die stolzen, sehnigen Gestalten der Beduinen sind in Wind und Wetter gehärtet und gestärkt. Als Kleidung tragen sie ein baumwollenes Oberkleid von blauer oder violetter Farbe, das durch einen Ledergurt geschürzt wird, in dem der Kandschar, der lange Dolch und einige großkaliberige Pistolen stecken; darüber der weiß und braun oder weiß und blau gestreifte Mantel, der Aba, aus Kamel- oder Schafwolle; an den Füßen Sandalen, Lederstücke zum Schutz der Sohlen, die mit Schnüren befestigt sind, oder Pantoffeln von der beliebten roten Farbe. Die unzertrennliche Begleitung des Beduinen ist seine übermäßig lange Flinte sehr primitiven Systems, aber mitunter reich eingelegt. Das Haupt umwallt die Keffije, das schwarze oder bunte Kopftuch, das mit einem dicken Strick festgebunden ist. Die Frauen tragen ein langes, hemdartiges Gewand, blau, braun oder meist schwarz, und auf dem Kopf ein schwarzes Tuch, das sie beim Herannahen von Fremden eilig vor

das Gesicht ziehen. Zahlreiche Ringe an den Fingern, Armen und Fußknöcheln, wenn nicht aus Gold oder Silber, so wenigstens aus Messing und Glas, bilden den beliebten Schmuck; dazu mitunter große Ohren- und Nasenringe. Hände und Gesicht sind blau tättowiert.

Haben wir die Beduinen als Nomaden und Viehzüchter kennen gelernt, so treffen wir als Ackerbauer speziell die Kufar, einen Stamm, den Schurtz als mutlos, aber fleißig bezeichnet. In ihrem Thun und Treiben nicht unähnlich den Fellahs Aegyptens, sind sie den Mißhandlungen der Beduinen oder Städtebewohner in gleicher Weise ausgesetzt, ohne sich dagegen zu wehren.

Die Zahl der Juden beträgt in dem heutigen Palästina kaum 100 000. Am stärksten sind sie in Jerusalem und seiner Nachbarschaft vertreten, wo ungefähr 50 000 Juden leben.

Nirgends in der Welt sind bekanntlich die Juden als ein Volk in geschlossenen Massen vereinigt, sondern sie leben überall unter andern Stämmen. Da wir somit nirgends ein rein von Juden



Arabische Kinder

bewohntes Gebiet antreffen, so wollen wir bei der Schilderung Palästinas, das als Stammland der Juden zu betrachten ist, auf diesen wichtigen Zweig der semitischen Rasse näher eingehen. Die physische Beschaffenheit der Juden ist seit den ältesten Zeiten unverändert geblieben, wie altägyptische und assyrische Abbildungen beweisen. Das Ergebnis neuerer Untersuchungen ist nach Schurtz folgendes: „Der Jude hat mesocephale Kopfbildung, schmales Gesicht, große, gekrümmte, aber sehr schmale Nase, die an der Wurzel etwas eingesenkt ist; fleischige Lippen. Die Stirne gerade, aber nicht hoch, die Augen dunkel, mit mandelförmigem Schnitt. Das Haar erscheint im allgemeinen dunkel, fast schwarz, schlicht oder gekräuselt, der Bartwuchs ist reich, die Haut weiß. Der Körper ist kaum mittelgroß (165 Centimeter), der Hals kurz und dick, die Muskulatur der Beine und Arme ist schwach." Man unterscheidet übrigens einen edleren, spanisch-jüdischen Typus mit feinen Zügen und schlichtem Haare und einen deutsch-jüdischen mit gröberen Zügen und krausem Haarwuchs. Religion, Sitte und Gesetze bewahrten die Juden trotz ihrer Zerstreuung unter andre Völker im großen und ganzen vor Vermischung mit ihnen und ließen sie ihre Rasse auffallend rein erhalten. Hierzu kommt noch, daß sich bei Mischehen der jüdische Typus mit einer merkwürdigen Zähigkeit bewahrt, oft noch nach Generationen durchschlägt und bei wiederholten Vermischungen in seinen charakteristischen Merkmalen andern Rassen

gegenüber überwiegt. Aber immerhin finden sich gelegentlich auch Juden, bei denen die jüdischen Rassenmerkmale infolge von Vermischung zum Teil verschwunden sind. So begegnen wir in England blondhaarigen und blauäugigen Juden von auffallend heller Hautfarbe und stattlicher Körpergröße; rothaarige und rotbärtige Juden treffen wir nicht selten in Deutschland, in Cochinchina und an der Malabarküste. In Indien giebt es Juden, die so dunkel sind, daß sie sich in der Hautfarbe kaum von den Eingeborenen unterscheiden lassen und nur der Gesichtsschnitt den Juden verrät. Die schwarzen Juden Afrikas sind unbedingt auf Vermischung mit Negern zurückzuführen.

Vornehme arabische Braut

An die Geschichte der Juden brauchen wir kaum zu erinnern; in großen Zügen ist sie wohl jedem bekannt. Sie empfingen, sagt Ratzel, die historische Erziehung eines eingeengten, gedrückten Volkes. Gleich ihren Verwandten in Arabien und Syrien waren sie ursprünglich Nomaden und bewohnten Mesopotamien. Ihre ältesten Bücher kennen keine festen Altäre, und alle Opfer waren Tieropfer. Zur Seßhaftigkeit gingen die Juden über, als sie nach Palästina zogen, dem gelobten Lande Kanaan; neuere Forschung verlegt diesen Zug etwa in das Jahr 1247 v. Chr. Allein ihr Land der Verheißung war eine Oase. Sie konnten sich binnenwärts kaum ausbreiten. Dazu fehlte ihnen kriegerischer Sinn in höherem Maße. Wenn sie auch „mit des Schwertes Schärfe“ Palästina eroberten und immer wieder innere Wirren und Parteiungen das Land in blutigen Fehden zerrissen, so haben sie doch nie größere Kriege geführt, und nur einmal, zur Zeit ihrer höchsten Machtentfaltung unter König Salomo, haben sie den Weg zum befreienden und bereichernden Meer gefunden und den Hafen an der Bucht von Akabah besessen. Aber während ihre Stammverwandten, die Phönizier, sich durch ihre großartigen Seefahrten als das erste Seevolk der alten Zeit, nicht minder durch ihren Handel und ihre Industrie und durch Entdeckungen und Erfindungen, die von größter Wichtigkeit für die Kultur der Menschheit geworden sind, einen unvergänglichen Namen erworben haben, war die Blüte der Juden, die sie unter ihrem größten König erreichten, nur schnell vorübergehend. Bald wieder sahen sie sich vom Meere abgeschnitten, auf Palästina beschränkt und der Willkür stärkerer Nachbarn preisgegeben. So unterlagen sie mehrfach mächtigen Gegnern, den Assyrern, Babyloniern

und endlich den Römern. Lange versuchten die Juden, der drohenden Umklammerung durch das römische Weltreich Widerstand zu leisten; aber im Jahre 70 n. Chr. fiel Jerusalem nach einer furchtbaren Belagerung in die Hände des römischen Feldherrn Titus, und in Blut und Flammen ging das durch schwere Parteikämpfe zerrissene israelitische Reich zu Grunde. Noch heute zittert durch die ganze jüdische Welt die Klage um die Zerstörung des Heiligtums nach, das den nationalen Mittelpunkt bildete. Von jenem Tage an, dem 12. August des Jahres 70, hörten die Juden auf, eine Nation zu sein. Sie wurden zerstreut in alle Welt.

Die Juden sind, sagte D'Israeli einmal, keine Nation, sondern sie bestehen aus vielerlei Nationen, und wie das Chamäleon, ändern sie die Farbe je nach ihrem Aufenthaltsort. Es ist jedenfalls richtig, daß sich die Juden nach ihrer Zerstreuung unter alle Völker auf den verschiedensten Wegen den europäischen Kulturvölkern angepaßt haben, allein ihre Eigenart haben sie doch stets zu wahren gewußt, wie sie auch, was wir schon andeuteten, ihre körperlichen Rasseneigentümlichkeiten zu erhalten verstanden. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, inwieweit die Unterdrückung, der die Juden überall jahrhundertelang ausgesetzt waren, umbildend auf ihren Charakter eingewirkt hat; daß diese Einwirkung nicht gering war und sich nicht vorteilhaft geltend machte, steht wohl außer Zweifel. Wie ihre Stammesgenossen, die Phönizier, so waren auch die Juden von jeher mit besonderem Handelsgeist begabt, und er mußte sich notgedrungen einseitig und in besonderer Art entwickeln, als die verschiedenen Völker, unter denen die Juden nach ihrer Zerstreuung lebten, ihnen mit grausamer Strenge den Weg zu fast allen andern Berufszweigen bis auf die neueste Zeit versperrten. Es ist selbstverständlich, daß die ausschließliche Handelsthätigkeit nicht ohne Einfluß auf ihren Charakter bleiben konnte und sie zum Teil habgierig und oft nicht wählerisch in ihren Mitteln werden ließ. Zudem machte sie das finanzielle Uebergewicht über die Völker, unter denen sie zu leben gezwungen waren, im Zusammenhang mit den starken Rasseverschiedenheiten und ihrer Exklusivität bei fast allen Völkern unbeliebt. Fast alle Nationen, bei denen sich Juden niedergelassen haben, gewöhnten sich, sie als einen Fremdkörper zu betrachten, und ließen sie ihre äußere Macht nicht selten auf das grausamste fühlen.

Durch die zähe Energie und das feste Zusammenhalten, das für die Juden so charakteristisch ist, überstanden sie alle Verfolgungen siegreich, und zugleich brachten manche leuchtende Namen auf den Gebieten der Litteratur, der Musik und andrer Geisteswissenschaften den Nachweis, daß die Begabung der Juden doch nicht so einseitig ist, wie oft angenommen worden war.

Der Verlauf ihrer Geschichte wie ihre ethnographische Stellung würde es nicht rechtfertigen, wenn man ihnen eine größere Bedeutung zuschreiben wollte als so manchem andern Volk, das im Verlauf der Jahrtausende geblüht hat und verwelkt ist. Auf dem Gebiet der Religionsgeschichte sind die Juden aber von großer historischer Bedeutung, weil sie unter den Semiten in ganz besonderem Maß die Träger des Monotheismus geworden sind. Freilich meint Schurtz, daß ihre Bedeutung auch hierin früher überschätzt worden sei, da die genaue Kenntnis der älteren semitischen Kulturen fehlte. Fast durchweg hätten die Juden danach ihre religiösen Ideen andern entlehnt, allein was sie aus eignem hinzuthaten, das war „jener glühende Fanatismus, ohne den diese Ideen nie ihre weite Verbreitung erlangt hätten".

Hervorzuheben unter den jüdischen Charaktereigenschaften sind das innige Familienleben und das feste Zusammenschließen der Stammesgenossen wie das zähe Festhalten an den althergebrachten Gebräuchen. Freilich ist in letzterem Punkt auf der einen Seite eine gewisse Verknöcherung nicht zu verkennen. Dafür sind andrerseits mit der veränderten sozialen Stellung der Juden viel Althergebrachtes, manche schöne Sitte und Erinnerung verloren gegangen. Je nach den einzelnen Ländern finden sich auch hier mancherlei Verschiedenheiten. Vielfach aber vollziehen sich noch die Familiengebräuche in der althergebrachten heiligen Form.

Am dreißigsten Tage nach der Geburt des ersten Sohnes findet, nachdem die allgemein verbreitete Beschneidung schon am achten Tage vollzogen worden, die „Loskaufung der Erstgeburt" statt. Freunde und Verwandte werden mit dem Rabbiner zu der Feier eingeladen. Der Vater legt das Kind in die Arme des Rabbi und häuft auf einem Teller eine Anzahl Silberstücke. „Dies ist mein

Erstgeborener," sagt er zu dem Rabbi; „ich wünsche ihn loszukaufen gemäß dem Befehl Gottes, geschrieben in dem Buch des Gesetzes." — „Wünschest du in der That, deinen erstgeborenen Sohn loszukaufen?" entgegnet der Rabbi. „Ich wünsche von Herzen, meinen Sohn loszukaufen, und dies ist das Lösegeld nach dem Gesetz Mosis." Der Rabbi nimmt das Geld und giebt das Kind dem Vater zurück. Dieser ergreift ein Glas Wein, dankt Gott und trinkt mit dem Rabbiner aus dem Glas. Hierauf hält der Rabbi den Teller mit dem Gelde über das Kind mit den Worten: „Dies ist für das Kind; es ist sein Lösegeld. Möge das Kind erzogen werden in unserm heiligen Gesetz, heranwachsen, in die Ehe treten und voll werden guter Werke. Amen." Festlichkeiten schließen sich dieser religiösen Feier an, die an die Loskaufung des Erstgeborenen vom Tempeldienst in Jerusalem erinnert.



Arabische Dorfhochzeit

Frühe Ehen sind bei den Juden die Regel. Besonders in den morgenländischen Wohnsitzen heiraten die Mädchen oft schon mit fünfzehn Jahren, und häufig erfreuen sich die Ehen reichen Kindersegens.

Dreierlei Zeremonien sind mit einer jüdischen Hochzeit verbunden: das Versprechen, die Verlobung und endlich die Hochzeit. Gemäß dem jüdischen Gesetz ist eine Verlobung nicht nur ein Versprechen zur Hochzeit, sondern der erste Schritt zur Zeremonie der Hochzeit selbst. Mindestens zehn Personen müssen sowohl bei der Verlobung wie bei der Hochzeit anwesend sein, nicht nur um den Festen eine größere Weihe zu geben, sondern um ihnen überhaupt den Stempel der Gültigkeit aufzudrücken. Bei der Verlobung werden zugleich die Mitgift und der Tag der Hochzeit bestimmt und das sogenannte Kethuba festgesetzt, eine Einrichtung, an der besonders die Juden des Ostens festhalten. Es ist dies die Bestimmung einer Summe, die der Mann der Frau im Fall der Ehescheidung zu zahlen hat, zur Sicherung der Frau gegen Willkür des Mannes, die sich als nötig erwiesen haben mag, da die Ehescheidung nach jüdischem Gesetz ohne große Schwierigkeiten zu

ermöglichen war. Die Feier der Hochzeit selbst ist lang und umständlich, besonders bei den reicheren Juden. In feierlicher Prozession wird die Braut vom Haus ihres Vaters zum Haus des Vaters des Bräutigams geleitet. Hier wird sie auf den Ehrensitz aus gelber Seide im Festzimmer geführt. Nachdem eine Zeit vergangen, ertönt der Ruf: „Sehet, der Bräutigam kommt!" Umgeben von seinen Freunden und in Begleitung des Rabbi erscheint der Bräutigam, um seinen Platz in der Nähe des Sitzes der Braut an einem Tisch, auf dem Wein steht, einzunehmen. Der Rabbi setzt sich ihm gegenüber. Ueber seinem Haupt ist ein Stück weißer Seide ausgespannt, das „talith". Sodann erhebt sich die Braut von ihrem Sitz und wird dreimal um den Bräutigam herumgeführt, zur Erfüllung des Jeremiasschen Wortes, „das Weib soll ihren Mann begleiten". Nachdem das Brautpaar vor dem Rabbi Platz genommen, spricht dieser ein Gebet und reicht Braut und Bräutigam ein Glas Wein. Mit den Worten: „Siehe, so bist du mir angetraut nach dem Gesetz Mosis und Israels," steckt der Bräutigam seiner Auserwählten den bindenden Ring an den Finger. Nach Verlesung des Heiratskontraktes, der vom Bräutigam und den Zeugen unterschrieben wird, spricht der Rabbi über das junge Paar die „sieben Segen" und reicht ihnen den Wein. Auf den Boden wird ein leeres Glas gestellt, das der Bräutigam mit wuchtigem Fußtritt zerschmettert. Im Osten, besonders in Jerusalem, knüpfen sich noch manche andre Bräuche an diesen entscheidenden Schritt. So weist auf die alte, dem auserwählten Volk gegebene biblische Verheißung: „Seid fruchtbar und mehret euch", der Gebrauch hin, daß die Braut dreimal über eine Platte mit lebenden Fischen, das Symbol der Fruchtbarkeit, schreitet.



Towara-Beduinen



Mädchen aus Bethlehem

Arabien

Der Araber ist der Typus des Semiten der Gegenwart, und er hat wohl auch das Wesen des semitischen Stammes am treuesten von Anfang an bis auf die Gegenwart bewahrt, wenn natürlich auch an ihm die Jahrtausende nicht spurlos vorübergegangen sind. Wir haben ihn schon als Bewohner Mesopotamiens und Syriens kennen gelernt, haben uns aber seine nähere Würdigung aufgespart, bis wir auf unsrer Wanderung nach Arabien gelangt sein würden, dem Stammland dieses Zweiges der Semiten, das ihren Namen trägt und in dem sie wohl von jeher heimisch waren.

Auf das engste ist mit der Lebensweise und dem Charakter des Arabers der geographische Charakter seiner Heimat verbunden, auf den wir daher erst einen kurzen Blick werfen wollen.

Die gewaltige Halbinsel erinnert in ihrem Ausbau sehr an den benachbarten afrikanischen Kontinent. Sie stellt ein hohes Tafelland mit erhöhten Rändern dar. Das Innere wird von Wüsten eingenommen, die zum Teil noch keines Europäers Fuß betreten hat. Erfüllt von losem Flugsand, der bald zu Hügeln angehäuft, bald wieder auseinander geweht wird, ausgezeichnet durch außerordentlich hohe Luft- und Sandtemperaturen, flößen diese Wüsteneien selbst den Eingeborenen Schrecken ein. Mit lebhaften Worten schildern die Reisenden, die diese öden Strecken teils besucht, teils sie wenigstens von fern gesehen haben, ihren trostlosen und doch erhabenen Eindruck. So schreibt Wrede von der Wüste El-Ahkaf: „Und vor mir weit unten die Ahkaf, die unabsehbare Sandfläche, die mit ihrer unendlichen Menge wellenförmiger Hügel einem bewegten Meere gleicht. Keine Spur von Vegetation, sei es auch die kümmerlichste, belebt die weite Oede, und kein Vogel unterbricht mit seinem Gesang die Totenstille, die auf dem Grab des sabäischen Heeres ruht." Und Palgrave schreibt von der Wüste Nefud: „Vor uns, hinter uns, zur Rechten und zur Linken erhoben sich die weißen, unbestimmten Formen der Sandhügel; unter unsern Füßen tiefer Sand, rund umher tiefe Stille, die einer fremden und phantastischen Welt anzugehören schien, in die der Mensch sich nicht hinein wagen sollte." In der Mitte werden die Wüsten durch ein Hochland geschieden, das „Nedschd", das bessere Vegetation zeigt und sich, wie wir sehen werden, zur Viehzucht eignet. Im Südwesten senkt sich das Hochland mit wohlbewässerten Terrassen zur Landschaft Jemen, der „Arabia felix", dem „glücklichen Arabien", herab.

Das ganze Nedschd zeigt einen Wechsel von frischen, fruchtbaren und wasserreichen Oasen mit Dörfern und Städten einerseits, weiten Sandebenen und öden Kalkgebirgen andrerseits. Leichter Dunst, der sich oft zu dichtem Staubnebel steigern kann, lagert über der Landschaft und hüllt sie in gelbrote Farben, zwischen denen das Grün der Oasenvegetation und das blendende Weiß der Ortschaften grell hervorleuchten. Ein weicher Wind, von den Dichtern als „Zephir von Nedschd" besungen, weht über die Ebene. Jemen ist dagegen die einzige wirklich gut bewässerte, niederschlagsreiche und fruchtbare Landschaft Arabiens.

Wesentlich unterscheiden sich vom Innern Arabiens die Küstenländer. Wir folgen in ihrer Schilderung wiederum Sievers. Zwar sind die meisten, unmittelbar an das Meer grenzenden Küstenstriche ebenso öde und wüst wie der größte Teil des Inneren, aber in einiger Entfernung vom Meer beginnen fruchtbarere Landschaften.

So unwirtlich das Land auch vielfach ist, so treffen wir doch auch hier auf alte Kulturen, aber meist nur noch auf Spuren davon. „Arabien ist," sagt Ratzel, „das Land der Ruinen." Von Anfang an waren alle Araber wie auch die Juden Nomaden. Einen mächtigen Aufschwung nahm

dieser Zweig des semitischen Stammes, als unter ihnen ein Mann von ungewöhnlicher Thatkraft erstand, der Prophet Mohammed. Sein Heerruf erweckte die bisher thatenlosen Nomaden, und es begann eine Aera großartiger Eroberungen, die sich nicht nur auf Vorderasien und Nordafrika erstreckten, sondern auch nach Europa hinübergriffen. Aber gegen das Ende des Mittelalters verfielen die neu gegründeten Staaten wieder, und unter der Herrschaft der Türken ging auch die Kultur in Arabien wieder zurück. Begünstigt und auch gezwungen durch die Steppennatur des größten Teiles von Arabien, waren viele Bewohner überhaupt Nomaden geblieben. Andre sanken nunmehr wieder in das Nomadentum zurück. So können wir heute drei Klassen von Arabern unterscheiden: „den Arab-Bedu, d. h. den Beduinen, der sich nomadisierend in der Steppe herumtreibt und eine Lebensweise führt wie seine Vorfahren wohl schon vor tausend Jahren, den Arab-Dire, d. h. den halbnomadischen Araber, der an dem Rande der Wüste ein Zelt oder eine ärmliche



Arabische Kinder beim Spiel

Lehmhütte bewohnt, und den Städtebewohner, meist Kaufmann und Industrieller, der Friedlichste und Gebildetste seines Stammes" (Ratzel).

Bei der Schilderung der körperlichen Eigenschaften der Araber können wir uns im ganzen auf das über die Juden Gesagte beziehen, da, wie erwähnt, die Araber ein typisches semitisches Volk sind. Freilich ist es schwer, einen einheitlichen arabischen Typus aufzustellen, da sich den Bewohnern des Landes vielfach fremde Elemente beigemischt haben. Besonders ist bei Einteilung der arabischen Völkerstämme die Hautfarbe zu berücksichtigen, denn die nomadischen Stämme des Innern und des Nordens sind weit heller als die Städtebewohner des Westens und Südens. Die Südaraber werden vielfach als schwarz bezeichnet.

Sehen wir uns zunächst die Beduinen an, die freien Söhne der Wüste, die im Norden und in der Mitte der Halbinsel ihr ungebundenes Leben führen. Sie werden uns beschrieben als „Menschen von mittlerem, sehnigem Bau, mit kleinen Händen und Füßen, schmalem Kopf, mäßig aufgeworfenen Lippen, schön gebogener Nase, großen feurigen Augen, bronzefarbener Haut, dunkelbraunen lockigen Haaren und kärglichem Bart." Die Beduinen haben sich rein zu erhalten gewußt, denn Vermischung gilt bei ihnen für eine Schande, und selbst da, wo sie vorübergehend ansässig sind,



Arabische Tänzer in Frauenkleidung

finden kaum Vermischungen statt. Der ganze Körper der Beduinen ist „ein lebendiger Ausdruck der langjährigen Gewöhnung an die Strapazen und Entbehrungen der Wüste". Mit Recht werden die Freiheitsliebe der Araber, ihre Kampflust und ihre stolze Gesinnung gerühmt, die sich freilich zugleich in einem unglaublichen Stammeshochmut geltend macht. Die große Tapferkeit der Beduinen wollen übrigens manche Skeptiker mehr in ihren Dichtungen als in der Wirklichkeit finden. Ein bemerkenswerter Zug ist auch ihre Gastfreundschaft.

Der Reichtum der nomadisierenden Araber, der Beduinen, sind ihre Herden; besonders werden Kamele, Schafe und Pferde gezüchtet. Das Kamel ist für größere Reisen unentbehrlich und wird immer mehr als Reittier benutzt. Das Pferd ermöglicht blitzschnellen Angriff und ebenso rasche Flucht. Die Zucht der berühmten arabischen Pferde, dieser vorzüglichen Renner, wird auch heute noch mit großem Erfolg von den reichen Häuptlingen der verschiedenen Stämme, den Scheichs, getrieben. Auf der Suche nach Weideplätzen sind die Beduinen mit ihren oft sehr großen Herden immer unterwegs. Hierbei lösen sich manchmal einzelne Stämme ab und werden auch vorübergehend seßhaft. Sie bauen dann Getreide, bleiben aber nur so lange, bis die Ernte eingeheimst ist. Die Beduinen sind nicht bloß harmlose Herdenbesitzer, sondern auch gefürchtete Räuber, und als solche haben sie sich einen besonderen Namen gemacht. Wir haben schon bei der Besprechung Palästinas gehört, daß die Reisenden unter dem Schutz der Beduinen reisen, die dafür eine gewisse Steuer einziehen. Dieser Brauch, gegen Entgelt Karawanen zu geleiten, ist jedenfalls uralt. So hören wir, daß die Bewohner des Nedschd einmal jährlich nach Nedschef am Euphrat ziehen, um dort den Pilgerzug der persischen Schiiten abzuholen und mit 100 bis 200 Bewaffneten bis Mekka zu geleiten, wobei seit einem halben Jahrhundert auch Händler zugelassen werden, um die geringen Bedürfnisse der Araber zu befriedigen. Nicht selten hat das Bestreben, sich gegen Räubereien der Araber zu schützen, den Charakter förmlicher regelmäßiger Steuern angenommen. So zahlte nach Moritz die



Wasserträgerin im Libanon

etwa 300 Seelen starke Bevölkerung der Oase Palmyra an der Grenze Nordarabiens, wenigstens noch in den achtziger Jahren, an die Beduinen jährlich 9000 bis 11 000 Mark Abgaben, während die Abgaben an die Regierung nur 450 Mark betrugen. Uebrigens sind die Beduinen, und das ist ein Glück für die friedlichen Oasenbewohner, auch unter sich fortwährend in Fehde; eine angeborene Kampfslust scheint ein unausrottbares Erbteil dieser Stämme zu sein.

Die einzelnen Stämme stehen unter der Macht von Scheichs, deren Stellung erblich ist. Der Scheich hat Macht über Leben und Tod; ihm liegt die Schlichtung von Streitigkeiten in seinem Stamm ob, wie auch der Abschluß von Verträgen mit andern Stämmen.

Der nomadisierenden Lebensweise der Beduinen entsprechend sind ihre Wohnungen nur sehr primitiv und beschränken sich auf mühelos errichtete Zelte aus leichtestem Material. Außer einfachen Zelten finden sich auch ärmliche Lehmhütten als Wohnungen. Man trifft sie besonders bei den halbnomadischen Arabern an, die sich am Rand der Wüste niederlassen und so gewissermaßen den Uebergang zwischen den Nomaden und den Städtebewohnern bilden. Ganz anders sind die Behausungen der Städtebewohner, denen wir uns nun zuwenden wollen. Während die ersteren im ganzen Norden Arabiens, in der Mitte und in Teilen des Südens leben, finden sich die Städtebewohner namentlich an den Küsten und in den besser bewässerten Gebieten Süd- und Westarabiens. Ihre Wohnungen sind aus Stein und häufig in die Trümmer alter Wohnungen hineingebaut. Ratzel giebt uns folgende Schilderung von ihnen und von einer arabischen Stadt: „Die Zerstörungslust ungezählter Fehden hat das Land mit Trümmern von Burgen und Mauern übersät, und heute wohnt in Südarabien ein nicht geringer Teil der Bevölkerung in den Trümmern der Vorfahren; denn kaum ist eine Höhe ohne Reste früherer Bauten; die einzeln oder in Gruppen stehenden Häuser in Jemen gleichen noch immer mehr Burgen als gewöhnlichen Wohnstätten. In den früheren unruhigen Zeiten, wo fast jede Familie auf ihren eignen Schutz angewiesen war, suchte man sich durch ein festungsartiges Wohnhaus auf steilem Fels Sicherheit zu verschaffen. Ganze Orte, wie Hadie, der Hauptort des Djebel Rema, bestehen aus zerstreut auf den Anhängen liegenden Häusern. Nur die Märkte, die man alle paar Meilen trifft, eine Doppelreihe kleiner Läden, in denen die Kaufleute der Umgegend an Markttagen ihre Waren preisbieten, die aber sonst verödet sind, liegen am Wege. Der Unterbau der Häuser pflegt aus Bruchsteinen zu bestehen, der Oberbau aus einem groben Mörtel. Arabische Städte stehen in der Regel eng zusammengebaut, an Berghängen kühn hinauf, die Häuser, um den Raum innerhalb vieltürmiger Mauern auszunutzen, sechs- bis siebenstöckig. Unregelmäßige Erker und Türmchen, oft hübsch aus Holz geschnitzt oder aus Rohr geflochten, geben den Straßen ein überaus pittoreskes Aussehen. Statt des teuern Fensterglases wird ein stark durchscheinender, dünn gespaltener Alabaster benutzt. Mit Blumen schmückt man die Fenster. Die schmalen Straßen sind mit Gewölben oder auch nur einfach mit Brettern, Matten oder Segeltuch überdeckt, deshalb dunkel, aber auch im Sommer kühl. In der Mitte ist eine Rinne, worin die Lasttiere laufen, und zu beiden Seiten zwei kleine Bürgersteige. Stellenweise lagern wahre Berge von Unrat. Die Lieblingsstellungen des Orientalen, das Hocken, Kauern oder Liegen, machen Tische und Stühle auch den Wohlhabenden entbehrlich."

Sehr malerisch und zugleich einfach und praktisch ist die Tracht der Araber, besonders die der Beduinen. Das Untergewand ist ein langes weißes Hemd, das durch einen rohen Ledergürtel zusammengehalten wird. Ueber dem Hemde wird eine Art Tunika getragen, von Seide oder Baumwolle, je nach den Mitteln des Besitzers, die „Abba". Sie ist meist weiß und dunkel gestreift. Im kühlen Norden wird zur Winterszeit noch eine Schafwolljacke getragen, die außen rot gefärbt ist. Eigentümlich, praktisch und zugleich sehr gefällig ist die Kopftracht. Auf beiden Seiten hängen bei den Beduinen lange Schläfenlocken herunter, das Haupt aber wird stets vom Turban bedeckt. Er besteht aus Baumwolle oder Seide, ist nicht ganz einen Quadratmeter groß und an den Seiten gefranst und meist gelb oder rot gestreift. Indem er dreieckig zusammengelegt wird, hängen rechts und links sowie über den Nacken lange Zipfel herunter; zur Befestigung dient eine schwarze Schnur, die zweimal um den Kopf gewunden wird und hinten fast im Nacken liegt. Diese Art der Kopf-

bedeckung ist in außerordentlich praktischer Weise den klimatischen Verhältnissen angepaßt. Sie schützt vor Sonnenstich, und die Enden des Tuches können auch vor die Augen gezogen werden. Die Füße sind mit roten, an der Spitze abgestutzten und nach aufwärts gebogenen Schuhen bekleidet. Die Tracht der Frauen ist noch einfacher; sie gehen in einem weiten, langen, blauen Hemd einher, dessen zwei Meter lange Aermel als Kopftuch und Oberkleid dienen. Reichere Frauen tragen darüber



Ein Straßenbarbier in Damaskus

noch ein mantelartiges Oberkleid. Ein Tuch bedeckt den unteren Teil des Gesichtes und läßt nur Nase und Augen frei.

Etwas abweichend ist die Tracht der Städtebewohner Südarabiens. Sie besteht bei den Männern aus einem blauen Hemd mit langen, weiten Aermeln, deren Enden rückwärts am Nacken zusammengebunden werden, so daß die Arme frei sind, einem weißen Schurz und einer blauen Kopfbinde, um die eine gelbe Schnur gewickelt ist. Die Frauen tragen Hosen und bunt gestreifte

Hemden, auf dem Haupt ein Kopftuch und darüber noch einen Strohhut. Sie gehen nie unverschleiert. Als Schmuck lieben sie Ohr- und sogar auch Nasenringe aus Silber, Fuß- und Armspangen aus Silber, seltener aus Gold, ein Schmuck, der auf der dunkeln Haut von prächtiger Wirkung ist. Die Männer ziehen dem Schmuck Parfüm vor; sie tragen gern am linken Oberarm ein mit starken Riechstoffen gefülltes Bockshörnchen, außerdem ein Zängelchen zum Splitterziehen und ein Täschchen mit Koransprüchen.

Als Waffe dient ihnen seit ältester Zeit die Lanze, an deren Stelle oft auch die Lunten- oder Steinschloßflinte tritt. Daneben trägt der Araber das kurze gerade Schwert und den Dolch. Wie es bei einem so kriegerischen Volk natürlich ist, sind die meist kostbar verzierten Waffen der Stolz ihres Besitzers. Besonders in Südarabien findet man wertvolle, reich mit Silber eingelegte Flinten, deren Glanz sich wirkungsvoll von dem Bronzeton der Haut ihrer Träger abhebt.

Die Nahrung der Araber ist vorwiegend vegetabilisch. Die Hirten leben außerdem von der Milch ihrer Tiere. In Südarabien wird viel Maispolenta gegessen. Ueberhaupt ist hier der Speisezettel dank dem blühenden Ackerbau am mannigfaltigsten. Bei reichem Wasserzufluß und warmem Klima wird das ganze Jahr geerntet und gesät. Durra und Hirse erreichen in dichten Stauden Höhen von fünf bis sechs Metern. Eigentümlich ist die in Süd-Jemen übliche Art, das geschnittene Getreide aufzubewahren, indem man es in den Halmen zwischen die Zweige der im Acker stehenden Bäume legt. In diesem fruchtbarsten Teil der arabischen Halbinsel werden auch zahlreiche Obstsorten kultiviert, vor allem die Dattelpalme, deren Heimat Westarabien zu sein scheint. Zwischen Kokos- und Dattelpalmen, Zitronen, Bananen, Tamarinden, Platanen, Sykomoren und Reben liegen die Dörfer eingebettet, während Kaffeepflanzungen sich am Abhang und bis zu 2200 Metern aufwärts ausbreiten. Als Hauptfrucht darf die Dattel gelten. Sie ist „das Brot des Landes", der „Stab des Lebens". Mohammed lehrte seine Anhänger, die Dattelpalme zu ehren; „denn sie ist eure Mutter"! Eine frische Dattel hat freilich keine Aehnlichkeit mit den getrocknet zu uns kommenden Früchten. Von der ungefähren Größe einer Pflaume, ist die Frucht saftig und von ausgezeichnetem Geschmack.

Unwillkürlich denken wir bei Arabien auch an den Kaffee. Die Sage erzählt, daß er zuerst von Nomaden entdeckt wurde, die am Rand der Wüste ein Feuer unter einem wilden Kaffeestrauch angezündet hatten. Bald verbreitete sich ein wohlthuender, ihnen fremder Geruch. Sie fanden, daß er von den durch das Feuer gerösteten Beeren des Strauches kam, unter dem sie lagerten, und die unschätzbare Pflanze war entdeckt. Uebrigens wird im arabischen Kaffeeland der eigentliche Kaffee nur im Gebirge getrunken und vielfach auch zu Ehren der Heiligen, so z. B. in der weihevollen ersten Nacht, die der zur See nach Mekka Pilgernde auf dem Meere zubringt. Das Hauptgetränk der Araber neben Wasser ist der leichte „Kischer", ein Absud frischer Kaffeeschoten, dessen Aroma köstlicher als das des Kaffees sein soll.

Während die Beduinen wie alle Araber Ackerbau treiben, halten sie eine Menge von Gewerben unter ihrer Würde. Sie werden den „Achdam" überlassen, die bei den stolzen Beduinen so verachtet sind, daß sie nicht in ihre Häuser kommen dürfen. Sie können als tiefststehende Kaste gelten; denn das Kastenwesen, das wir schon in Indien kennen gelernt haben, hat auch in Arabien Wurzel geschlagen. Als „Scherif" werden die vermeintlichen Nachkommen des Propheten Mohammed bezeichnet. Ihnen schließen sich in der Rangordnung weitere herrschende Familien an. Dann kommen die Beduinen, die als Krieger höher stehen als die ackerbauenden Araber. Nun folgen die „Achdam", und noch viel tiefer stehen in Jemen „zwei echte Pariakasten, die ‚Schumr' und die ‚Schafedi', die alle ekelhaften Hantierungen verrichten wie ähnliche Kasten Indiens, Musikanten, Sänger und Gaukler umschließen und sogar vom Besuch der Moscheen ausgeschlossen sind".

Die Ehe wird allgemein durch Brautkauf geschlossen. Die Hochzeiten finden nur Sonntags und Mittwochs statt, da jeder andre Tag als unheilvoll gilt. Die Braut wird reich geschmückt, von ihren weiblichen Verwandten geleitet, zum Lager des Bräutigams geführt. Pantomimen beim Einholen der Braut erinnern an die frühere Sitte des Brautraubes. Festlichkeiten und Tänze gehen



Ein Araber

der Hochzeit voran, bei den Beduinen eine ganze Woche lang, meist Tänze, bei denen ein im Kreis stehender Mann den Kreis zu durchbrechen sucht. Erst nachdem einige Tage unter Festlichkeiten vergangen sind, darf sich das junge Paar als vermählt betrachten.

Die soziale Stellung der Frau ist tief, wenn es auch falsch wäre, wollte man in ihr nur eine Sklavin sehen.

„Dem Weibe gehört die Arbeit des Hauses und leichte Verrichtungen außerhalb des Hauses, während das Feld von Männern bestellt, die Abwartung der Gärten, das Hüten der Herde, das Abschlachten des Viehs, kurz viele schwere Arbeit von ihnen besorgt werden."

Zur Familie werden auch die Sklaven gerechnet; schon hieraus geht hervor, daß die Stellung der Sklaven keine harte ist. Ratzel nennt die ihnen zu teil werdende Behandlung sogar eine oft bis zur Schwäche gehende Milde. „Sklaven sind oft gekleidet wie ihre Herren, haben Eigentum, sammeln sich Vermögen und können sich durch ihre Ersparnisse freikaufen." Mohammed selbst war persönlich der Sklaverei abgeneigt.

Einige eigenartige Gebräuche kommen bei Begräbnissen vor. Bei einigen Stämmen ist es Sitte, den Toten mit seinem Schwert, Turban und Gürtel zu begraben. Nur die Frauen, nicht die Männer tragen ihre Trauer äußerlich zur Schau, und im Haus des Toten vollführen Trauerweiber, die eigens für diesen Anlaß gemietet sind, ein schauerliches Klagegeheul, schlagen sich mit den Armen, raufen sich die Haare aus und suchen auf jede Weise dem Schmerz einen drastischen Ausdruck zu verleihen. Der Sonnenuntergang ist die gewöhnliche Zeit der Begräbnisse; über dem Grabe spricht der Priester, der Mullah, Worte des Korans. Die Leiche wird mit dem Angesicht nach Mekka begraben. Auch der Tote soll nach der heiligen Stätte schauen, deren Besuch das höchste Ziel des lebenden Arabers ist, wo der Prophet zuerst gelehrt, bis ihn Verfolgungen an jenem 16. Juli 622, der Hedschra, dem Beginn der mohammedanischen Zeitrechnung, nach Medina fliehen ließen, wodurch diese Stadt zum zweiten großen Heiligtum des Islam wurde.

Die große geschichtliche Rolle, die die Araber eine Zeitlang zu spielen berufen waren, gründete sich auf die Entwicklung ihrer Religion, des Islam. Sternverehrung, Steinanbetung, ein gering entwickelter Naturdienst waren ursprünglich die Religion der Araber. Da trat im 7. Jahrhundert Mohammed auf, der durch Aufnahme christlicher und jüdischer Glaubenselemente die Religion veredelte, und wenn er auch noch manches von dem alten Glauben beibehielt, so z. B. die Verehrung des schwarzen Steins in der Kaaba in Mekka, doch die Religion aus polytheistischer Auffassung zu einem auf das schärfste durchgeführten Monotheismus erhob. Mit semitischem Fanatismus wurde die neue Lehre erfaßt, die dem Charakter der Völker Vorderasiens und Nordafrikas besser zusagte als der christliche oder mosaische Glaube. Mit Feuer und Schwert wurde der Islam weit hinein nach Asien, Afrika und sogar nach Europa getragen, und auch heute noch, in einer Zeit, wo der Glanz des Halbmonds längst verblichen ist, hat die werbende Kraft der mohammedanischen Religion noch nicht nachgelassen. Die Lehre Mohammeds hat die Malaien bis nach Australien hin gewonnen und ist in das Innere von China vorgedrungen. „Die Stärke des Islam liegt in den guten moralischen Vorschriften und der umfassenden gesetzlichen Wirksamkeit des heiligen Buches Koran. Er stiftet Nutzen durch seine Anleitung zur Reinlichkeit und zur Enthaltung von Alkoholgenuß, kräftigt die Moral durch den Hinblick auf ein Jenseits, zu dessen Erwerbung gottgefälliges Leben nötig ist, und läßt das Gepränge und die Aeußerlichkeiten nicht vermissen, die dem orientalischen Volkscharakter zusagen." Der Koran ist nächst der Bibel das meist gelesene Buch. Freilich hat der Islam auch seine Schwächen; vor allem ist der weitgehende Fatalismus, der Glaube an die Unabänderlichkeit der Ereignisse, schädlich geworden, besonders seitdem das indolente Volk der Türken die Führung der islamitischen Welt übernommen hat. Auch viel Aberglauben ist dem Islam beigemischt, und auch er ist nicht von einer tiefgehenden Spaltung verschont geblieben, die zu einer Schädigung führen mußte. Wir haben schon bei der Besprechung Persiens von den Schiiten gehört, die im Gegensatz zu den Sunniten, den Anhängern der Tradition, die drei ersten Kalifen nicht als Nachfolger Mohammeds betrachten, sondern das Kalifentum erst von Ali an rechnen. Mit der rapiden

Entwicklung des Islam ging ein großartiger geistiger Aufschwung der Araber zusammen. Vor allem waren es die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer, die eine eifrige Pflege fanden und denen eine Anzahl Bildungsstätten geweiht war, wie Cordoba, Bagdad, Damaskus. Wenn auch der Vorwurf vielleicht nicht ganz unberechtigt sein mag, daß dem spekulativen Sinn das kritische Bestreben fehlte, und daß die Astronomie vor allem astrologischen Zwecken diente, wie überhaupt die arabische Wissenschaft sich nie ganz vom Aberglauben frei zu machen gewußt hat, so muß dem gegenüber doch daran erinnert werden, daß das arabische Spanien zu einer Zeit der Hort der Wissenschaft war, wo im übrigen Europa die Kenntnisse früherer Zeiten beinahe völlig verloren gegangen und die Wissenschaften in engste Fesseln geschlagen waren, und daß wir somit den Arabern in Spanien die Erhaltung vieler wichtiger Ueberlieferungen verdanken. Auch der Handel blühte mehr als je, und nicht minder die Künste. Insbesondere hat die Architektur in Moscheen und Palästen, namentlich während der maurischen Herrschaft in Spanien, glänzende Schöpfungen von höchstem Reichtum der Dekoration hervorgebracht. Freilich hat Ratzel recht, wenn er sagt, daß es der schmale Boden des Teppichs ist, auf dem sich die arabische Kunst in Verwendung von geometrischen und graphischen Motiven erhebt; allein diese Kunst feiert ihre Triumphe nicht nur in der Architektur, sondern auch in Erzeugnissen des Kunstgewerbes. Auch das Geringste läßt sie nicht ohne Schmuck. Bemalte Thonwaren und Holzgeräte, Sandalen und andre Lederwaren bezeugen ihre Farbenfreude nicht minder als Teppiche. Das geometrische Prinzip ist der Grundgedanke der arabischen Kunst. Ihm gehorchen die wunderbar verschlungenen Buchstaben heiliger Worte ebenso wie die spärlicheren Pflanzenmotive. „Die Mannigfaltigkeit in dieser Einfachheit," sagt Ratzel, „die Phantastik, die mit so einfachen Mitteln arbeitet, die Kühnheit der Farbenverteilung in der Gebundenheit der Grundlinien, die Harmonie dieser Gegensätze ist das Geheimnis des Zaubers der arabischen Kunst."



Ein arabisches Zeltlager









